This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06826128 2

Stunden der Andacht

zur Beförderung

wahren Christenthums

und

häuslicher Gottesverehrung.

Vierter Band.

Andachtsbuch einer christlichen Familie.

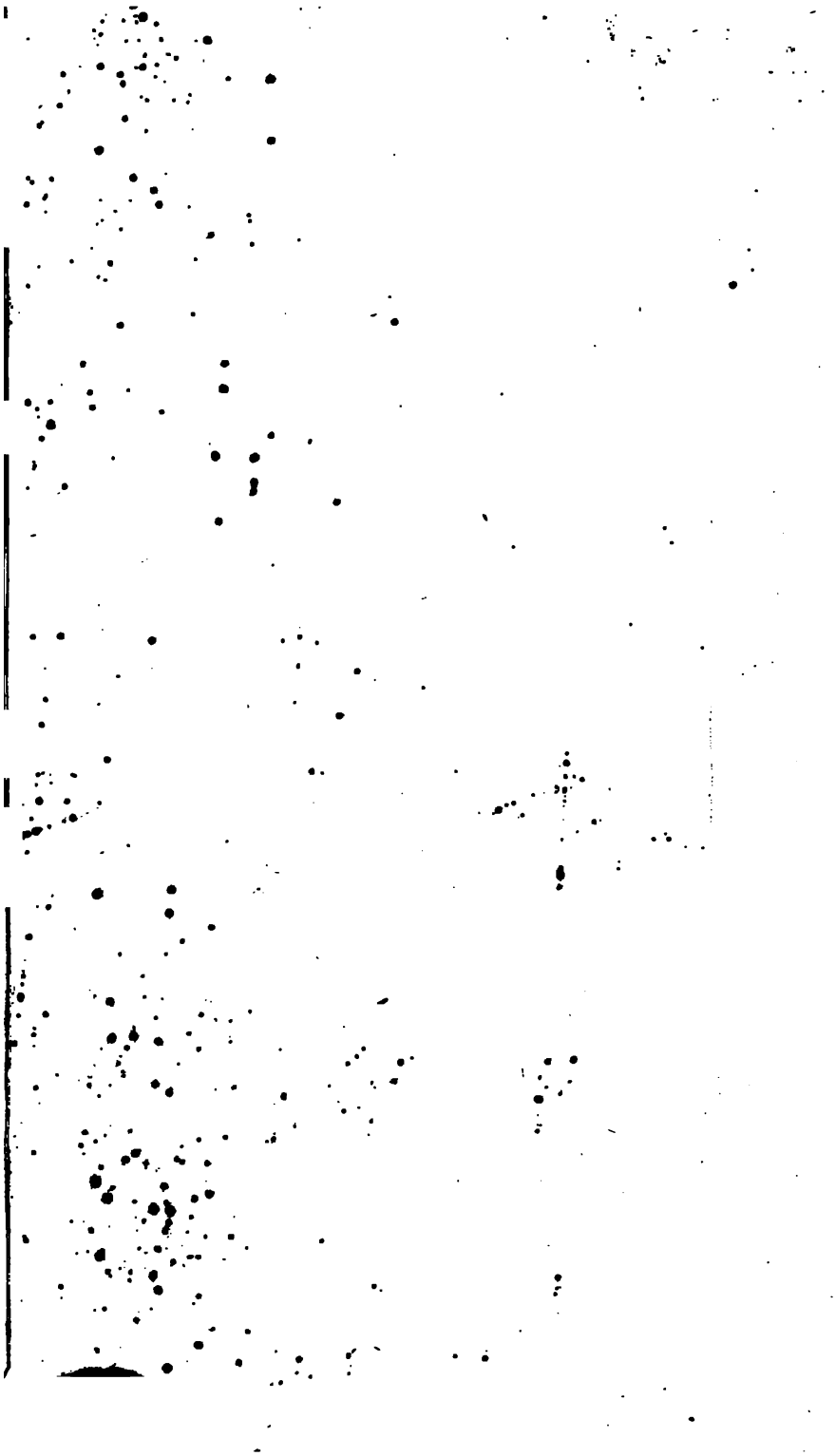
ASTOR LIBRARY
NEW-YORK

Siebenzehnte

vollständige und verbesserte Original-Ausgabe.

Mit königlich Würrembergischem Privilegium.

Aarau 1834.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.



1.

Empfindungen am Neujahrstage.

Jerem. 21, 8.

Der Du das junge Jahr mir ſchenkeſt,
Wer bin ich, daß Du mein gedenkeſt,
Und mir erneueſt Deine heil'ge Treu'?
Wie kann ich Staub Dir würdig danken?
Erhaben über ird'ſche Schranken,
Iſt Deine Liebe ewig neu.

Du ſäeſt Welten aus, wie Saaten,
Und das Geheimniß Deiner Thaten
Iſt blendend Licht und Harmonie und Sturm;
Und in der Kette Deiner Wunder
Iſt eine Sonne nur ein Zunder,
Und eine Erde nur ein Wurm.

Wer kann, o Weſen aller Weſen,
Des Schickſals große Rolle leſen,
Auf welche Du der Himmel Ordnung ſchreibſt?
Wer hat mit Dir im Rath geſeſſen,
Das ewige Geſetz zu meſſen,
Nach welchem Du die Sphären treibſt?

Das Urverhältniß aller Dinge
Liegt weislich in dem großen Ringe,
In langen Folgen der Nothwendigkeit;
Und nichts wird, wenn auch ſchwache Seelen
Mit Gram ſich und Verzweiflung quälen,
Im Schickſal anders eingereiht.

Du haſt gerecht zu meinem Leben
Mir Glauben und Vernunft gegeben,
Genug zum Segen und zum Fluch!
Ich bin, wenn ich, was ich verſchulde,
Nicht ohne Murren freundlich dulde,
Mir ſelbſt ein wilder Widerſpruch.

Laß mich nie in der Welt es wagen,
Dich hochvermeſſen anzuklagen,
Weil dunkel noch das große Jenſeits ſteht;
Nicht fluchen, wenn das Laſter ſieget,
Wenn Tugend weinend unterlieget:
Du bleibſt gerecht in Nichtermajeſtät!

Wenn Angſt und Zweifel in mir ſtürmet,
Und Nacht auf Nacht ſich um mich thürmet,
Und alle Sinne ſich im Schwindel dreh'n,
So will ich meine Hände falten,
Und mich an Dich im Sinken halten,
Und ſinkend werd' ich nicht vergeh'n.

Wer heute doch in die Bruſt der Sterblichen, in das Geheimniß ihrer Gefühle, Hoffnungen, Beſorgniſſe und Wünſche, hineinblicken könnte, mit denen ſie den Anfang des neuen Jahres begrüßen! Freilich, wohl auch Tauſende beginnen das Jahr leichtſinnig, gleichgültig, ohne beſondere Gedanken dabei, ſo wie ſie das vorige Jahr endeten; ihnen iſt ein Tag wie der andere. Aber Millionen dagegen treten den neuen großen Lebensabſchnitt nicht ohne gewiſſe Gemüthsbewegungen an, welche beſonders dieſer Tag zu erregen fähig iſt. Viele denken: Was habe ich, was haben meine Angehörigen von dem bevorſtehenden Jahr zu erwarten? Wird es beſſer, wird es ſchlimmer werden?

Andere denken kaum nur noch ſo weit hinaus. Sie beſchäftigt nur der Gedanke an die bevorſtehende Ergötzung, welche dieſer Tag ihnen gewöhnlich darbietet; an die zu empfangenden oder abzuſtattenden Glückwünſche, welche durch Mode und Höflichkeit eingeführt ſind; an die geſellſchaftlichen Freuden, an die Gaſtmähler, an die Geſchenke, welche dieſem Tag anzugehören pflegen.

Der in Geſundheit Blühende ſieht in der Zukunft nichts als glückliche Zufälle, die ſeiner warten. Der von Natur Aengſtliche ſeufzt bei dem Gedanken, daß die unangenehmen Verhältniſſe, in denen er ſich zum Theil ſchon gegenwärtig befindet, wohl noch viel traurigere Stunden herbeiführen können. Der Kranke blickt unmuthvoll und wehmüthig zurück auf die Reihe ehemals genoſſener freudiger Neujahrstage, während diesmal nun der Anfang des Jahres bitter und vielleicht von übler Vorbedeutung iſt. Der Jüngling baut Entwürfe des Ehrgeizes und Reichthums für die Zukunft. Die Jungfrau ſieht ſich in den dämmernden Fernen kommender Tage als Neuvermählte, als Gattin und Hausmutter. Doch mehr oder weniger ſucht Jeder, der es irgend vermag, an dieſem Tage Vergnügen und Erhei-

terung, und glaubt, was er fröhlich beginne, werde dadurch zum dauernden Frohsinn eingeweiht. — Und wenn er sich auch mit demselben täuschen sollte, so will er sich gern getäuscht haben.

Der weisere Mensch aber — und wer möchte nicht auf diesen Namen Anspruch machen? — der weisere Mensch, auch wenn er sich willig dem Vergnügen hingibt, das ihm solch ein Festtag bereitet, sucht dennoch gern einen Augenblick der Einsamkeit für sich zur stillen Ueberlegung. Er weiß es, die Zeit und ihr Name thut nichts, die Lustbarkeit weihet nichts, sondern das Gemüth thut Alles, das Gemüth muß die Zukunft weihen.

Er weiß es, sein ganzes Leben ist ein Hinreissen zu unbekannten Schicksalen. Jeder neue Tag führt ihm neue Erscheinungen vor das Auge. Nicht diese Erfahrungen, nicht diese Schicksale können ihm Wohl oder Wehe bringen, sondern die Art und Weise, wie er sie aufnimmt, anwendet und verläßt. Wer dies noch nicht weiß, der hat sein ganzes bisheriges Leben noch ohne allen Vortheil verlebt.

Darum sucht der besonnene Weise auch an diesem Tage einen einsamen Augenblick. Er will mit sich selber zu Rathe gehen, auf welche Art er die Reise am besten und am nützlichsten fortsetzen könne. Es entgeht ihm nicht, daß er, ungeachtet er schon so alt geworden, wie er ist, dennoch unbefriedigt in seinen Erwartungen geblieben, und keineswegs so glückselig geworden sei, als er wohl fühlt, daß er sein könnte. Es entgeht ihm nicht, daß ihm, so ernstlich er auch daran gedacht haben mag, das Wichtigste von Allem abging, was weise, muthig, unerschrocken, mäßig und Gott und Menschen uns zu Freunden macht, — wahre Religiosität, ein lebendiges, unser ganzes Wesen durchdringendes, unser Inneres verklärendes Christenthum.

Nun steht vor ihm ein neues Jahr, wie eine fremde, verhüllte Gestalt, ernst und geheimnißvoll, mit unbekannten Verhängnissen im Bunde. Es steht vor ihm da, wie ein Bote Gottes, und spricht mit der Stimme des Propheten: „Sage diesem Volk, so spricht der Herr: siehe ich lege euch vor den Weg zum Leben und den Weg zum Tode. (Jer. 21, 8.)

Ja wohl der Weg zum Leben und zum Tode; er spaltet sich scheidend zur Linken und Rechten vor unsern Blicken. Einen müssen wir wählen. Die Zeit drängt uns unaufhaltsam fort.

Wegweiser schweben um uns. Sie winken zur Rechten und Linken. Vernunft und Glauben dort — Leichtsinn und Sinnlichkeit hier. Beide bieten uns Glück, beide fordern von uns Opfer dafür. Es sprechen Vernunft und Glauben: Opfere das Gegenwärtige für die Ewigkeit, und alle Tugenden, alle Verdienste, die reinste Zufriedenheit gehören dir. Es sprechen Leichtsinn und Sinnlichkeit: Opfere das Zukünftige für das Gegenwärtige, und bei allen Verirrungen wird dir noch dann und wann ein froher Tag.

So liegen vor uns Segen und Fluch. Wählen sollen wir. Wir begannen ehemals manches neue Jahr, ohne diese und ähnliche Ueberlegungen; lebten harmlos in den Tag hinein, und genossen den Augenblick, wie er sich gab. — Aber haben wir auch das Leben ohne Reue genossen? Siehe, du klagst noch heute, du bist noch nicht beglückt, es fehlet dir noch so viel, um zufrieden zu sein. An wem lag die Schuld? An dir, oder an Gott?

So spricht der Herr: siehe ich lege dir vor den Weg zum Leben! — Hast du Entschlossenheit, ihn zu betreten, so bist du einer dauerhaften Glückseligkeit gewiß. Auf diesem Wege sollst du die marternde Reue nicht finden, nicht die bittern Folgen übereilter Handlungen, nicht den Verdruß um vereitelte Entwürfe. Auf diesem Wege sollst du auch unter allen Verleumdungen ehrwürdig, auch bei aller Mißgunst des Glücks heiter, auch in der Armuth reich sein; sollst in deinen Krankheiten zu den Schmerzen lächeln; sollst, wenn Freunde dir treulos sind, sie nicht vermissen; sollst, wenn dir an deiner Brust der Geliebteste unter den Menschen stirbt, mit den Empfindungen unnennbarer Seligkeit auf seinen Leichnam hinblicken. Was kannst du Herrlicheres vom Leben unter dem Himmel fordern? Alle übrigen Gaben des Glücks, alle andern schönen Stunden, die dir Gottes Vorsehung zubereitet, werden gleichsam nur eine bloße Zulage zu dem unermeßlichen Schatz von Freuden sein, den du auf diesem Wege des Lebens findest.

Kennst du ihn noch nicht, diesen Weg? Scheint dir, was hier gesagt wird, eine kalte, langweilige Predigt von Worten, wie man oft zu hören pflegt? — Ich beklage dich. Aber ich weissage dir: es wird eine Stunde in dein Leben hineintreten, welche dir, wie ein fallender Blitzstrahl, furchtbare Helligkeit über jene Worte bringen wird. Du liesest heute diese Zeilen, und legst sie sorgenlos nieder; aber es wird eine Stunde hereinbrechen in dein Leben, welche dich schauerlich an sie zurückmahnt, und an den Weg zum Leben, den sie dir nannten. Du bist heute noch wohlgemuth, und weißt nicht, woher dir das Unglück kommen sollte; aber wie, wenn in diesem neuangetretenen Jahre du um Ehre und Ansehen kommen solltest, und ein Spott deiner Gegner werden müßtest? Wie, wenn dies Jahr das entscheidende Jahr wäre, in welchem du mit den Deinigen schnell oder allmälig in vorher unbekannte Noth und Dürftigkeit zurücksinken müßtest? Wie, wenn du in diesem Jahre als Leiche erblicken müßtest die von dir auf Erden am innigsten geliebte Person? Wie, wenn deine Todeskrankheit selbst nicht mehr so weit entfernt wäre, als du heute noch glaubst, und du unter den Thränen deiner Familie sehr unerwartet auf ewig die Augen schlössest? — Kennst du den Weg zum Leben, auf welchem du erhabener als jedes Schicksal, ein unangefochtenes Glück durch alle Stürme tragen würdest? Willst du ihn kennen?

Verlasse die bis heute betretene Bahn, die bis heute gewohnt gewesene Denkart, in welcher du für deine eigene bleibende Zufriedenheit keine Genugthuung angetroffen hast. Stirb dem Vergangenen ab, verwandle dich gleichsam in ein neues Wesen; löse deinen Geist in Jesu Christi göttlichen Geist auf, der zu dir spricht: Ich bin die Wahrheit und das Leben.

Die Auflösung unsers Geistes im Geiste des Göttlichen geschieht durch Annahme seiner Denkart, durch das Sichzueigenmachen seiner stillen, menschenfreundlichen Tugenden, durch die Entfernung von Fehlern des Gemüths, durch die Liebe zu Gott und das Einssein mit Gott. Es geschieht, wenn wir auf Alles, was uns auf Erden Freude macht, nie einen zu hohen Werth setzen; wenn wir uns selbst bändigen, und das, was wahr, ge-

recht und gut ist, dem vorziehen, was angenehm, nur für uns allein nützlich, nur vor den Leuten ehrbringend ist; wenn wir den Blick von der Erde gern empor in die Ewigkeit richten, und uns oft erinnern, selbst bei unsern Alltagsgeschäften, in der Gesellschaft unserer Freunde, selbst in der Stunde der Lustbarkeit, daß der ewige Geist, der uns beseelt, ein Zeitgenosse aller Heiligen, ein Erbe des Unvergänglichen sei.

Hast du diesen Weg noch nicht gekannt? — Heute kennst du ihn! Hast du ihn noch nie zu betreten versucht, mit Ernst zu betreten, anhaltend, ohne wieder abzuweichen: versuche es denn mit dem Anfange dieses Jahres, o du, der doch schon so viel versucht hat, um ein dauerhaft frohes Dasein zu gewinnen. — Wenn du einst am Ende des Jahres, welches du jetzt begonnen hast, nicht zufriedener in dir selbst, nicht geliebter von den Menschen, nicht unverletzbarer gegen die Streiche des Schicksals, mit einem Worte, nicht dauerhaft glücklicher geworden bist: dann nenne die Religion ein Mährchen, und die Verheissungen Jesu Christi ein leeres Traumbild.

Aber nicht im leichten, vorbeifliegenden Entschlusse betritt den Weg zum Leben, sondern mit jener ernsten Beharrlichkeit, ohne welche überhaupt nichts Großes und Vollendetes geleistet werden kann. Deine Schwachheiten und Fehler alle kennst du. Es sind diejenigen deiner Gemüthseigenschaften und Gewohnheiten, durch welche du dir seither die meisten Verdrießlichkeiten zuzogst; — brich mit ihnen; übe die entgegengesetzten Tugenden. Werde nicht müde, wenn manche Selbstüberwindung dir zu schwer werden will: harre aus! Laß den Muth nicht sinken, und verzweifle nicht an der Möglichkeit, vollkommener zu werden, wenn du einmal, vielleicht wider deinen Willen, dich selbst vergessen hast, und in die vorige Schlaffheit zurückgesunken bist. Ermuntere dich, und laß dich fortdauernd ermuntern zur Veredlung deines Gemüths. Der Mensch bedarf unter den Zerstreuungen des Tages dieser neuen Reize, dieser Erinnerungen an gewisse, große, religiöse Wahrheiten. Das Herz kann oft ermatten, aber das Lesen und Hören des göttlichen Wortes, das Lesen belehrender, frommer Schriften, und besonders das

Gebet, die Unterhaltung mit Gott, ſind die wahren Erfriſchungen des Herzens.

Ein neues Jahr ſteht vor uns, ernſt und geheimnißvoll, ein Bote Gottes, und ſpricht mit der Stimme des Propheten: So ſpricht der Herr: ſiehe, ich lege euch vor den Weg zum Leben und den Weg zum Tode.

Ja wohl, auch den Weg zum Tode öffneſt du mir, neues Jahr, mit deinen erſten Stunden. Jeder Augenblick iſt ein wiederholter Schritt zum eigenen Sarge. Aber noch droht mir ein anderer Tod, nicht der des Leibes, ſondern der des Geiſtes.

Kennſt du den Weg zum Tode? — Es iſt der Weg zur Sünde. Die Sünde ſelbſt iſt meines Geiſtes Tod; die Sünde, das heißt, mein übermäßiges Behagen an Allem, was bloß ſinnlich iſt, macht ſchon meinen eigenen Leib zum Grabe des Geiſtes, denn Wirken heißt allein Leben. Wer nicht handelt, ſchläft. Wer nicht mehr thätig werden kann, iſt ein Todter. Der Geiſt, welcher ein göttliches Geſetz in ſich trägt, iſt ein Todter, wenn nicht er, ſondern die aus dem Fleiſch und Blut emporſteigenden Begierden wirkſam ſind; er iſt ein Todter, wenn ſtatt der Ewigkeit der Genuß des Augenblicks unſer Ziel iſt; wenn ich nicht mit Gott, ſondern mit den Dingen des Staubes engſte Vereinigung ſchlieſſe; wenn ich, ſtatt Selbſtbeherrſchung, Standhaftigkeit, beſcheidenen Sinn und Wohlwollen gegen Jedermann, in mir nur feige Klugheit finde, die mit den Umſtänden unterhandelt.

Kennſt du den Weg zum Tode? — Schaue zurück, Sterblicher, nach der Straße, von wannen du kamſt, auf welcher du heute noch beim Anfang eines neuen Lebensjahrs ſtehſt! Thätig warſt du im vergangenen Jahre, und auf mancherlei Art wirkſam. Aber wer war es? Du ſelbſt, oder vielmehr deine Sinnlichkeit, welche eine Gebieterin von dir ward? Du haſt redlich gearbeitet, um dein Brot zu verdienen, dein Vermögen zu vergrößern. Auch das Thier hat Mühe, wenn es ſeine Nahrung ſucht. Du haſt Niemanden belogen, beſtohlen, betrogen, weil du Furcht hatteſt, oder dir deine Ehre bei den Menſchen lieb war. Du haſt zu manchem Gemeinnützigen dein Scherflein bei-

getragen, weil es nicht wohl anders sein konnte, um nicht anstößig zu werden. Du hast mitleidvoll manchen Hilfsbedürftigen unterstützt, weil es dir eben bequem war, oder weil du von Natur weichherzig und empfindsam bist, und den Anblick des Elendes nicht ertragen magst. Du hast dich mit manchem deiner Gegner wieder ausgesöhnt, weil es für dich vortheilhafter war, vor ihm Ruhe zu haben, und damit du von ihm nicht in Erreichung anderer Zwecke verhindert würdest. Du hast Dem und Diesem guten Rath ertheilt, weil es dich nichts kostete, und du dir noch damit Jemanden verpflichtetest. Warst du aber mit allem diesem auf dem Weg zum Leben? Was war der thätige Theil in dir?

Lege die Hand auf dein Herz, und gedenke des Allwissenden, der dein Gemüth durchblickt, wie einen hellen Thautropfen, und antworte dir selbst wahr und redlich: Bist du so gut gewesen, als du dich oft gestellt hast, zu sein? Hast du immer vermieden, was dein besseres Gefühl verwarf? Hast du die Fehler unterlassen, die du an Andern sehr gut zu tadeln wußtest? Sind es gerade deine gewohnten Lieblingssünden, denen du bei jedem Anlasse den meisten Abbruch gethan? Bist du, wo Alles dich zum Zorn reizte, in gelassener Besonnenheit geblieben? Hast du auch da geholfen, wo man dir selbst Hilfe versagte? Hast du die Tugend am treuesten geliebt, wo die Verführung dir am gefährlichsten drohte? Vergaßest du deinen Nutzen, wenn du mit Hinopferung desselben irgend einem Andern weit größern Vortheil stiften konntest? Dachtest du bei Allem, was du thatest, nicht immer zuerst an dich selbst, sondern immer an das Beste deiner übrigen Nebenmenschen? Du schweigst und errötbest. — Siehe zurück auf die Straße, welche du wandeltest; es war nicht der Weg zum Leben, sondern zum Tode.

Dieses also war mein Weg? war es, auch bei meinen heiligsten Vorsätzen? Daher also mein bisher vergebliches Streben nach Ruhe, nach Zufriedenheit und Glück? Daher meine vielen mißvergnügten Augenblicke im vergangenen Jahr? Ich schwankte ohne Kraft zur wahren Tugend auf dem Weg des Todes, und täuschte mich selbst. Genug des Selbstbetrugs, denn ich betrüge mich um mein eigenes Leben, um meinen Frie-

den unterm Himmel, um meine Hoffnungen der Ewigkeit. Genug des Selbstbetrugs, der meine Augen blendete, mir oft Gott und Welt zum Räthsel machte.

Ich kenne den Weg zum Leben, Gott, mein Vater, den Weg zu Dir! Meine Vernunft und mein heiliger Glaube offenbaren ihn. In dem Geist Deines Sohnes Jesu Christi leben, das ist wahres Leben! Und dieses, o von heute an will ich es ergreifen und festhalten. Wie Jesus, will ich von heute an gleichmüthig, ruhig, standhaft und wohlwollend unter allen Umständen werden. Und damit ich es werde, will ich mich inniger und enger an den schliessen, den ich meinen Heiland, meinen Mittler, meinen Seligmacher nenne. Ich will mich an ihn schliessen, indem ich jede Gelegenheit benutze, oft sein heiliges, erquickendes, gemütherhebendes Wort zu hören, zu lesen und mir einzuprägen. Ich will mich an ihn schliessen, indem ich seiner gedenke, wenn mich die Leidenschaft, das Glück oder die Noth zur Sünde versucht.

Ja, in dieser Feierstunde beim Anfang des Jahres, könnte ich etwas Würdigeres thun, als vor Dir, Allwissender, vor Dir, Richter meines Lebens, einen solchen Entschluß fassen, der mich vom Tode rettet, und mir die höchsten Seligkeiten dieser und jener Welt gibt? Doch nicht der Entschluß rettet, und gibt Seligkeit, aber die erste beharrliche Ausführung desselben. O mein Gott, mein Vater, verhülle, was ich gelebt habe; gib mir Deinen heiligen Geist zu dem, was ich noch leben werde!

Und einst, am Ende dieses Jahres, dann — sollte ich es nach Deinem Willen überleben — will ich abermals zurücksehen auf die Straße, welche ich wandelte. Das Hochgefühl, welches das Bewußtsein des reinen Herzens gewährt, die Liebe aller edeln Mitmenschen, die immer den Guten begleitet; die Wonne, welche mich dann in Gedanken an Dich und im Gebet durchdringt, wird mir es sagen, ob ich in Jesu lebte und wohlgefällig vor Dir.

Gott, mein Gott, verlaß mich nicht! Schenke mir segnende Gnade, Kraft und Beharrlichkeit. Amen. Um Jesu willen, der mich zu Dir rufen lehrte. Amen.

2.

Wer iſt mein Nächſter?

Luk. 10, 29.

Gottes Kinder ſollt' ich haſſen,
Lieblos, unbarmherzig ſein?
Nicht dem Feind die Schuld erlaſſen,
Und von Herzen ihm verzeih'n?
Und der Herr erläßt mir doch
Meine Schuld und trägt mich noch.

O, ihr, eines Hauptes Glieder,
Chriſti, der für Alle ſtarb:
Lieben will ich euch, ihr Brüder,
Denen all' er Huld erwarb;
Für euch beten, euch erfreu'n,
Wohlthun, dulden und verzeih'n.

Allen helfen, Allen ihnen
Beiſteh'n, wie mein Heiland that;
Schaden wehren, Allen dienen,
Dem mit Hilfe, dem mit Rath;
Willig, jedes Unrechtes Feind,
Jedes Menſchen wahrer Freund.

Laſſet uns einander lieben,
Gern einander glücklich ſeh'n;
Keinen kränken und betrüben,
Keinen drücken, Keinen ſchmäh'n;
Aller Zwietracht, alles Streits
Feinde ſein, denn Gott gebeut's.

„Wer iſt denn mein Nächſter?“ —— fragte einſt ein Schriftgelehrter Jeſum, der ſeine Jünger unterrichtete. — Und „wer iſt mein Nächſter?“ fragt gewiß noch auf den heutigen Tag bei ſich in der Stille mancher Chriſt, mit allen Zweifeln jenes Schriftgelehrten.

Iſt's jener Bettler, fragt der ſtolze Reiche, dem ich mitleidig auf der Straße mein Almoſen hinwerfe, daß er mich nicht weiter beläſtige? Ich will ihm das Almoſen geben; aber wer verlangt im Ernſt von mir, daß ich ihn wie meinen Bruder liebe, mit ihm theile, mit ihm brüderlich umgehe? — Ich kenne keinen Nächſten, als der mit mir von gleichem Stande, gleicher Geburt iſt; wer in der Tiefe ſteht, iſt mir nicht verwandt.

Ist's der Bewohner entfernter Inseln und Welttheile, fragt der Ungläubige spottend: Wahrlich, mein Herz ist zu klein, eine so große Liebe zu beherbergen, welche das Menschengeschlecht umfaßt. Ich kann meinen Nächsten jenseits des Weltmeers weder rathen noch dienen, und begnüge mich, meine mich umgebenden guten Freunde als Nächsten zu lieben. . . . . .

Ist's der Heide und Jude auch? fragt der Glaubenseifrige. Wie kann ich den als meinen Nächsten lieben, der Gott weder auf die Art verehren noch lieben will, wie ich? Wie kann ich den für meinen Nächsten halten, der von meiner Religion abweicht, und Jesu Christo nicht so nahe stehen will, wie ich? Nur wer an Jesum Christum glaubt, wie ich, der kann mein Nächster sein.

Ist's der Mensch in den Reihen feindlicher Heere auch? fragt der Krieger. Wie soll ich den lieben, den ich zu vertilgen gehe, der, wenn ich ihn nicht vertilge, mein Vaterland ins Elend, meine Familie in Jammer stürzen würde? Es ist mein Beruf, ihn im Kampf zu tödten, oder gefangen hinweg zu schleppen. Der nur ist mein Nächster, welcher mein Mitbürger ist, der mit mir gleichen Gesetzen und Obrigkeiten gehorcht, und im Fall der Noth Blut und Gut für unsere gemeinschaftliche Erhaltung aufopfert. Jeder Andere bleibt mir fremd.

Ist's der grobe Missethäter auch? fragt der Richter: Meine Pflicht ist's, den Verbrecher nicht zu lieben, sondern zu strafen. Kann ich den als meinen Nächsten lieben, den ich mit Gerechtigkeit zum Tode verdammen muß? Kann ich dem wie einem Bruder verzeihen, der seine Verzeihung nur gebrauchen würde, aufs Neue Leben und Eigenthum seiner Mitmenschen unsicher zu machen? Er ist gleich einem wilden Thiere, welches aus dem Wege geräumt werden muß — aber ein solcher Unmensch ist nicht mein Nächster.

So macht sich in der That fast Jeder gern einen eigenen Begriff von dem, welchen er seinen Nächsten nennen möchte. Zwar nicht Jeder spricht seine Gedanken laut aus, aber die Meisten äussern sich durch ihre Weise, wie sie sich gegen andere Menschen benehmen.

Wer ist denn mein Nächster? — Jesus Christus antwortete dem Schriftgelehrten durch eins der herrlichsten Gleichnisse. (Luk. 10, 30 — 37.)

Ein rechtgläubiger Jude ward unterwegs von Mördern beraubt, und fast tödtlich verwundet. Da fand ihn ein Priester, der das auf Sinai gegebene Gesetz zu lehren Pflicht hatte, der das Gesetz kannte: du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. (3 Mos. 19, 18.) Aber der Lehrer übte nicht aus das göttliche Wort, ging hartherzig vorüber, und ließ den Unglücklichen schwimmend im Blute. — Dann kam ein Levit, einer von denen, welche sich rühmten, Gott habe sich ihnen selbst zum Erbtheil gegeben, deswillen sie ihm auch besonders dienten. Auch er ging vorüber. Er wußte nicht, daß der Beklagenswürdige sein Nächster sei. Endlich kam auch ein Samariter, und sah den Juden. Aber Juden und Samariter lebten in bitterer Entzweiung; sie haßten sich wegen bürgerlicher und religiöser Verschiedenheit. Doch der Reisende sah in dem am Wege liegenden Juden nicht den bürgerlichen, nicht den religiösen Gegner, sondern den Menschen. Er lud ihn voller Barmherzigkeit auf sein Thier, nachdem er seine Wunden verbunden hatte, und brachte ihn zu Menschen, die seiner pflegten, und zahlte für ihn. — Nur dieser wußte, wer sein Nächster sei. Er bewies sein Wissen in einer That voller Barmherzigkeit.

Und so hat Jesus Christus in einer hohen Weisheit die Zweifler belehrt, wer sein Nächster sei. — Es ist es jeder Mensch, der uns nahe steht; jeder, mit dem wir in Verhältnisse kommen, daß wir ihm nützlich sein können.

So ist auch der Bürger der entferntesten Weltgegenden, der weiße oder schwarze Mensch, ohne Unterschied bürgerlicher Gesetze, unser Nächster, sobald er uns nahe genug kommt, daß wir ihm dienen können. Es ist kein anderer Gott sein Schöpfer, als derjenige, der auch mich erschaffen hat; es hat ihn Gott zu keinen andern Zwecken erschaffen, als auch mich. Das Menschengeschlecht, wie es rings um den ganzen Erdball wohnt, ist eine einzige Familie, deren Vater der ewige, der liebende Gott ist. Und jedes Glied dieser Familie, wie es mit mir in inniger

Berührung kommt, ist mein Bruder, meine Schwester, mein Nächster.

So ist es auch der Bekenner einer andern Religion, sie heiße, wie sie wolle. Ich mag immerhin glauben, meine Religion sei heiliger, beseligender, als die seinige; er mag immerhin meine Ueberzeugung verachten. Aber er ist mein Nächster; und den göttlichen Ursprung meines Glaubens beweise ich ihm dadurch, daß ich, seiner Unwissenheit und seines Hasses ungeachtet, ihn als ein Kind Gottes ehre, und mit derjenigen Liebe ihm begegne, welche Gott gegen alle Menschen äussert, und der göttliche Jesus Christus mich zu empfinden gelehrt hat.

So ist es auch nicht nur jeder meiner Mitbürger, sondern selbst der Feind meines Vaterlandes. Zwar bin ich verpflichtet, auf alle Weise die Rechte meines Vaterlandes gegen fremde Anfälle zu vertheidigen, und nicht zu gestatten, daß durch feindselige Wuth die Ehre meiner Obrigkeit, Verfassung meines Vaterlandes, Leben und Eigenthum meiner Mitbürger vernichtet werde; aber Barmherzigkeit zolle ich dem überwundenen Feind, Mitleid dem Entwaffneten. Ich sorge dafür, ihn unschädlich zu machen; ist dies gelungen, habe ich ihn nur noch zu lieben. — Ich habe heilige Pflichten für die Rechte meines Volkes; aber dann auch eben so heilige gegen die Menschheit, selbst im Feinde meines Volkes. Er ist mein Nächster; ich soll ihm helfen und dienen, wo es ohne Verletzung höherer Pflichten geschehen kann.

So ist's auch nicht nur mein Blutsverwandter, sondern auch jeder Nebenbuhler meiner Wünsche, jeder Gegner meiner Familie, mein erbittertster, eigener Widersacher, welcher voller Schadenfreude jede Gelegenheit aufsucht, mich zu kränken. Ich habe zwar die Pflicht, meine und der Meinigen Rechte gegen fremde Verletzungen in Sicherheit zu stellen, aber kein Befugniß, Rache zu üben; zwar die Pflicht, Schaden jeder Art von mir abzuwehren, aber nie das Befugniß, Schaden zuzufügen. Auch meinen Feind soll ich als meinen Nächsten lieben. Christus gebeut's! Ich höre auf, ein Christ zu sein, wenn ich den Weisungen meines göttlichen Lehrers nicht nachwandle.

Wenn endlich auch Viele überzeugt sind, jeder Mensch sei ihr Nächster, scheinen sie doch oft noch ungewiß zu sein, wie die Liebe beschaffen sein müsse, mit welcher sie ihn lieben sollen. Sie fühlen es, wie ganz unnatürlich es sei, gegen alle Menschen gleich zärtliche Empfindungen inniger Zuneigung zu haben; sie wissen es, daß sich die besondern Neigungen des Herzens zu einem Menschen, wie zum andern, nicht erzwingen lassen.

Allerdings ist gewiß, daß in den Graden der Zuneigung große und immerwährende Verschiedenheit herrscht. Mit anderer Liebe umarmen wir den Greis, mit anderer das Kind, mit anderer den Freund und die Freundin, mit anderer den fremden Gast, welchen wir bei uns aufnehmen, mit anderer die Schwester und den Bruder, mit anderer den Vater, die Mutter, den Gatten, die Gattin oder Braut. Wer alle Menschen zu seinen Busenfreunden machen wollte, hätte keinen Busenfreund. Wer mit jedem ohne Unterschied gleich vertraulich leben wollte, würde bald das Vertrauen Aller einbüßen.

Wie soll ich nun aber eigentlich meinen Nächsten lieben? — Christus ertheilt die genügendste und lehrreichste Antwort: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.

Es mag bei diesen Worten des göttlichen Meisters der Selbstsüchtige erschrecken, der ausser sich nichts lieben und ehren kann; der für seinen Nutzen, seine Ehre, für die Vergrößerung seines Vermögens Bruder und Schwester, Freunde und Mitbürger, Vaterland, Alles aufzuopfern im Stande ist. Es mag bei diesen Worten der Gutwillige in Verwirrung gerathen, welcher gern den Geboten Jesu folgen möchte, aber doch die Unmöglichkeit erkennt, Jeglichen so werth zu schätzen, als sich selbst. Dennoch bleibt das heilige Wort voll ewiger Wahrheit, und dessen Erfüllung ist allein im Stande, Menschlichkeit unter den Menschen, Glückseligkeit über den Erdball zu verbreiten.

Was fordert der Erlöser, wenn er begehrt, ich solle meinen Nächsten lieben, wie mich selbst? — Er fordert: daß ich an jedem meiner Mitmenschen dasjenige thue, was ich, wenn ich selbst in dessen Lage wäre, wün-

schen würde mit Selbstliebe, daß er es mir thäte. Wenn du beraubt und blutend am Wege lägest, und Fremdlinge gingen vorüber: was würdest du, aus Liebe zu dir, wünschen, daß sie für dich thäten? — Siehe, das thue du ihnen auch, wenn du sie in solchen Umständen erblickst. Wenn du irgend einen Unglücklichen erblickst, er sei nothdürftig oder verfolgt, verlassen, verkannt, verleumdet, — denke dich selbst in seinen Zustand hinein, und dann frage dich: was würdest du wünschen, daß man für dich in solchen Verhältnissen thun möchte? Du würdest aus Liebe zu dir selbst wünschen, man würde sich über deine traurige Lage hinlänglich unterrichten, und dann dir Mittel und Wege anzeigen, wodurch du dich vom Druck der Armuth erretten könntest; oder man würde dich in Schutz nehmen gegen deinen unversöhnlichen Verfolger; oder dein Freund, Tröster, Rathgeber sein; oder deinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen gegen die Bosheit des Neides; oder deine Ehre vertheidigen, wenn Lästerzungen sie in deiner Abwesenheit besudeln. Nun denn, spricht Christus, so liebe denn auch deinen Nächsten, wie du dich selbst liebst; gehe hin, und handle eben so gegen Andere. Alles nun, was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen. (Matth. 7, 12.)

Dies ist die Erklärung jener vielen Menschen zweifelhaften Nächstenliebe, mit Jesu eigenen Worten.

Es ist darunter also keineswegs bloß eine gewisse Duldsamkeit gegen andere Menschen überhaupt verstanden, oder eine oberflächliche Wohlgewogenheit, gemäß derselben wir ihnen gern alles Gute gönnen, aber mit einem Achselzucken des Mitleids zusehen, wenn sie in Noth sind. — Dies ist keine Liebe, dies keine Empfindung des Menschenherzens, sondern todte Gleichgültigkeit. Mit solcher Liebe könnte auch der kalte Stein lieben.

Und doch, wenn wir berechtigt sind, aus dem Betragen der Menschen auf ihr Inneres zu schliessen, ist bei den meisten kein besserer Begriff von jener Tugend vorhanden, die Christus seinen Bekennern empfiehlt. Wie gleichgültig sieht Einer des Andern Noth! — Zwar wenn ein Blutender am Wege läge,

Barmherzigkeit würde er finden; aber wenn nicht das Aeussere sehr lebhaft auf die Empfindungen einwirkt, wo ist dann Theilnahme? Wie Mancher weiß von einer bedrängten Familie; aber er läßt's dabei bewenden, ohne genauere Nachricht über ihr Schicksal einzuziehen, und wie es zu verbessern wäre! Wie Mancher ist Ohrenzeuge, wenn Leichtsinn oder Bosheit über Abwesende unglimpflich urtheilt; aber er versetzt sich nicht in die Lage, in den Wunsch des Verleumdeten, und nimmt sich desselben nicht mit Eifer an, der ihm doch, wenn er selbst hinterrücks verlästert würde, von Andern sehr wohl gefallen würde! — Nein, diese Gleichgültigkeit ist kein Christenthum; und das ist noch keine Liebe, wenn man Andere duldet, oder ihnen kein Leid zufügt.

Eben so wenig hat Jesus Christus unter der Liebe, die wir für unsere Nächsten haben sollen, die innigste Vertraulichkeit und Zuneigung verstanden. Wir selbst lieben uns ja nicht so sehr, daß wir wünschen sollten, alle Menschen sollen uns ihre Zärtlichkeit, ihr volles Vertrauen schenken. Da nun keiner in der Lage ist, eine so thörichte Forderung an die Welt zu machen, so sind wir folglich auch nicht dazu durch das Wort Liebe verpflichtet, dessen sich Christus in Betreff unserer Nächsten bedient. So wenig wir, als vernünftige Menschen, jemals vernünftig begehren könnten, daß ein Anderer zu unserm Vortheil sein Vermögen, seine Ehre, seine Gesundheit zu Grunde richten möchte: eben so wenig sind wir auch durch Jesu Lehre verpflichtet, das Gleiche zu thun. Denn als vernünftige Wesen sehen wir ein, daß Jeglicher auch für sich selbst erschaffen ist, und nicht bloß als ein brauchbares Mittel für Andere; daß Jeglicher auch Pflichten gegen sich selbst und seine ersten Angehörigen zu vollstrecken hat, und nicht allein Pflichten gegen Andere. Was ich also nicht wünschen kann, das Andere für mich leisten möchten, das bin auch ich nicht verbunden, ihnen zu leisten, wenn ich sie in ähnlichen Zuständen sehe.

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! — Mehr fordert Jesus nicht, und es ist genug, um das Reich allgemeiner Glückseligkeit zu schaffen; genug, um den Himmel gleichsam auf die

Erde niederzuziehen. — Er fordert, daß wir auch sogar unsere Feinde lieben sollen. Mit nichten gebot er uns damit, daß wir dem, der uns verderben möchte, alle Geheimnisse unsers Herzens offenbaren sollen, wie einem unserer geprüften Lieblinge: sondern wir sollen unserm eigenen Feinde so begegnen, wie wir wünschen würden, daß, wären wir in seinen, er in unsern Verhältnissen, er uns begegnen möchte. Wenn wir in Noth geräthen, und er uns heimlich, selbst wider unsern Willen, Hilfe durch eine dritte und vierte Hand zukommen liesse: es würde uns beschämen, aber doch an ihm freuen. Gehe denn hin, Jünger und Jüngerin Jesu, beschäme und erfreue deinen Freund auf irgend eine ähnliche Weise eben so. Wenn wir verleumdet würden, schlechte Menschen nachtheilige Gerüchte über uns verbreiteten, und unser Gegner ohne unsere Aufforderung, ohne unser Zuthun, ohne dafür von uns irgend eine Gegengefälligkeit zu erwarten, sich männlich redlich unserer annähme: wir würden erstaunen, er würde unsere Hochachtung erregen. So gehe denn hin, Jünger Jesu, und erfülle die Brust deines Feindes mit Erstaunen und Hochachtung auf diese und ähnliche Weise. Laß ihm überall Gerechtigkeit widerfahren; thue für ihn, was dich rühren und freuen würde, wenn er es in gleichen Umständen für dich thäte. Das heißt, seine Feinde lieben, wie sich selbst.

Es hat Christen und christliche Sekten gegeben, welche diese Feindesliebe weiter ausdehnen wollten, als sich mit den Pflichten verträgt, die wir uns oder den Rechten Anderer schuldig sind. In solcher Uebertreibung fanden sie selbst jeden Streit um Wahrheit und Recht und Eigenthum sündlich; jeden Prozeß vor dem Richter zu führen für unerlaubt; jeden Vertheidigungskampf für das Vaterland verbrecherisch.

Wenn irgend ein Irrthum liebenswürdig geheißen werden könnte, verdiente dieser den Namen. Wahrlich, und wenn alle Menschen von ähnlichen Gesinnungen geleitet, von ähnlichen Empfindungen entflammt wären, die Menschheit hätte dann ihr verlornes Vaterland wiedergefunden. — Doch nicht ist's also. Es entsteht Zwist theils durch Ungleichheit der Kennt-

niſſe und Anſichten einer und derſelben Sache, theils durch die Wuth thieriſcher Leidenſchaften, die den rohen Menſchen beherrſchen. Dadurch wird die unvermeidliche Nothwendigkeit eingeführt, daß erfahrnen, unparteiiſchen Männern die Streitſache zur Beurtheilung vorgelegt wird; ihr richterlicher Spruch entſcheidet; dadurch wird nothwendig, daß Obrigkeiten daſtehen, welche Gewalt genug haben, unſer Recht und Eigenthum gegen boshafte Eingriffe der Habſucht zu beſchirmen; dadurch wird nothwendig, daß da, wo kein obrigkeitlicher Spruch zu entſcheiden vermögend iſt, wie dies bei Völkern geſchieht, die unabhängig von einander mit verſchiedenen Geſetzen und Obrigkeiten daſtehen, jedes ſein Recht gegen gewaltthätige Angriffe mit Gewaltsmitteln vertheidige. Denn wo keine Rechte gelten, iſt keine Tugend, kein Leben mehr gültig.

So tritt der Krieger in die Schlacht. Er ſieht den Feind ſich gegenüber, und ſtreitet gegen ihn für Freiheit, Recht und Eigenthum ſeines Vaterlandes. Er erfüllt eine heilige Pflicht. Er ſucht den Feind ſeiner Ruhe und Sicherheit gefahrlos zu machen; ihn durch Entkräftung und Vernichtung ſeiner Machtmittel zu lähmen, durch Schrecken in Ehrfurcht zu halten. Aber mitten im Kampfe fühlt der chriſtliche Krieger noch Liebe; er übt Gnade gegen den Entwaffneten, Barmherzigkeit gegen den Ueberwundenen, Mitleiden gegen den Gefangenen. Er vollbringt zu ſeinem Beſten Alles, was er, wäre er in des Unglücklichen Lage, aus Liebe für ſich vernünftig vom Sieger begehren würde.

So ſitzt, mit Liebe zum Verbrecher, der Richter zu Gericht; er ehrt im Miſſethäter noch immer den Menſchen, deſſen Schandthaten er haßt. Seine Pflicht iſt es, die Schuld zu unterſuchen, den friedlichen Bürger des Landes gegen die Bosheit eines verwilderten Menſchen zu ſichern, durch die Beſtrafung deſſelben Andere vor ähnlichen Vergehungen zurückzuſchrecken. Aber weiter zu gehen, erlaubt ihm die ächte Menſchenliebe nicht. Er quält den Strafwürdigen nicht mit unnützen Martern, die nichts zur Sicherheit des Landes beitragen können; er behandelt ihn nicht mit fruchtloſer Grauſamkeit, ſondern ſo, wie er

selbst, wäre er in der Stelle des Missethäters, wünschen würde, bei seiner Schuld und zum Besten allgemeiner Ordnung und Sicherheit behandelt zu werden.

Und hell ist mir geworden, nicht nur, wer eigentlich mein Nächster sei, sondern auch, welches die Liebe sei, welche Jesus von meinem Herzen für ihn fordert. Ich erkenne nun, es ist nicht mehr begehrt, als ein Menschenherz zu leisten vermag; es steht in allem Einklang mit meinen Rechten, mit den heiligen Pflichten gegen mich selbst. Und warum sollte ich dieser Tugend mich entziehn? Sie ist nicht schwer; sie macht den Menschen erst menschlich, und das große Geschlecht der Sterblichen erst zu einer einzigen Familie, deren Vater, deren Haupt Du bist, o höchste Güte!

Mit jener heiligen, weltbeglückenden Liebe hast Du, o mein Heiland, mein göttliches Vorbild, mein Jesus, die Menschen alle, als Deine Brüder, geliebt. Wie? könnte ich die hassen und verfolgen, die Dir theuer sind? — Sind Deine Thränen nicht um sie geflossen einst, wie um mich selbst? Trugst Du nicht die Dornenkrone Deines schmachvollen Erlösertodes für sie, wie meinetwillen? Hast du nicht auf Golgatha zum Heil ihrer Seele gelitten und geblutet, wie für das Heil meiner eigenen Seele? Hast Du nicht um Gnade gefleht für Deine Feinde, wie für Deine Freunde? Ists nicht Dein Wort, das durch unsere Herzen dringt: Wer den Bruder nicht liebet, den er siehet, der liebet mich auch nicht?

Ja, alle meine Miterschaffenen sind mir ehrwürdig und theuer, wie ich mir selbst bin, und wie mein eigenes Recht mir ehrwürdig ist. Weit entfernt, schadenfroh Anderer Glück zu hemmen, will ich, was meine schwache Kraft erlaubt, dasselbe ringsum befördern. Weit entfernt, mit kalter Gleichgültigkeit den Fremdling und sein Leiden zu betrachten, will ich bei mir selbst sprechen: auch er ist ein Mensch, ein Gotteskind, ist mein Bruder; ich will versuchen, ihm Liebes zu thun!

Es soll geschehen. Die Vorsehung führt mich oft in besondere Verhältnisse mit Menschen — ich werde von nun an ihnen aufrichtiger Weise begegnen. Ich werde meinen Obern mit Ehrfurcht begegnen, wie ich der öffentlichen Ordnung willen wün-

sche, sie selbst von meinen Untergebenen zu geniessen. Ich will mich in die Stelle meiner Untergebenen denken, und sie so behandeln, wie ich an ihrem Platz wünschen würde, behandelt zu werden. — Ich will Andere messen mit dem Maßstabe, mit dem ich von ihnen gemessen zu werden begehre; ich will Andere lieben, wie mich selbst, und im Glück des Nächsten das meinige gründen.

Gott, heiliger Geist! daß doch dieser große Gedanke nie meinem Gedächtnisse entweiche! daß er mir unaufhörlich gegenwärtig wäre, meine Gesinnungen und Thaten darnach zu ordnen! Gib mir Kraft, Vater im Himmel! Amen.

3.

Pflicht, durch gutes Beispiel zu wirken.

Matth. 15, 15. 16.

In Dir, mein Gott, in Dir nur will ich leben!
Nach Deiner Huld, nach Deinem Beifall streben;
Mein Wandel sei dem Greise, wie der Jugend,
Ein Bild der Tugend!

Und mag die Welt auch mich darum verhöhnen:
Dein Beifall wird mich mit dem Schmerz versöhnen;
Wer wagt's, wenn er nicht wagt, Dich zu bekennen,
Sich Dein zu nennen?

Man spricht von unsern verderbten Zeiten, klagt über den Verfall der guten Sitten, über die Abnahme der Religiosität, wenn man vielleicht hie und da von ausserordentlichen Ausschweifungen, von begangenen groben Verbrechen hört. Allein es gibt noch einen andern, weit auffallendern Beweis der allgemeinen Verschlechterung, den man aber selten berühren mag, weil man mehr oder weniger dabei bekennen muß, leider keine Ausnahme zu machen. Und dieser Beweis besteht darin, daß die wenigsten Christen Muth genug haben, so gut und edel zu sein, als sie sein könnten, aus Furcht, sich vor den Leuten lächerlich zu machen. Schon das Sprichwort des gemeinen Lebens bestätigt es: unter den Wölfen müsse man mitheulen.

Es ist — und Jeder lege die Hand forschend an sein Herz!

— selten ein Mensch standhaft genug, dem Urtheil der Menge Trotz zu bieten, wenn es auf Ausübung richtiger Grundsätze ankommt, die aber dem großen Haufen zuwider sind. Man will lieber schlecht sein, als lächerlich, lieber den Tadel, als den Spott der Leute erdulden. — Zeugt dies nicht eben so sehr für die Schwachheit derer, die aus Furcht vor Andern sich reintugendhaft zu sein schämen, als für die Verschlimmerung der öffentlichen Denkart, die den edelsten Menschen wie einen Geck oder Schwärmer verlacht?

Eine Gesellschaft von leichtsinnigen Wüstlingen umgibt dich; Jugend und Vermögen berechtigen dich, und laden dich ein, an ihren Unterhaltungen Theil zu nehmen. Bald widersteht dir ihr unsittlicher Ton, bald ihre Ausschweifung im Genuß und die Verletzung des Wohlanständigen. Aber hast du Entschlossenheit genug, deinen Abscheu laut zu bekennen, und ihres Gespöttes, ihres verhöhnenden Witzes Zielscheibe zu werden?

Oft warst du im Kreise von Bekannten, wo das muntere Gespräch auch beurtheilend auf die Tugenden und Fehltritte des Menschen überging. Bald erhob die schadenfrohe Verleumdung ihr Haupt, und eines witzigen Einfalls willen ward der gute Name der Redlichen hingeschlachtet, oder die Unschuld einer Unbescholtenen verdächtigt. Du warst vielleicht von der Unwahrheit alles dessen überzeugt, was hier der lachende Mund der Bosheit sprach; aber hattest du Festigkeit des Sinnes genug, bei deinen bessern Ueberzeugungen zu verharren, die Ehre der Abwesenden jedesmal zu vertheidigen, und den Lästerern zu widersprechen? — Lege die Hand prüfend an dein Herz: wie oft stimmtest du gegen deine bessern Ueberzeugungen aus Gefälligkeit in den einmal angegebenen Ton; wie oft setztest du heilige Pflichten zurück, um den Ruhm der Höflichkeit nicht zu verspielen?

Von Kanzeln und Bühnen ertönt wohl noch das schöne Wort Vaterlandsliebe; aber wer geräth nicht leicht in Verlegenheit, aus Liebe zum Vaterlande einen ungewöhnlichen Schritt zu thun, ein ungemeines Opfer bringen, oder im gesellschaftlichen Leben zu edeln Handlungen für das Vaterland

aufzumuntern? Keiner will, so gut und nützlich auch manche Unternehmung sei, der Erste dazu sein, oder das Beispiel geben. Man scheuet sich, bei den Leuten als ein Thor, oder Heuchler, oder ehrgeiziger Schwärmer, oder Tugendfantast zu gelten. Man will erst erwarten, ob Mehrere zu dem oder diesem die Hand bieten. Man will nicht allein stehen, und nennt das Bescheidenheit, was im Grunde nur Wirkung des furchtsamen Stolzes ist.

Nein, es ist keine ächte, christliche Bescheidenheit, sich des Guten zu schämen, zu welchem man Kraft und Neigung hätte; es ist keine Bescheidenheit, lieber an Thorheiten und verderblichen Sachen Theil zu nehmen, als sich durch Weigerung auszuzeichnen. Es ist eine falsche Scham, es ist Verläugnung der Tugend, es ist Selbstentehrung. Du achtest die Meinungen irrender Sterblichen höher, als die Wahrheiten Jesu, deines göttlichen Lehrers; du ziehst das Gericht der Welt dem Gerichte Gottes vor; du willst zweien Herren dienen, und wirst an beiden Verräther.

Die wahre Bescheidenheit, welche den Christen schmückt, hütet sich, mit der Tugend Prunk zu treiben; aber sie opfert die Tugend nie dem Urtheil der Thoren auf. Die Bescheidenheit übt lieber das Gute im Stillen, wo es sein kann, aber verschmäht es nicht zu thun, wenn es öffentlich geschehen muß. Sie will keinen Ruhm für ihre Handlungen; daher hat sie auch Muth genug, sogar Verachtung und Spott dafür zu ertragen.

Der Nachfolger Jesu bekennt ihn öffentlich. Verdächtig ist mir der Freund, welcher sich zwar im Verborgenen mein nennt, aber öffentlich vor dem Umgang mit mir erröthet. Er ist nicht ganz mein Freund. Und so ist der kein Christ, ist nicht ganz Christi, der schüchtern genug ist, ihn in seinen Reden und Thaten vor der Welt zu verläugnen. „Nur wer mich bekennt vor den Menschen," sprach Jesus zu seinen Jüngern, als er sie zum Hinaustritt in die Welt vorbereitete, „den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater." (Matth. 10, 32. 33.)

Dies öffentliche Rechthandeln zu aller Zeit, in allen Umständen des Lebens, ohne Rücksicht auf das Urtheil, oder auf

das spöttische Lächeln des gemeinen Haufens, ist sehr verschieden von jener Art, zu denken, die aus pharisäischem Stolz entspringt.

Auch der Pharisäer thut öffentlich das Gute, aber er thut es nicht aus reinem Pflichtgefühl, sondern aus Selbstsucht. Der Heuchler möchte nur besser scheinen, als er ist. Er prangt mit seiner Tugend, die nicht in seinem Herzen wohnt. Er redet die Wahrheit, aber nicht sowohl aus Liebe, als aus Haß. Er theilt Wohlthaten an Bedürftige aus, aber nicht aus Barmherzigkeit, sondern um Beifall und Achtung zu erwerben. Er nimmt sich gern mit einigem Geräusch öffentlicher Anstalten an, befördert, was gut und gemeinnützig ist, um die Gunst der Großen oder die Augen des Volkes auf sich zu lenken. Er will nicht die Tugend; er will Lohn, will Ehre, will höhere Aemter oder ausgebreitetern Einfluß. Er, der öffentlich Menschenliebe predigt, arbeitet im Stillen am Sturze seines Nebenbuhlers; er, der öffentlich gegen Sittenlosigkeit eifert, befriedigt im Dunkeln seine Wollust und Rache; er, der in der Kirche, oder im Schauspiel, beim Lesen eines Buches, oder bei Anhörung einer rührenden Begebenheit, Thränen des Mitleids und der Wehmuth weint, verzeiht es sich, wenn er durch schlaue Umtriebe Wittwen und Waisen um ihr Eigenthum bringt, anvertrautes Gut verwahrloset, oder hartherzig eine arme Familie in Verzweiflung stürzt, die nicht nach seinem Willen lebt.

Erhabener ist Jesu und seines Nachfolgers Sinn! Er will die Tugend, nicht den Schein; die That, nicht den Ruhm. Er übt die Pflicht, auch wenn die Welt ihr das Verdammungsurtheil spricht. Er geht den Weg der Gerechtigkeit, auch wenn derselbe zum Trübsal führt. So ging Jesus Christus muthvoll den Weg zum Kreuze!

Nicht nur soll der tugendhafte und weise Mensch, wie man ihn auch beurtheilen möge, seine Pflicht vollstrecken im Verborgenen, wie vor den Augen der Menschen; sondern mehr noch, als das, er soll mit Freudigkeit die Gelegenheit ergreifen, wo er durch sein Beispiel vortheilhaft auf Andere wirken, und sie zu edelmüthigen Gesinnungen und Thaten ermuntern kann.

Lasset — so befiehlt der göttliche Stifter unsers Glaubens

— laſſet euer Licht leuchten vor den Leuten, daß ſie eure guten Werke ſehen und euern Vater im Himmel preiſen. (Matth. 5, 16.)

Wir ſollen ſuchen, durch unſer Beiſpiel im Guten Andern Muth zu machen, ähnlich zu handeln. Dies iſt um ſo mehr die Pflicht des rechtſchaffenen Mannes in Tagen, wo es immer mehr Gewohnheit zu werden ſcheint, ſich ſeiner Tugenden eben ſo, wie ſeiner Laſter zu ſchämen; wo es für Verdienſt gilt, als ein unerforſchliches Räthſel dazuſtehen, und der Anſtand erfordert, von Keinem recht erkannt zu werden, wer und was man in der That ſei. — Wo dieſer Ton herrſcht, iſt es dem ſchlechteſten Menſchen bequem, als ehrlicher Mann zu gelten; denn was unterſcheidet noch Einen vom Andern? Wo dieſe Verſchleierung der wahren Denkart zur feinen Sitte gehört, geht kunſtvolles Heucheln über die Wahrheit, Schein über Weſen, Lebensart über Religioſität und Herzlichkeit. Da gleicht ein Menſch dem andern; alle ſind mehr oder weniger Meiſter der Verſtellung; alle ſind mehr oder weniger Diener geheimer Selbſtſucht.

Es iſt Pflicht des Chriſten und Weiſen, jene geſchmeidige und unedle Nachgiebigkeit gegen den angenommenen Brauch zu vermeiden. Denn leicht wird der Menſch, was er Anfangs nur aus Verſtellung ſchien, und Gewohnheit verwandelt ſich bald in eine zweite Natur.

Jene Pflicht wird aber dann noch dringender und feierlicher, wenn wir in Zeiten leben, wo das Laſter ſich mit ſchönen Benennungen ſchmückt, und ohne Scheu über die Straße wandelt. Stelle das Beiſpiel der gottgefälligen Tugend kühn dem Auge des Volkes dar, wenn es der freche Böſewicht wagen darf, öffentlich mit ſeiner Unſittlichkeit Prunk zu treiben. Erſcheine als Mann von Wort und Treue, und begeiſtere durch heldenmüthiges Beiſpiel, wo Andere mit Eiden tändeln und Verrätherei für Klugheit ausgeben. Erſcheine in deiner Unſchuld und Sittenſtrenge, wo die Zuchtloſigkeit Liebenswürdigkeit geheißen und der Ehebrecher entſchuldigt werden ſoll. — Das Laſter ver-

führt, die Tugend begeistert durch Beispiel. Du wirst nicht lange allein stehen. Die Ehrfurcht der Edeln, die Scheu der Sünder wird dich umringen.

Es ist Pflicht des Weisen und Christen, durch seinen Wandel die Leuchte Anderer zu werden. Denn tausend vortreffliche Lehren rühren das Herz nicht so sehr, als das einzige Beispiel einer gerechten und schönen That. So leuchtete uns als Muster der Welterlöser voran; er wäre nicht der Heiland des menschlichen Geschlechts geworden, hätte er nicht mit Muth den Welterlösertod am Kreuze gewählt; er hätte nicht seine Jünger zu gleicher Entschlossenheit beseelt; nicht sie, nicht die Märtirer der ersten Kirche wären so freudig für sein Wort in Schmach und Tod gegangen. Die Hölle hätte triumphirt, das Heidenthum gesiegt; die ewige Wahrheit wäre mit dem Munde gestorben, der sie zuerst gepredigt hatte.

Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen! ruft Jesus Christus, welcher that, was er sprach. Diese Aufforderung zum christlichen Heldenmuth ergeht an den Hohen, wie an den Niedrigen, an den Jüngling, wie an den Greis. Wir sollen also auch mit Absicht das Gute, was wir üben, öffentlich üben.

Zwar liegt in dieser Aufforderung kein Wink, daß wir uns mit unsern Handlungen geflissentlich hervordrängen sollen, um damit aufzufallen und recht bemerkt zu werden. Nein, wir wissen, daß kein Beispiel weniger auf Herzen wirkt, als dasjenige, was gegeben wird, um als Beispiel zu gelten. Dergleichen mühsam hervorgesuchte Gelegenheiten, sich von seiner guten Seite zu zeigen, vernichten den bessern Eindruck, indem sie selten ohne Verdacht geheimer Eitelkeit bleiben. Nicht die bloße That soll nachgeahmt werden, sondern die Gesinnung, in welcher sie geschieht. — Aber auch ohne ängstlich auf Anlässe zu sinnen, in welchen man irgend ein schönes Beispiel geben könnte, finden sich durch Gottes Veranlassung Stunden genug, in denen du in deinem Werthe und deinen bessern Ueberzeugungen gemäß erscheinen kannst. Gib das Beispiel der Gelassenheit, wenn dich Nachlässigkeit oder Bosheit Anderer zum Zorn reizen will. Gib

das Beispiel der Großmuth, wenn sich Gelegenheiten darbieten, deinen Feind zu demüthigen. Gib das Beispiel der Treue, wenn Andere sich geschmeidig nach den Umständen richten, und mit Achselzucken ihre Eide brechen. Gib das Beispiel edler Standhaftigkeit, wenn die Verführung sich schmeichelnd an dich wagt, deine Tugend zu erschüttern. Gib das Beispiel ruhiger Ergebung in Gott, wenn dein Wohlstand zertrümmert, wenn deine Lieblinge sterben, deine Freunde dir den Rücken zuwenden, weil dich das Glück verläßt.

Nie mangelt es dem Menschen im gesellschaftlichen Leben an Gelegenheit, als ein rechtschaffenes Wesen aufzutreten. Habe nur den Christenmuth, in Wort und That, einsam und öffentlich, Christ zu sein, und du hast das Beispiel gegeben.

Es ist die Verpflichtung dazu aber besonders um so größer, wenn wir in der bürgerlichen Gesellschaft eine solche Stellung einnehmen, wo nothwendig die Blicke mehrerer Personen auf uns gerichtet sind. Wahrlich, so ist die Verantwortung des Vaters größer, als seines Kindes; mehr wird von der Obrigkeit gefordert, als vom Unterthan; mehr vom Wohlhabenden, als vom Armen; mehr vom Gebildeten, als vom Unwissenden. Je ausgedehnter der Kreis deines Wirkens ist, je mächtiger ist das schöne Beispiel deiner Tugend, je verführerischer das Beispiel deiner Laster. Du lebst und wirkest nicht für dich allein; deine Tugend verklärt, dein Laster verfinstert um dich her die Welt.

Das Beispiel des Guten ist dann um so einnehmender, wenn es von Personen in solchen Handlungen gegeben wird, die für ihren Stand, für ihr Alter am schwersten zu sein scheinen. Darum zeigte Christus seinen Jüngern auf die arme Wittwe hin, welche bescheiden zum Gotteskasten trat, ihr vielleicht mühsam erspartes Scherflein darzubringen.

Wenn der kraftlose Greis die Thorheiten der Jugend flieht; wenn der Bedürftige die Verschwendung meidet; wenn der von Natur Sanftmüthige nicht hartherzig ist, oder die Ausbrüche des Zorns nicht kennt — wer wird hierin Beispiele der Tugend sehen, oder sie bewundern können?

Aber der Jüngling, ausgerüstet mit der Kraft und dem Ungestüm seiner Jahre, wenn er die Thaten des Leichtsinns haßt; wenn er mit Ekel die Lockungen der Wollust zurückweiset; wenn er sich den strengen Gesetzen der Arbeit und Ordnung unterzieht, während er gegen den Reiz der Zerstreuungen nicht unempfindlich ist — er erregt mit Recht der Menschen Bewunderung und den Trieb der Nacheiferung in seinen Altersgenossen.

Darum strebe Jeglicher, das Beispiel in denjenigen Tugenden zu geben, welche die Welt von ihm am wenigsten erwartet. Der Krieger trete hinaus ins Schlachtfeld, wohin ihn Pflicht für Thron und Vaterland ruft. Da gebe er das glänzende Muster der Menschlichkeit! Er schone des Wehrlosen; schütze den Bedrängten gegen Grausamkeit seiner rohern Gefährten; rette das Eigenthum der Bedrohten gegen Raubsucht, und vertheidige die Unschuld gegen die Angriffe thierischer Wuth.

Es gebe der Hohe, den Ruhm, Gewalt und Glanz umringen, das Beispiel edler Bescheidenheit. Er ziehe das Bewußtsein, welches ihm sein Herz in Erfüllung der Pflicht gibt, den Schmeicheleien niedriger Selbstsucht vor. Er ehre auch im Geringsten seiner Untergebenen den Menschen, den Bruder.

Es gebe der, welcher von Gott mit vorzüglichen Anlagen des Geistes ausgerüstet ward, der den Ruhm einer höhern Bildung oder vorzüglicher Gelehrsamkeit gewonnen, das edle Beispiel der Ehrfurcht gegen die Religion und deren Uebungen. Auf ihn blickt die rohere Menge; er leite sie durch seinen Vorgang zur Achtung gegen das Heilige und gegen die ehrwürdigen Einrichtungen, welche zur sittlichen und religiösen Belehrung des Volkes gestiftet wurden.

Es gebe der Vorsteher des Volks, der obrigkeitliche Beamte das Beispiel schweigenden Gehorsams gegen das Gesetz; er meide den Schein, selbst da für sich Ausnahmen zu machen, wo er sie machen könnte. Er ehre den guten Bürger; richte nicht nach dem Ansehen der Person; hasse nicht aus Parteigroll; begünstige nicht eigene Blutsverwandten, und erhebe sie zu Aemtern, während er den Verdienstvollen zurücksetzt, der ihm vielleicht nicht schmeichelte.

Es gebe der Begüterte das Beiſpiel weiſer Sitteneinfalt, der Reiche das Bild der Demuth. Er ziehe dem Ruhm einer ſchwelgeriſchen Tafel die Ehre vor, Retter des ſinkenden Wohlſtandes einer Familie zu ſein. Er verachte die Pracht köſtlichen Geräthes, um vielleicht in den Hütten der Armuth einem Kranken das Sterbebette weicher und den Todeskampf leichter zu machen. Er hülle ſich und die Seinigen in minder köſtliche Gewänder, um die Lumpen des Bedürftigen in erwärmende Kleider zu verwandeln. Er verſchmähe das Glück der Spieltiſche, um verwaiſeten Kindern ein Leben voller Glück zu bereiten.

Es gebe der Bürger geringerer Stände das Beiſpiel zarter Denkart, welche das Unedle und Rohe niedriger Beluſtigungen in Saufgelagen und Schwelgereien verabſcheut, und den Freuden des gemeinen Pöbels die Belehrung ſeines Geiſtes vorzieht. Er adle ſeinen Stand durch Redlichkeit im Gewerbe, Ordnung im Hausweſen, Sittſamkeit und beſcheidenen Anſtand im äuſſerlichen Betragen. Unter ſeinem Dache ertöne nie eine gehäſſige Bemerkung des verächtlichen Handwerks- und Brodneides. Zufrieden durch ſeinen Stand, ohne Stolz und Trotz, erhebe er ſich durch Biederſinn und Einſicht zu den Beſſern des Volks.

Es gebe der Lehrer der Religion Jeſu das erhabene Beiſpiel der Duldung gegen fremde Glaubensgenoſſen; er haſſe nur das Laſter am Menſchen, nicht den Glauben, und am ſtrengſten richte er immer die eigenen Fehler!

Dies heißt im Geiſte des Weltheilandes handeln, ſein Licht leuchten laſſen vor den Leuten, und durch die ſiegende Macht des Beiſpiels Andere zur Chriſtentugend entflammen.

Und ſo das Reich Gottes auf Erden verbreiten zu helfen, werde auch mein Ziel! Ach, wie weit war ich bisher davon entfernt; wie oft machte auch mich der herrſchende Weltton in meinen beſten Vorſätzen wankend; wie oft gerieth auch ich ſchon in Verlegenheit, wenn es darauf ankam, durch löbliches Beiſpiel vorzuleuchten; wie oft errdthete ich, ſo rechtſchaffen und fromm zu ſein, als ich gern geweſen wäre, hätte ich nicht den Spott der gewöhnlichen Menſchen gefürchtet!

Nein, fortan sei es anders. Ich will meinen Jesus und seine Nachfolger nicht ferner verläugnen; ich will Dich bekennen vor den Menschen, göttlicher Erretter meiner Seele, wie Du mich vor deinem Vater bekennen wirst. Für wen lebe ich denn auf Erden? Bloß diesen sinnlichen Menschen zu gefallen? Nein, mein Gott, auch Deiner Liebe vor allem Andern würdig zu sein; nicht für den flüchtigen Traum einiger Jahre, sondern für diese Ewigkeit.

Möge denn der Spötter lächeln, wenn ich die gewöhnliche Straße verlasse; — möge mich der Mensch verkennen, der keine andere Welt kennt, als den engen Kreis seiner irdischen Verhältnisse — ich will den Muth zur Tugend haben, und Andern ein wohlthätiges Beispiel in Allem werden, was mir selbst vielleicht am schwersten wird.

O wohl mir, wenn ich erblicke, wie ich ohne mein Wissen auf die Besserung Anderer Einfluß hatte; wenn ich durch das Beispiel meines Betragens Unbekannte zur Umarmung der Tugend, zur Erwählung des ewigen Heils begeistere! Ich kann es, warum sollte ich es nicht wollen? — Ich will es, was hindert mich, es zu können?

I.

Ueber die Sucht der Menschen, andere Menschen zu verkleinern.

Jeremias [illegible]

Beglücken, Herr, und glücklich werden,
Ist unser Auf, ist Aller Loos.
Auf darum, Gott, ist der auf Erden
Gering und arm, der reich und groß:
Der hat mehr Kraft, der mehr Verstand,
Denn jener braucht, was der erfand.

Wer hat mich Andern vorgezogen?
Wer wieder andre Menschen mir?
Du thust's, durch freie Huld bewogen,
Denn Alles Gute kommt von Dir:
Ich gab Dir nichts zuvor, denn ich
Bin Alles, was ich bin, durch Dich.

Und ich, — ich sollte nicht beschieden,
Ich stolz und übermüthig seyn?
Ich den nicht achten, den beneiden:
Mich, weil er mehr empfing, nicht freu'n?
Als wär ich (hätt' ich mehr als er)
Auch besser dann, auch seliger!

Hört man in Gesellschaft Einen über den Andern sprechen, man sollte meinen, Jeder wäre der Glücklichste, der Weiseste, der Geschickteste, der Vollkommenste jeder Art. Zwar Niemand wagt es, sich und seinen vortrefflichen Zustand selbst zu rühmen, weil man Eigenlob für etwas Unanständiges hält; aber dagegen merkt man wohl aus den Aeusserungen, aus jenen geringschätzigen Bemerkungen, die über den Verstand, über die Vermögensumstände, über die Lage dieser oder jener Person oder ihre Unternehmungen gefällt werden, daß Jeder damit zu verstehen geben will: meine Einsicht ist bei weitem größer, mein Vermögen sicherer, meine Lage vortheilhafter.

Aber eben diejenigen, welche an Andern Alles geringer finden, als bei sich, und Alles besser verstehen, besser können, besser haben, denn Andere, pflegen auch nicht selten, wenn man sie näher kennen lernt, die Unzufriedensten mit sich selbst zu sein. Ihre Worte stimmen also nicht mit ihren innern Ueberzeugun-

gen zusammen, und sie gleichen den Schauspielern, welche oft einen höhern Stand vorspiegeln, als sie haben.

Dies Bestreben, Andere neben sich gering zu schätzen, während man doch mit seinem eigenen Zustand nicht gar zufrieden sein kann, ist ein ganz eigener und merkwürdiger Zug in der menschlichen Gemüthsart. Denn wenn wir erkennen, daß wir nicht so kenntnißvoll sind, als Andere: warum rühmen wir sie nicht? Oder wenn wir vermuthen, daß Andere in bessern Umständen sind, als wir: warum verkleinern wir sie? Was ist überhaupt der wahre Grund davon, daß wir weit eilfertiger sind zum Tadeln und Aussetzen, als zum Loben?

Man muß nicht glauben, daß die Bereitwilligkeit der Menschen, ihre Nebenmenschen zu verkleinern, immer aus wirklichem Haß oder Groll entspringe. Denn man weiß auch von Personen, die gar nicht Ursache haben, einander zu befeinden, oder die einander nur kaum kennen, oder die wohl gar als gute Freunde gelten wollen, daß sie der Lust nicht widerstehen können, das Lob, was man etwa Diesem oder Jenem zollen möchte, durch irgend eine hinzugefügte Bemerkung zu beschränken.

Eben so wenig muß man glauben, daß immer Neid gegen die Vollkommenheiten Anderer im Hintergrunde liege, was zur Verkleinerungssucht antreibt. Denn es ist nichts Ungewöhnliches, daß Leute, welche durchaus keine Ursache haben, Andere zu beneiden, sie dennoch gern tadeln, und das Ruhmwürdige an ihnen schmälern.

Oft geschieht es nur aus leerem Uebermuth und wunderlicher Laune, ohne eigentlich damit eine böse Absicht zu verbinden. Ein anderes Mal geschieht es aus Langeweile, um sich und die Gesellschaft auf eine anziehende Weise zu unterhalten. Zuweilen nur aus bloßer Gefälligkeit für anwesende Personen, denen man sich entweder wichtig machen, oder irgend eine Artigkeit sagen möchte. Ich würde wenigstens nicht sogleich von Jedem, der ein Wort spricht, das den Ruhm Anderer beschränkt, urtheilen, es geschehe aus hämischer Bosheit, aus verleumderischen Absichten. Ja, ich finde den Fehler der Verkleinerungssucht gar oft bei Personen, die mir durch ihre Frömmigkeit,

durch ihre menschenfreundliche Denkart sonst sehr achtungswürdig sein können.

Wenn ich in den Quellen dieses nur allzugemeinen Fehlers nachforsche, durch den manches edle Gemüth befleckt wird, scheint es mir, sie liegen in dem angebornen Triebe des Menschen nach Vollkommenheit. Aber dieser an sich herrliche Trieb nimmt oft eine falsche Richtung, und verleitet zu sonderbaren Selbsttäuschungen der Seele. Dann werden wir, ohne es zu bemerken, leicht verführt, die gute Meinung von unsern Eigenschaften zu verwechseln mit den Vorzügen, die wir besitzen möchten, so daß wir, statt nach der innern Vollkommenheit selbst zu ringen, noch begieriger sind, in Andern den Glauben zu erwecken, daß wir sie schon besitzen. Und wenn wir uns selbst wegen desjenigen, was wir sind oder haben, eben nicht besonders hochachten können, scheint uns eine Entschädigung dafür in der Achtung Anderer zu liegen, die sie gegen uns äussern.

Weil wir nun aber nicht immer Kräfte genug in uns fühlen, uns zu jenem Grad von Vollkommenheit zu erheben, den wir wohl zu besitzen wünschen, demungeachtet aber die gute Meinung von Andern nicht einbüßen möchten: werden wir geneigt, das günstige Urtheil der Welt gegen Vollkommnere zu schmälern. Kann man sich nicht erhöhen, so kann man doch Andere etwas erniedrigen, und auf diese Weise, wenigstens bei den Leichtgläubigen, ihnen gleich stehen. Es gewährt Vielen eine angenehme Empfindung, an den Eigenschaften oder glücklichen Verhältnissen Anderer etwas auszusetzen, indem man sich, wiewohl es Selbsttäuschung der Einbildungskraft sein mag, dabei behaglich fühlt im Angedenken des eigenen Zustandes. Man verkleinert die hohe Meinung von der Fülle und dem Wohlstande, in welchem der Nachbar lebt, durch allerlei Bedenklichkeiten, um nur sich selbst und Andern zu sagen: meine Lage ist zwar nicht so glänzend, aber dafür desto sicherer. Man verkleinert die ruhmvollen Unternehmungen des Dritten, indem man Zweifel gegen die Reinheit seiner Absichten erregt, um sich und Andern zu verstehen zu geben: ich würde wohl in seinen Verhältnissen dasselbe geleistet haben, oder könnte in den meinigen

nicht weniger leisten, wenn ich so eitel, so ehrgeizig wäre. Man verkleinert das günstige Vorurtheil von dem Verstande, den Einsichten und Geschicklichkeiten des Dritten, indem man beiläufig auf einzelne Fehltritte aufmerksam macht, die er that, und deren Fehlerhaftigkeit freilich erst aus den Folgen sichtbar werden konnte, um dadurch sich und Andere zu überzeugen: wer die Fehler der Andern so gründlich zu beurtheilen weiß, kann unmöglich demselben an Einsichten nachstehen.

Aber indem wir uns auf diese Art, einer angenehmen Empfindung willen, gern selbst betrügen mögen, begehen wir, ohne es vielleicht zu denken, eine grobe Verrätherei an uns selbst. Denn durch diese verkleinernden Urtheile, welche wir über Andere ausfällen und in Umlauf setzen möchten, bringen wir denjenigen, der auch nur einige Menschenkenntniß besitzt, zum Verdacht, daß wir eben an denjenigen Stellen sehr schwach sein müssen, von welchen wir bei Andern die Schwächen aufdecken möchten. Ja, wir verrathen durch unser Betadeln und Bezweifeln, daß wir in der That die Vorzüge des Getadelten heimlich anerkennen, daß es uns schwer wird, dieselben zu erreichen; daß wir begierig wären, ihm gleich zu stehen; daß, weil wir uns nicht zu ihm erhöhen können, wir ihn gern zu uns herab erniedrigen möchten. Denn es ist gewiß, und Jeder weiß aus der Erfahrung in seinem Innern: wenn man mit seiner Lage wahrhaft zufrieden ist, gibt man sich keine Mühe, die Meinung von der guten Lage eines Andern herabzusetzen. Der gesunde Mann findet keine Ursache, gegen die Gesundheit Anderer Zweifel zu erheben, während der Kränkliche hingegen, als wäre es ein Trost für ihn, gern Kränklichkeiten oder Anlagen dazu bei Andern vermuthet, und sich viel darum bekümmert. Ein reicher Fürst gibt sich nicht damit ab, geflissentlich die Meinung von den Vermögensumständen eines seiner Unterthanen zu verringern, denn er sieht dabei für sich keinen Gewinn; wohl aber mag er ungern der Lobredner vom Reichthum anderer Fürsten sein.

Somit ist also die in unsern Gesellschaften nur allzufleißig geübte Verkleinerungssucht, auch wenn sie nicht aus bösen Re-

benabsichten getrieben würde, eine wirkliche Unklugheit. Denn statt die Blößen Anderer zu enthüllen, enthüllen wir dem Scharfblicke des Beobachters unsere eigenen allein. Und wir müssen nie vermuthen, daß man so sehr geneigt sein werde, unsern verkleinernden Urtheilen Glauben zu schenken, als man überall begierig darauf sein wird, zu erfahren, warum wir die Vorzüge Anderer so geringschätzig machen wollen. Prüfe dich nur selbst, und halte dich überzeugt: so wie du gewöhnlich von den Urtheilen Anderer denkst, so denken Andere auch über diejenigen Urtheile, welche du fällst. Willst du erfahren, wo es diesem oder jenem Mitbürger im Geheimen gebricht: gehe hin, und höre, welche Arten von Gebrechen er bei Andern am liebsten zu bemerken pflegt. Ein Lahmer sieht unter tausend Menschen einem einzelnen Hinkenden am ersten und am längsten nach.

Doch nicht Unklugheit allein ist die Verkleinerungssucht — sie führt unvermerkt zu weit bedeutendern Uebeln, als zur bloßen Verrätherei unserer eigenen Schwächen. Sie ist der erste Schritt zur Ruhmredigkeit, ja sie selbst ist schon eine versteckte Ruhmredigkeit, ein Lobpreisen unserer Vorzüge vor Andern, wir mögen nun solche wirklich besitzen oder nur zu besitzen scheinen. Wer dem, was an irgend Jemandem gepriesen werden mag, nicht gern Gerechtigkeit widerfahren lassen will, oder wer, wenn es sich nicht geradezu wegläugnen läßt, doch durch verdächtigende Nebenblicke es sehr beschränkt, und das Lob, was er auf der einen Seite gibt, auf der andern wieder raubt, sagt damit: Es ist an dem Gepriesenen nichts Besonderes. Jeder könnte in dessen Lage noch mehr leisten und sein, als er. Ich besitze zum Beispiel Vorzüge, die jener lange nicht hat. Ich bin nicht minder preiswürdig, wie Jener oder Jene, die ihr so hoch erhebt.

Mag sich der Verkleinerungssüchtige anfangs, wenn sich sein Fehler zu entwickeln beginnt, noch so schlau zu verstellen wissen: bald werden seine Mienen, seine Blicke das sagen, was sich seine Lippen noch bescheiden weigern, auszusprechen. Sie werden ruhmredig, sobald ihm kein Glaube gegeben werden sollte. Er wird sich deutlicher erklären, sobald die Achtung dessen steigt, den er selbst herabgesetzt hatte. Und trifft es sich,

daß er unglücklicherweiſe des Geprieſenen Nebenbuhler ſein möchte, ſo verwandelt ſich der Verdruß über deſſen Vorzüge in Neid, die Verkleinerungsſucht in wirkliche Verleumdung, das heißt, in Vergrößerungsſucht der Mängel und Schwächen des verhaßten Gegenſtandes, oder in Erdichtung von Gebrechen deſſelben.

Es gibt wenige Laſter, die von der Menſchheit ſo allgemein mit Abſcheu belegt werden, als Verleumdung und Neid; ſie führen zur tiefſten Niederträchtigkeit hinab, und erregen, wo man ihre Spuren wahrnimmt, Ekel in edeln und unedeln Gemüthern. Und dahin führt zuletzt die Neigung, Anderer Vorzüge etwas zu verkleinern. Wer ſich in Geſellſchaften gern erlaubt, den Werth Anderer, oder doch das günſtige Urtheil darüber, herabzuſetzen, hat die volle Anlage zum Verleumder, auch wenn er dazu gegenwärtig nicht die geringſte Neigung in ſich verſpürte, und von Natur ſanftmüthig und duldſam wäre. Die Verhältniſſe des Menſchen ändern oft, und man wird leicht unter andern Umſtänden ein Anderer. Rühme dich nicht, daß du bis jetzt noch von jenen traurigen Laſtern frei bleibeſt; aber frage dich, warſt du auch immer von der Begierde ganz frei, an Andern gerühmte Eigenſchaften zu verringern? Und wenn du dich des Fehlers hin und wieder ſchuldig weißt, ſo unterſuche, ob du nicht auch ſchon, wenn gleich nur vorübergehende, Anwandlungen von Neid hatteſt, oder ein Gelüſt, die Fehler und Schwächen irgend einer Perſon zu vergrößern.

Lächerlicher, aber zuweilen nicht minder ſchrecklich in den Folgen, als die boshafte Verleumdung, iſt ein Laſter anderer Art, welches ſich gern der verſteckten Ruhmredigkeit zuzugeſellen pflegt. Es iſt dies der Stolz, das heißt, die überſpannte Meinung, welche der Menſch von ſeinen eigenen Vorzügen hat; eine Meinung, welche er noch weniger durch Worte, als durch Geberden und Handlungen an den Tag legt.

Der Stolz iſt ſo mannigfaltig, als die Denkart der Menſchen ſelbſt, und hat ſo viele Abſtufungen, als jedes andere Laſter. Aber in dem Hange, die geſchätzten Eigenſchaften des Mitmenſchen zu verkleinern, liegt der Keim zur übertriebenen Hoch-

schätzung seines eigenen Werthes. Erziehung und Umstände thun das Uebrige, theils welchen Grad der Stolz erreicht, theils welche Art des Hochmuths die herrschende werden kann.

Daher erblicken wir zum Beispiel unter jungen Leuten, welche noch in der Blüthezeit ihrer Kraft wandeln, den Stolz auf äussere Schönheit am gemeinsten. Selten werden sie den Vorzügen Anderer ihres Geschlechts mit vollem Herzen Gerechtigkeit gewähren, und lieber das Mangelhafte daran aufsuchen, und ihre Augen daran weiden, als das Gepriesene bewundern. Hier ist, auch wenn der Gedanke nicht zu Worte wird, Verkleinerungssucht; hier entfaltet sich, so unschuldig es auch anfangs sein mag, der Hang zur Eitelkeit. Was die Natur nicht gab, sucht man durch Kunst zu ersetzen, und die einzelnen Schönheiten des Körpers durch gefälligen Schmuck zu erheben und bemerkbar zu machen.

Aber die Jugendzeit ist flüchtig; das Feuer des Auges erlischt bald unter den Thränen und Sorgen späterer Tage; andere Leidenschaften bemächtigen sich des Gemüthes, und wer nicht mehr durch äussere Schönheit gefallen kann, will durch seinen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft, oder durch den Umfang seines Vermögens glänzen. Der Fehler bleibt derselbe; er nimmt nur andere Farben an. Die jugendliche Gefallsucht und Eitelkeit, welche in spätern Jahren Gefahr läuft, Gelächter zu erregen, verwandelt sich in absprechenden Eigendünkel, in Rangstolz, und Geldstolz.

Wie uns jede Tugend der Gottheit näher rückt, macht uns jedes Laster mit der Thierheit verwandter. Wie das Thier nie seinen Blick zum Himmel hebt, sondern unter sich gesenkt, nur auf die Erde heftet, so auch der Stolz. Er denkt nicht an den, der höher steht, als er; er betrachtet nur diejenigen, welche tiefer sind, oder nicht zu haben scheinen, in dessen Besitz er zu stehen vermeint. Was ist der reiche Bauer neben dem reichen Städter, und dieser neben dem Fürsten? Was ist der Bürger von angeblich vornehmer Familie, die seinen Hochmuth nährt, neben dem Edelmann, der adelstolz auf ihn verächtlich herabschaut; und was ist dieser neben dem Gewaltigen, der Krone und Zepter trägt?

Man nennt den Stolz gewöhnlich eine Thorheit, und das ist er; denn was mag lächerlicher sein, als der Mensch, der sich etwas Großes mit Dingen meint, die ihm nicht selbst zugehören, die in der Todesstunde wie Staub von ihm fallen, die er vielleicht schon in der nächsten Stunde wieder einbüßen kann, und in denen er von Tausenden, die mit ihm leben, übertroffen wird? Aber der Stolz ist mehr, als Thorheit; er ist ein Seele und Körper vergiftendes Laster, und so gefährlich, wie jedes andere. Er äussert sich zwar nicht in Handlungen, sondern in den Einbildungen, welche der Mensch von seinen vermeinten Vorzügen hat. Je übermäßiger diese Einbildungen, je übermäßiger der Stolz.

Nun aber ist jede überspannte Einbildung vom Werth oder Unwerth der Dinge eine Art Wahnsinn, besonders wenn solche Einbildung zur bleibenden Denkart wird, nach der wir unsere Handlungen vornehmen. Ein Mensch, von ihr befangen, muß daher immer mit falschem Maßstab messen und verkehrt urtheilen, sobald sein Stolz berührt wird. Er handelt dann wie ein Berauschter, welcher die Dinge anders ansieht, als sie wirklich sind.

Weil nun das Laster des Stolzes vorzüglich die Einbildungskraft des Menschen angreift, müssen wir uns nicht wundern, wenn dieselbe zuletzt dadurch mehr oder weniger zerrüttet wird. Daher sind stolze Menschen gewöhnlich am fähigsten, wahnsinnig zu werden, und in den Irrenhäusern die größere Zahl der Verrückten von ungemessenem Hochmuth beseelt, mitten in ihrem bejammernswürdigen Elende.

Doch hinweg den Blick von diesen schauerlichen Verirrungen des Menschen! Und dahin kann doch zuletzt das Gefallen führen, welches man an Geringschätzung und Verkleinerung des Guten bei Andern empfindet.

Statt die Vorzüge seiner Brüder zu schmälern, erkennt sie der Christ willig an, und freut sich ihrer, wenn sie wahre Vorzüge sind. Gern gönnt er den Andern größere Kenntnisse, größere Kunstfertigkeiten und Einsichten — denn so wollte es Gott, daß ungleich die Gaben ausgetheilt sein sollten, damit

Einer dem Andern desto nützlicher und unentbehrlicher werde. Ich gelte darum bei mir und bei Gott nicht weniger.

Gern will ich Diesem oder Jenem seine vorzüglichere Schönheit gelten lassen — sie ist Gottes Werk. Ich will mich derselben freuen, ohne Beimischung von Mißgunst. Denn wie bald ist nicht die Rose verblüht! Wie bald ist jenes schwarze Haar eisgrau, jene blühende Wange bleich, jene schlanke Gestalt von den Gebrechen des Alters gekrümmt!

Gern will ich dem, der größeres Vermögen und Eigenthum hat, als ich, diesen Vorzug zugestehen, ohne ihn durch ein Aber oder Wenn zu schmälern, — er freue sich dessen; bin doch auch ich bei einem mäßigern Besitze des Lebens froh. Nicht das Gut draußen, sondern das Gut im Herzen macht glücklich. Warum sollte ich ihm beneiden, was ihm nicht gehört? Es ist geliehenes Gut; im Tode bleibt ihm nicht das Gewand, welches ihn deckt.

Gern will ich die Verdienste dessen anerkennen, der zum Besten der Welt oder seiner Mitbürger etwas Gemeinnütziges unternimmt. Warum sollte ich seine Absichten dabei verdächtigen, da ich das Innere seines Gemüthes und sein Verhältniß nicht kenne, in dem er zu Gott steht? Warum sollte ich seine Achtung bei den Menschen schmälern, da, wenn auch nicht ich, doch meine Kinder oder Enkel künftig an den Wohlthaten Theil nehmen können, die er stiftete?

Gern will ich den, der von edlerer Geburt zu sein meint, als ich, die kleine Freude ungetrübt geniessen lassen, wenn er Freude daran haben kann, sich eines vermeinten Vorzugs zu rühmen, an dessen Dasein er den allergeringsten Theil hatte. Welcher Sterbliche ist denn vor Gott edel oder unedel geboren? Daß aber in der bürgerlichen Gesellschaft mancherlei kleine Unterschiede der Stände bestehen, ist für die Ordnung des Ganzen nothwendig; sie würde ohne dies zerfallen. Warum sollte ich durch verkleinernde Urtheile das zerstören helfen, was wohlthätige Absichten für gegenwärtige Lebensverhältnisse gestiftet haben?

Es gibt nur Eins hienieden, was ich an mir achtungs-

würdig nennen darf; nur Eins, was allen Menschen Achtung abzwingt: dies ist die Tugend, dies ist die Erkenntniß Gottes, das heilige Wandeln vor Gott. Darum spricht die heilige Schrift: „So redet der Herr: ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit; ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke; ein Reicher rühme sich nicht seines Reichthums; sondern wer sich rühmen will, der rühme sich deß, daß er mich wisse, und kenne, daß ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übt auf Erden: denn solches gefällt mir, spricht der Herr.“ (Jer. 9, 23. 24.)

Und Dein Wohlgefallen, Herr, Allweiser, Allbeherrscher, sei das Ziel meiner Gedanken und Handlungen. Wenn ich nur vor Dir ohne Vorwurf und mit Heiterkeit erscheinen darf, o du Allesprüfender, Allessehender, dann mag ich es wohl ertragen, ob ich den Augen der Sterblichen werther oder unwerther bin durch Kenntniß, Leibesschönheit, Reichthum, Rang und Würden. Denn ich athme, ich lebe nur für Dich, o mein Schöpfer, das heißt, für meine höchste Seligkeit, in Deinem Weltall.

Diesen Geist will ich bewahren — es ist der Jesusgeist! Ich will mich aufmerksamer beobachten, und verhüten, daß ich nie in den Fehler sinke, das Gute, was ich an meinem Nebenmenschen bemerke, durch mein Urtheil geringschätziger zu machen. Was Achtung verdient, will ich gern achten, denn dadurch ermuntere ich auch andere zu edler Nacheiferung. So stifte ich durch ein Wort oft in manchem Herzen Gutes, ohne es selbst zu wissen, und verbreite, o Gott, Dein Reich, welches das Reich der Liebe und Seligkeit ist. Amen.

5.

Anerkennung fremder Verdienste.

Phil. 2, 29. 30.

Wer eitler Ehre gern entbehret,
Und Edles selbst an Feinden gern
Erkennt, der ehrt sich selbst, der ehret
Der Niedrigkeit und Hoheit Herrn.
Wohl, wohl ihm, denn Bescheidenheit
Ist aller Stände Herrlichkeit.

Sie schmückt das Alter, gibt der Jugend
Erst Liebenswürdigkeit und Werth,
Gibt Glanz, gibt Hoheit jeder Tugend,
Die eiteln Schimmer gern entbehrt:
Denn Demuth und Bescheidenheit
Ist aller Edeln Feierkleid.

Gib, Herr, zu allen deinen Gaben
Auch diese: Laß, vom Stolze rein,
Uns Alles brauchen, was wir haben,
Uns durch einander zu erfreu'n.
Das Ehrenwürd'ge sei geehrt,
Und nicht durch Neides Kunst zerstört.

Es scheint beinahe, als gäbe es für gewisse Menschen keine schwerere Tugend zu erfüllen, als die, das Gute und Löbliche, was Andere an sich haben oder thun, mit gebührender Achtung anzuerkennen. Wir finden in Gesellschaften bei Weitem die Meisten geneigt, von ihren Lebensgenossen das Nachtheilige zu erzählen. Unter vielen denkt kaum Einer edel genug, den Schleier über die getadelten Fehler des Abwesenden zu werfen, und sein Rühmliches hervorzuziehen. Mancher gibt sich mit vermeinter Klugheit wohl das Ansehen des Unparteiischen, zollt dem Verdienstlichen sein Lob; doch vergißt er selten, hintennach sein zerstörendes Wenn und Aber anzuhängen, wodurch er den Ruhm wieder größtentheils zurücknimmt, den er vorher gegeben.

Leute, die schon im übeln Rufe stehen, pflegen endlich noch weit seltener die Tadelsucht zu beschäftigen, als diejenigen, welche unter ihren Mitbürgern einige Achtung genießen. Von den Lasterhaften spricht Jeder mit Widerwillen und Ekel, oder

mit bedauerndem Achselzucken — desto lieber unterhält man sich von den Mängeln solcher Personen, die schon ein gewisses Lob errungen haben. Und je allgemeiner ein Mann geachtet ist, je emsiger scheint man bemüht, das Gute, was er besitzt, in den Augen Anderer zu verkleinern. Man sollte fast glauben, es sei Jedem eine große Freude, nur unter schlechten und verächtlichen Personen zu leben, daß man so eifrig ist, auch das Verdienstvolle und Glänzende zu verdunkeln.

Es ist auffallend, daß man rechtschaffenen Leuten gewöhnlich erst dann Recht widerfahren läßt, wenn sie todt sind; daß man ihre Verdienste ohne kränkende Schmälerungen ehrt, wenn sie gegen unser Lob unempfindlich sind. Woher dies? Prüfe dich selbst! Bist du von dieser unedeln Neigung, das Gute an Andern zu verkleinern, frei? Hast du nicht, wenn Jemand einen deiner Bekannten pries, Reiz gefühlt, den Lobredner eines Bessern zu belehren, seine Bewunderung herabzustimmen, und die Fehler des Gepriesenen bemerkbar zu machen?

Wenn wir die Geschichten des Alterthums lesen, wie sehr betrübt es uns, zu erfahren, wie man fast zu allen Zeiten die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, so lange sie am Leben waren, verachtete, verkleinerte, sogar mißhandelte und verfolgte! Wir nennen diese kleinherzigen Tadler, diese blinden Verfolger noch heut mit schimpflichen Namen. Unser Inneres empört sich, wenn wir vernehmen, wie man denen, welchen nach dem Tode Ehrensäulen und Denkmäler errichtet wurden, im Leben oft kaum Nahrung und Obdach gab!

Und sind wir besser, als jene Unterdrücker fremden Ruhms? Handeln wir nicht noch, wie sie? — Und woher rührt dieser Hang, das Verdienst Anderer zu verkleinern?

Bei Vielen ist es in der That nichts als die Wirkung eines unreinen, boshaften Gemüthes, welches alles Bessere haßt und lästert, was ihm selbst fehlt. Es ist der Neid in unverhüllter Schändlichkeit! — Wir erkennen ihn leicht. Er empört sich gegen das Gute, was man von ihm nicht sagen kann. Er nimmt, um seiner Wirkung sicher zu sein, alle Gestalten an. Bald ergießt er sich leidenschaftlich in giftigen Anmerkungen;

bald macht er den scherzenden, muthwilligen Spötter, welcher nur durch lustige Einfälle unterhalten zu wollen scheint; bald spielt er die Rolle eines aufrichtigen Verehrers fremder Verdienste, und beklagt nur in mitleidigem Tone, daß so viel Gutes durch schlechte Eigenschaften oder auch nur durch Schwächen verfinstert wird: bald redet er die Sprache des Scheinbar-Unparteiischen, und wirft Zweifel auf, die Mancher für begründet hält, weil Niemand sogleich gegenwärtig ist, der sie lösen könnte.

Doch nicht immer ist es die zur Natur gewordene Lästersucht und der Neid, welcher fremdes Verdienst mit Begierde in den Schlamm der Verwesenheit herabzuziehen sucht, in welchem die Denkart des Mißgünstigen lebt — zuweilen ist es nur gekränkte Eitelkeit, welche die gehässige Rolle des Neidischen spielt. Viele zürnen nur deswegen dem Lobe, was einem Andern gezollt wird, weil sie fürchten, man lasse dagegen ihnen selbst keine Gerechtigkeit geschehen. Es entsteht in ihnen die Versuchung, sich ebenfalls geltend zu machen. Sie möchten zu verstehen geben, daß das, was an Andern laut gepriesen worden, keineswegs so selten sei, und in ihnen ebenfalls zu finden wäre. Ihr beleidigtes Selbstgefühl ist weniger mit dem Gepriesenen, als mit den Lobrednern unzufrieden. O wie nahe ist diese Einbildung auf eigenen Werth mit dem Neid selbst verwandt!

Zuweilen hindert auch nur Furcht vor Mißbrauch, in das Lob fremden Verdienstes einzustimmen. Man verkennt zwar die rühmlichen Eigenschaften des Andern gar nicht, aber möchte davon des Aufhebens nicht zu viel gemacht sehen, um zu verhüten, daß der Gelobte nicht in seiner Eitelkeit bestärkt werde, was ihn leicht zu übler Anwendung des öffentlichen Beifalls verleiten könnte. Man ehrt das Verdienst, aber weigert sich, die Person zu ehren, welche es trägt. Man kann den Gedanken nicht ertragen, daß die von Allen gepriesene und bewunderte Person über uns erhaben stehe, oder einen Einfluß bekomme, der unsern eigenen Absichten zuwider sein dürfte. So hält man sich für verpflichtet — und o wie gern gibt der Mensch seinen eigennützigen, unlautern Handlungsweisen den

Anschein des Pflichtmäßigen! — den Ruhm derer, die ihn verdient haben, zu schmälern.

Doch wer könnte alle die Larven nennen, in welche sich der größere oder geringere Neid vermummt, um mit Anstand vor der Welt erscheinen zu können! Aber wie er sich auch verhülle, jederzeit wird er dem Blick des Beobachters kenntlich sein, und die Verachtung besserer Herzen ärnten. Wer fremdem Verdienst den Beifall schwächt, dessen er würdig ist, legt das offene Geständniß ab, daß er desselben nicht fähig sei, und bei seiner eigenen Kraftlosigkeit doch nicht einmal so viel Seelengröße habe, es gelten zu lassen. Jede Aeusserung der Mißgunst ist eine Selbstverrätherei, und der Beweis eigener Geringfügigkeit. Nur Personen, welche in sich das Bewußtsein von Werth tragen, haben den Muth, den Werth Anderer ohne Mißgunst anzusehen, und ohne Eifersucht die Vorzüge der Nebenmenschen zu bewundern.

Dies ist das Kennzeichen des wahren Weisen, dies ist der Edelsinn des Christen. In diesem Geist empfahl einst Paulus den Brüdern zu Philippi seinen Gehilfen Epaphroditus. Weit entfernt, die Verdienste desselben durch beschränkende Zusätze zu verkleinern; weit entfernt, die leiseste Mißgunst zu äussern, daß die Gemeinde Philippi so hohen Werth auf Gesundheit und Leben des treuen Epaphroditus gesetzt hatte: ward Paulus der lebhafteste Lobredner desselben, und nannte ihn seinen Mitstreiter und ihren Apostel. (Phil. 2, 25.)

Wer Andere ehrt, der hat die rechte Art ergriffen, sich selbst zu ehren. Wer über fremde Vorzüge seine eigenen vergißt, der zwingt die Welt, ihm eine Gerechtigkeit zu gewähren, die er sich selbst versagt. Bescheidenheit macht die Verdienste glänzender, welche wir wirklich besitzen, und entwaffnet selbst den Neid.

Nur der Arme beneidet oft den Begüterten; wann hat man gehört, daß der Wohlhabende dem Dürftigen seinen Mangel mißgönne? Der Häßliche beneidet wohl den Schönen; wann hat man gehört, daß der Schöne die Ungestaltheit des Krüpels beneide? So ist es immer der Gemeinere, welcher die

Vorzüge des Bessern mit Scheelsucht beobachtet; so ist es nur der, welcher seinen eigenen Werth fühlt, der auch mit Zufriedenheit auf den Werth Anderer blickt, und es liebt, wenn die Welt denselben anerkennt.

Es ist bei der Mannigfaltigkeit, mit welcher die Gottheit ihre Gaben auf Erden vertheilte, ohnehin unmöglich, daß jeder Mensch die gleichen Vorzüge und Eigenschaften besitze, wie der Andere. Um so weniger sollte es uns daher verdriessen, wenn ein Anderer in gewissen Dingen glänzt, wo wir in unsern Verhältnissen es nicht konnten. Aber Niemand ist auf Erden, der nicht irgend eine Fähigkeit oder Eigenschaft hätte, durch welche er sich auszuzeichnen im Stande wäre. Daher ist es an Jedem, seine Fähigkeiten zu untersuchen, und diejenigen zum Besten seiner Mitleidenden am meisten auszubilden, durch die er am wohlthätigsten wirksam werden kann.

Es ist möglich, daß ein Anderer dich an Reichthum und Pracht übertrifft — warum willst du ihn deswegen verkleinern? Dir ist es möglich, ihn durch weisere Anwendung deines kleinern Vermögens, ihn durch höhere Gemeinnützigkeit zu übertreffen: warum versuchst du es nicht? Sein Reichthum ist ein Beispiel des Glücks; deine Gemeinnützigkeit würde eine Wirkung deiner Tugend sein. Wen würdest du höher achten, den wohlthätig wirkenden Mann bei geringern Gütern, oder den Selbstsüchtigen bei gröſsern Einkünften? — Siehe, wie du, so beurtheilen dich deine Zeitgenossen.

Es ist möglich, daß ein Anderer dich in Gelehrsamkeit, in Kenntnissen übertrifft — warum willst du ihn deswegen beneiden, da dich mannigfaltige Umstände hinderten, mit ihm zu wetteifern? Aber wer hindert dich, in deiner Lage der Beste zu sein, und ihn in deinem von der Vorsehung beschiedenen Wirkungskreise durch Thätigkeit, Redlichkeit und nützlichen Eifer weit zu übertreffen?

Es ist möglich, daß eine Person mehr Schönheit, Witz und äussere Anmuth von Natur habe — warum willst du thörichter Weise hinwegläugnen, was Jeder sieht? Aber warum versäumst du, durch Gleichmuth, Bescheidenheit und See-

lenschönheit dir das größere Verdienst zuzueignen, was bleibendern Werthes, als die Farbe der Haut oder das Feuer des Auges, ist? Warum entstellst du deine Seele noch mehr durch den Schmutz des Neides?

Es ist möglich, daß ein Anderer dich durch die Gunstbezeugungen übertreffe, welche ihm das Glück gewährt; daß ihm Verwandtschaften Ehrenstellen zuwerfen, die dir versagt bleiben, ungeachtet du fühlst, daß du sie würdiger bekleiden könntest, als Jener. Ist denn die Ehrenstelle, welche dich an ihm verdrießt, eine Folge seiner wahren Verdienste? Ist denn überhaupt das, was wir Glück zu nennen pflegen, immer ein Beweis der Würdigkeit dessen, der es genießt? Handle so, daß du jedes Glückes werth wärest, und du wirst denjenigen aufhören zu beneiden, der im Schooße des Glückes mit dem Bewußtsein seines Unwerthes sitzt, wenn er dich erblickt.

Wer fremdes Verdienst willig achtet, bezeugt damit vor der Welt, daß er in seinem Gemüth einen Reichthum trägt, welcher ihn abhält, Andere zu beneiden. Wer nicht kleinlich bei jedem Lobspruch, der Andern gegeben wird, zittert, es geschehe auf eigene Unkosten, erregt Ehrfurcht für sich. Es ist schon verdienstvoll, die Verdienste Anderer zu schätzen. Dieses bescheidene Gerechtigkeitsgefühl erhebt den, der groß genug denkt, es zu haben, über den gemeinen Haufen engherziger, gebrechlicher, tugendarmer Menschen empor.

Inzwischen ist auch nicht zu läugnen, daß wir allerdings in Anerkennung fremder Vorzüge gewisse Grenzen zu beobachten haben, welche uns die Klugheit vorschreibt.

So wie ein erzwungenes Lobkünsteln, durch welches wir uns selbst gern einigen Werth erlisten möchten, lächerlich, oder ein unsern Lobeserhebungen angehängtes Aber verächtlich ist: eben so wenig geziemt es uns, dasjenige, was in der That achtungswerth ist, mit übertriebenem Beifall zu beehren. Denn wer irgend einem Gegenstande unmäßige Bewunderung zollt, verräth dadurch entweder Mangel der Erfahrung, oder des Verstandes; es ist zu fürchten, daß künftig der gleiche Mensch, wenn seine Einsichten reifen, geneigt sein

wird, mit gleicher Ungerechtigkeit zu verwerfen, was er vorher ohne Einschränkung vergöttert hatte.

Ohnedem ist eine unmäßige Bewunderung einer achtungswürdigen Sache eher gefährlich, als vortheilhaft; gefährlich, weil das begeisterungsvolle, grenzenlose Lob die Galle des Neidischen am meisten erweckt, und auch den Unparteiischen reizt, mit vorzüglicher Beflissenheit etwanige Fehler aufzuspüren, um sich zu rechtfertigen, wenn er nicht in die unbedingte Verehrung einstimmt. Nichts ist reizbarer in dem Menschen, als der Widerspruchsgeist; er wächst mit dem ihm dargebotenen Hohn. Und daher ist mancher guten Sache schon größerer Schaden durch die ungemessenen Lobeserhebungen ihrer Freunde, als durch den Tadel ihrer Feinde entstanden. Denn jeder Ueberspannung folgt früher oder später Erschlaffung.

Auch müssen wir allezeit in der Anerkennung fremden Verdienstes den Verdacht der niedrigen Schmeichelei von uns entfernt halten. Es sind Viele, die dem Verdienste Gerechtigkeit schenken, sobald sie nur hoffen können, Vortheil für sich dabei zu erobern. Es ist diesen Selbstsüchtigen nicht darum zu thun, eine Tugend zu ehren, sondern irgend eine kleine Beute zu machen. Sie sind es, die den Ehrenwerthen mit eben der Schamlosigkeit ins Gesicht loben, mit welcher sie sich vielleicht hinter seinem Rücken über ihn belustigen. Sie sind es, die eben so willig das „Hosianna“ jauchzen, als einige Tage nachher, wenn ihre Absichten fehlschlagen, das „Kreuzige!“ Sie vergöttern den Tirannen, so lange er Macht hat, und tanzen, als feige, übermüthige Sklaven, auf seinem Leichnam.

Aber hinweg von diesen feilen Seelen, für die keine Tugend, kein Ruhm, kein Verdienstvolles auf Erden wohnt, sondern nur bald dies, bald jenes Ziel niedriger Habsucht, dem sie nachkriechen. Das Lob der Ehrlosen kann nicht ehren, ihr Tadel nicht herabwürdigen.

Ehre das Verdienst! Du kannst Werke der Pracht, der Schönheit bewundern; du kannst die Spiele des Glücks anstaunen; du kannst Gelehrsamkeit und Talente hochschätzen; du kannst die Gewalt der Fürsten groß nennen — aber die Ehre

gebührt nur dem Verdienſt, das heißt, der Willenskraft und Weisheit, welche jene Mittel zu wohlthätigen, menſchenbeglükkenden Zwecken benutzt.

Nur zu oft pflegt der leicht getäuſchte Sterbliche das todte Werkzeug zu ehren, ſtatt des Künſtlers, und das, was Zufall und Natur verliehen, ſtatt des Beſitzers. Nur zu oft pflegt man den Menſchen zu ehren, wo man ſeine Mittel meint. Aber auch der Dieb kann Schlauheit haben, welche Staunen zu erregen im Stande iſt: wer wird ſie ihm zum Verdienſt rechnen? Auch der Böſewicht kann ſich durch glückliche Gewaltthätigkeit eine Macht anmaßen, vor der man zittert: aber wer wird ſeine kühne Ungerechtigkeit ein Verdienſt heißen? Auch der Blödſinnige, oder der Wucherer, oder der Taugenichts kann von Pracht und Reichthum umringt ſein: welche Ehre verdient er deswegen? Auch der ehrſüchtige Schleicher kann durch Niederträchtigkeiten Ehrenſtellen erringen: iſt er darum unſerer Hochachtung würdiger, als wenn er in wohlverdienter Niedrigkeit kröche?

Nein, Ehre nur dem wahren Verdienſt! Und jede Tugend iſt verdienſtvoll; und nur die Tugend iſt ehrwürdig. Alles Andere, was Glück und Menſchengunſt geben und nehmen können, kann die Hochachtung des Weiſen und Chriſten nicht gewinnen, wenn es auch ſeine Bewundeeung für einen Augenblick feſſelt. Er trennt das Weſen vom Schein; er ehrt nicht das, was der Menſch empfangen kann, ſondern was derſelbe durch eigene Kraft gewährt, was er Gutes und Nützliches leiſtet.

Ehre dem wahren Verdienſt — es wohne denn auch in Paläſten oder unterm Strohdach; es gehöre unſerm Freunde oder unſerm Gegner. Weigere dich nie, es anzuerkennen — in der Würde deines Mitmenſchen erkennſt du deine eigene Würde an. Vor Mächtigen kriechen, vor Beſitzern großer Talente oder Reichthümer Schmeicheleien ſagen, das kann auch der Pöbel. Aber wahres Verdienſt zu ehren, iſt Niemand fähig, der nicht ſelbſt ehrwürdig iſt und Sinn für tugendvolle Kraft hat.

Dieſe Anerkennung geſchehe, wie ohne Schmeichelei, auch muthig, ohne Menſchenfurcht. Hilf dem unterdrückten Verdienſt empor, nimm die Tugend und das edle Streben verkannter

Menschheit in Schutz, wo Neid, Haß, Verleumdungssucht und Verfolgung sich dagegen auflehnen. Dein Muth selbst ist Tugend und Wohlthat. Er erquickt und ermuntert nicht nur den Verkannten, nein, er schreckt auch die Lästerer, und bringt den Haufen feiger oder gedankenloser oder leichtsinniger Nachbeter zum Ernst des Nachdenkens zurück und zur Pflicht.

Wir sollen aber das Verdienst im Menschen öffentlich ehren, nicht sowohl um dessen willen, der es besitzt, als vielmehr um derer willen, denen es fehlt. Denn wer mit großer Seele alle Hindernisse überwältigt, um etwas Nützliches zu begründen, bedarf deiner Anerkennung seines Verdienstes nicht, um sich darin zu bestärken; er verachtet selbst die Verfolgung der Selbstsüchtigen, und rechnet sie zu den gewöhnlichen Hindernissen, die der Gerechte zu bekämpfen hat. Wer mit Bescheidenheit im Stillen nach allen Kräften Gutes befördert, bedarf deiner Anerkennung seines Verdienstes nicht; seine Demuth war nicht ruhmdürstig, daher verhüllte er seine ruhmwürdigsten Handlungen vor den Augen der Welt. Wer mit seltener Klugheit gemeinnützige Werke vollführt, ohne Rücksicht auf eigenen Gewinn, bedarf deiner Anerkennung seines Verdienstes nicht; denn er will keinen Gewinn, als sein Bewußtsein, und er weiß, wie wenig auf der Menschen gewöhnliches Tadeln oder Loben geachtet werden müsse.

Unsers Selbstes willen sollen wir verdienstvolle Menschen und Thaten ehren, und derer willen, die ihr alltägliches Leben in schlaffer Gemeinheit hintreiben, ohne sich zu einer wahren Tugend, zu einer menschenbeglückenden That zu erheben. Diese sollen durch verdientes Lob, welches wir dem Edeln und Guten geben, zur Nachahmung erweckt werden. Wir müssen das Gefühl herrschender durch die Welt machen: daß nur das Göttliche ehrwürdig, alles Andere Staub sei; daß nicht Tonnen Goldes, nicht Herrschaft über Königreiche, nicht Stand und Geburt, nicht Pracht, nicht Schönheit ehren und adeln, sondern ein großer, göttlicher, einfacher Sinn; ein thätiges Streben, immer fehlerreiner und tugendvoller, und in dem Lebenskreise,

wohin uns Gottes Hand stellte, der Vortrefflichste und Wohlthuendste zu sein.

Solch ein Gefühl unter den Menschen herrschend zu machen, ist nur die Sache reiner Gemüther, die sich, o Gott, in Deiner Betrachtung veredeln, Wohlgefallen an allem Edeln haben. Das Vergnügen, welches ich bei Anerkennung fremden Werthes empfinde, ist der sichere Maßstab meines eigenen Werthes: und der Widerwille, der mich beherrscht, dem Verdienst Anderer zu huldigen, ist das Kennzeichen meiner eigenen Schlechtigkeit.

O mein Gott, wohl war auch ich oft ungerecht gegen das Verdienst mancher meiner Mitmenschen; wohl suchte auch ich oft durch Aufsuchung ihrer Mängel mich über die Vorzüge zu trösten, die ich nicht besaß. Schamvoll möchte ich mich vor Dir verbergen! O Vater, Vater! Nie überrasche mich solch eine niedrige Gesinnung wieder im Leben! Verleihe mir Kraft; heilig ist mein Wille! Amen.

6.

Der Unverträgliche.

Kol. 3, 13.

O, wie wird das Herz beschwert
Durch des Unmuths Leidenschaft!
Zanksucht, Zorn und Haß verzehrt
Nach und nach des Lebens Kraft;
Mindert unsre Zahl von Jahren;
Jede reine Freud' entflieht.
Herr, der auf mich Schwachen sieht,
Ach, Du wollest mich bewahren,
Daß ich ohne Murren, frei
Von Verdruß, nur Liebe sei.

Wer mir flucht, ihn will ich segnen,
Wie mein Heiland, Jesus, that;
Will dem nachsichtsvoll begegnen,
Der zum Streiten Neigung hat.
Möge mich Dein Geist beleben,
Daß ich, Vater, als Dein Kind,
Liebreich sei, wie Du, gesinnt!
Herr, Du wollst den Sinn mir geben,
Der bei Fehlern Nachsicht zeigt,
Und mit Sanftmuth spricht und schweigt.

Man muß erstaunen, welche Mühe sich die Menschen oft geben, um ihres Lebens so wenig als möglich froh zu werden; wie sie sich's gleichsam zur ersten Pflicht machen, eben so wohl Andern, als noch weit mehr sich selber, die wenigen Lebenstage zu verbittern, die ihnen die Gunst ihres Schöpfers auf Erden gestatten will.

Da gibt es vielerlei Personen, die, es mag geschehen was wolle, mit nichts zufrieden sind, und mit keinem Menschen auskommen können, so gut und nachgebend er auch gegen sie sei. Immer haben sie Stoff, zu tadeln, zu zanken, Vorwürfe zu machen, und sich über Andere zu beklagen. Immer schliessen sie neue Freundschaften, und keine können sie lange haben. Nirgends gefällt es ihnen; aller Orten finden sie Anstoß; aller Orten etwas auszusetzen, bald an Einrichtungen, bald an den Leuten, mit denen sie in Verhältnissen stehen müssen. Keiner macht es ihnen zu Dank.

Solche ungeſellige und unverträgliche Leute können neben ihrer Untugend ſehr liebenswürdige Eigenſchaften haben, und daher auf den erſten Augenblick ſehr für ſich einnehmen, ſo lange man ſie und ihre Unart nicht näher kennt. Auch pflegen ſie an fremden Orten oder bei neuen Bekanntſchaften ihr mürriſches und herriſches Weſen nicht leicht zu äuſſern. Sie ſind höflich, nachſichtig, voller Aufmerkſamkeit gegen Andere. Sie wünſchen zu gefallen. Sie bemühen ſich, Beifall zu gewinnen, theils weil ſie ſich einbilden, die neuen Bekanntſchaften ſeien wirklich nach ihrem Geſchmacke, ſeien Menſchen nach ihrem Herzen; theils um Andern, mit denen ſie im Unfrieden leben, zu zeigen, daß ſie keineswegs von Natur ungeſellig und unfreundlich ſind, ſondern erſt durch Fehler der frühern Bekannten gezwungen worden ſind, es zu werden. — Sobald aber die neue Bekanntſchaft einige Wochen älter geworden ſein mag, den Reiz der Neuheit verloren hat; ſobald nähere Freundſchaft einige Vertraulichkeit mehr geſtattet; wendet der Unverträgliche die rauhe Seite auswärts, und wird auch der Alte wieder, ohne weitere Schonung. Er tadelt, macht Vorwürfe, wird rechthaberiſch, möchte Alles nach ſeinem Kopfe haben, und endet damit, die Freundſchaft wieder zu zerreiſſen, die er vorher ſo ängſig geſucht hatte, und die Achtung, welche man für ihn empfand, trotzig zu verſcherzen.

Dieſe ſeltſame Gemüthsart, welche alle übrigen löblichen Eigenſchaften einer Perſon, alle ihre vortrefflichen Anlagen und Kenntniſſe, ſo glänzend dieſelben auch oft ſind, wieder verdunkelt, zuweilen ganz unbrauchbar macht, iſt oft nur Frucht eben von dem Bewußtſein ſolcher Vorzüge, nur Wirkung von dem Stolz auf ihren Beſitz. Mit einem kleinen Grad von innerer Beſcheidenheit würde der Unverträgliche ſich in den verträglichſten aller Menſchen verwandeln. Aber dieſes Bewußtſein verleitet ihn, jeden Andern überſehen und durch ſein Urtheil verkleinern zu wollen. Er glaubt Alles richtiger einzuſehen, Alles beſſer zu wiſſen; jeder Widerſpruch beleidigt und reizt ihn, iſt für ihn ein Zweifel an ſeinem geſunden Verſtandesblick, ein Mißtrauen in ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen. Er verwirft mit

absprechendem Tone, was nicht nach seinem Geschmacke ist; fällt über das Wichtige und Unwichtige ein schneidendes Urtheil; will Recht behalten, selbst mit Gefahr, daß er Andere kränkt. In seiner Leidenschaft ist ihm gleich, ob man ihn hasse oder nicht; er meint über allen Andern zu stehen, sich selber genug und unabhängig zu sein. Wird er beleidigt, er erwiedert trotzig; wird er verhaßt oder auch in seinen guten Eigenschaften verkannt — er tröstet sich mit seinem Bewußtsein; er ist des Schmähens gewohnt. Ihm sind alle diejenigen keiner Achtung werth, die sich nicht gefallen lassen, mit ihm übereinzustimmen.

Gewöhnlich wird der Grund zu solcher fehlerhaften Denkart schon in der ersten Erziehung gelegt, wenn Aeltern ein Kind verzärteln, ihm schmeicheln wegen seiner Naturgaben, ihm so viel als möglich den Willen lassen. Diese blinde Liebe der Aeltern macht das Kind gebieterisch, voll allzugroßen Vertrauens auf seine Vorzüge, und in der Richtung seines Willens eigensinnig. Um Recht zu behalten, wird es Alles aufopfern, auch das Angenehmste; es wird Alles, wenn auch mit Thränen, entbehren, nur nicht den Triumph, seinen Willen behauptet zu haben. — Dieser Stolz auf sich selbst und die daraus entspringende Neigung zum Allesbesserwissenwollen, zur Rechthaberei, zum Eigensinn, kann aber eben so gut auch Wirkung vom Gegentheil in der Erziehungsart sein. Man behandle nur ein Kind sehr strenge, hart und oft ungerecht: überzeugt von der Ungerechtigkeit und Kurzsichtigkeit seiner Erzieher, wird es schweigend dulden; dennoch bei seinem Sinn bleiben; sich gewöhnen, Mißtrauen in Verstand und Herz Anderer zu setzen, seine Ueberzeugungen für die allein richtigen zu halten, und sie bei reiferm und unabhängigerm Alter mit gleicher Härte geltend zu machen, wie einst ihm geschah. — Auch Leute, die in ihrer Jugend versäumt, arm und im Druck lebten, aber sich durch eigene Kraft zu einem gewissen Ansehen hinaufschwangen, können leicht, weil sie im Vertrauen auf ihre Kraft und ihren Werth zu weit gehen, zu dem rechthaberischen Stolz verleitet und zur Unverträglichkeit geneigt werden.

Immer ist damit eine schiefe Ansicht der Welt verbunden;

nicht nur in der Rücksicht, daß der Mensch sich einbildet, man müsse ihm, wegen seiner übrigen Vortrefflichkeiten, im Umgange manche Nachlässigkeit, manche Launen, manche Härte des Ausdrucks, manches Aufbrausen zu gut halten; sondern auch, daß er glaubt, alle Menschen müßten von seinen Grundsätzen, als den allein richtigen, ausgehen; die Dinge des Lebens nach seiner Weise anschauen; und wären, so oft sie von ihm abweichen, Verirrte, Unwissende, Thoren, am Verstande beschränkte oder im Herzen verdorbene, verächtliche Wesen.

Der Grund zu einer unverträglichen Gemüthsart kann jedoch auch sehr häufig in einer körperlichen Stimmung liegen. Ein reizbares, heftiges Temperament, rege Galle, bringt gern zu trüben Ansichten des Lebens, zum Mißfallen an dem, was uns umgibt, zum Verdruß beim leisesten Widerspruch, zum Aerger über Kleinigkeiten, zum Auffahren im Zorn, zu harten Urtheilen. Da ist Nichts recht, Alles fehlerhaft, lästig und beleidigend. Da ist dem Mißvergnügten gleichsam nicht wohl, bis er einen Gegenstand gefunden hat, den er als die Ursache seiner Aergerlichkeit ansehen, und als solchen mißhandeln kann. Nur wenn er in ganz neuen Verhältnissen sich gewissermaßen selbst vergißt, und der dadurch lebhaft erweckte Geist Meister wird über den Einfluß des kränklichen Körpers: erscheint er heiterer, liebenswürdiger und sich selber nicht mehr ähnlich.

Indessen ist das Uebel der Unverträglichkeit leichter zu heilen, wenn sein erster Ursprung in der Beschaffenheit des Körpers, als wenn er in einer falschen Richtung und Gewöhnung des Gemüths liegt. Die durch einen krankhaften Leib bewirkte Neigung, sich leicht und über Geringfügigkeiten zu ärgern, kann und wird meistens gehoben durch Zerstreuung, Bewegung, Luftveränderung, durch den Wechsel des Lebensalters selbst, so wie durch die unglaubliche Macht des Geistes über den Körper. Denn sind wir einmal gewiß, daß unser Hang zum Verdruß, Tadeln, Zürnen und Zanken nur eine Wirkung unserer Kränklichkeit sei: so ist es dem Willen des Geistes leicht, zwar nicht eine heitere, fröhliche, zufriedene Stimmung herbeizurufen, aber doch alle unlieblichen Ausdrücke einer mürrischen Laune zu verhüten.

Sein eigener, edler Stolz sagt es ihm: willst du Sklave oder Herr deines gebrechlichen, empfindlichen Körpers sein? Sein eigenes Gefühl warnt ihn, im Unglück über Alles behutsamer zu sein, und der ärgerlichen Stimmung nicht zu viel Raum und Glauben zu geben.

Weit schwieriger ist es allezeit, einen kranken Geist zu heilen, als einen kränklichen Leib. Jener behält, wenn er nur ernstlich will, unter allen Umständen eine gewisse Herrschaft über diesen. Er soll sie haben. Aber der kranke, fehlerhafte Geist, welcher sich selber heilen soll, ist so elend, daß er seine eigene Krankheit nicht für Krankheit erkennen, und noch weniger sie heilen will. Dann entspringen aus einem Uebel allmälig andere. Jede Fehlerhaftigkeit des Gemüths ist ein um sich fressender Krebsschaden desselben.

Wer sich es einmal zur Gewohnheit gemacht hat, überall der Rechthaber zu sein; Alles zu verwerfen, was nicht nach seinem Sinn ist, jeden Widerspruch, der ihm gemacht wird, übel zu nehmen; sich um Kleinigkeiten sogleich mit Bekannten und Freunden zu überwerfen; mit Einrichtungen, die gegen seine Meinung sind, oder mit Grundsätzen und Handlungsarten, die von den seinigen abweichen, laute Unzufriedenheit zu äussern, der bleibt wahrlich dabei nicht stehen. Je weniger die Welt auf ihn hört, je bitterer, je hämischer endlich wird er im Urtheilen über die Welt; es setzt sich Menschenhaß und Menschenverachtung im Allgemeinen bei ihm an.

Je mehr er sich und den Werth seiner Einsichten verkannt glaubt, je mißtrauischer und argwöhnischer wird er. Je öfter er Gelegenheit hat, zu bemerken, daß Andere beliebter sind, als er, daß Andere mehr vorgezogen und begünstigt werden, ungeachtet sie doch weit weniger Würdigkeit haben mögen, als er: um so leichter wird er die Qual der Mißgunst und des Neides empfinden, um so leichter sich ein böses Wort zu viel verzeihen, auch wohl eine wissentliche Verkleinerung und Verleumdung des Glücklichern. Eine Sünde bietet der andern die Hand, und er wird abwechselnd Beute und Opfer von allen.

Einen Tollen aber erwürgt wohl der Zorn, und den Alber-

nen tödtet der Eifer (Hiob 5, 2), sprach Eliphas von Theman zu Hiob, als er in seiner Ungeduld über Alles klagte, was ihn umringte. Das gleiche Wort gilt dem unverträglichen Zänker, dem nie etwas recht ist, und der seinen unzufriedenen Launen freien Zügel läßt, um sich Alles und Allen sich selbst verhaßt zu machen. Er, mit Allen in Zwietracht, immer in Verdrießlichkeiten, oft durch seine Unklugheit in Verlegenheiten empfindlicher Art, beständig im Wahn, verkannt oder nicht nach Verdienst geschätzt zu sein — verzehrt sich selbst in Verdruß, Sorge und Kummer; schwächt mit Zorn und heimlichem Aerger seine Gesundheit, und bereitet sich, ohne es zu wollen, selbstmörderisch ein allzufrühes Grab, oder ein sieches, plagevolles, mühseliges Alter. Ihn tödtet sein alberner Eifer. — Er kann unmöglich Freunde haben, weil er ohne Duldung und Schonung ist. Der Thor, er versteht nicht zu lieben, und begehrt doch die Liebe, welche gegen ihn sanftmüthig, zart, schonend und nachsichtsvoll sein soll. Er, der sich selbst und in albernem Trotze alle seine Bekannten, und sogar die verkennt, welche es aufrichtig mit ihm meinen, glaubt sich doch von Jedermann verkannt, und grämt sich im Stillen darum. Er, der sich in Niemand fügen will, verlangt doch, nach seinem Willen solle sich Jeder fügen. — Er, der bei eigener Nachsicht und Milde, die ihm an Andern doch so wohl gefällt, das angenehmste, genußvollste Leben führen könnte, zerreißt seine eigenen Freuden, verwundet sich durch seine Thorheit, durch seinen Eigensinn unaufhörlich selbst, wie ein Wahnsinniger, und klagt hintennach kindisch über der Menschen Tücke, Dummheit, Engherzigkeit und boshaftes Wesen. — Er selbst, weil er es, kleiner Ursachen willen, mit den besten Freunden verdirbt, seine Untergebenen mit Sticheleien oder gar mit Scheltworten abstößt, Vorgesetzten mit trotziger Trockenheit oder dem kränkenden Ton des Besserwissens, des Gernvorschreibens begegnet — er selbst durch sein unverträgliches Wesen bezeugt, daß er bei allen übrigen löblichen Eigenschaften zu mancherlei Verhältnissen untauglich sei, wo es einen richtigen, leidenschaftlosen Ton und Blick erfordert, ein Passen zur Welt, in der man nicht zanken, sondern Gutes stiften soll.

Er selbst hat es sich zuzuschreiben, wenn man ihn zurücksetzt, und Andere, auch bei minderer anderwärtiger Geschicklichkeit, vorzieht; ihn zurücksetzt, nicht weil man wegen seiner beleidigenden Art Rache an ihm nehmen will, sondern weil er durch seine Denkart unbrauchbar ist. Gewandtheit, kluge Schonung, Verträglichkeit mit Amtsgenossen, Nachbarn und solchen Leuten, mit denen man beisammen leben muß, ersetzt sehr oft reichlich den Abgang mancher andern Fähigkeiten. Denn im gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben hängt bei weitem das Meiste weit weniger von der Kunst der Einsicht, als von der Kunst der Ausübung ab. — So verdirbt der Unverträgliche durch seine böse Laune oder üble Gewöhnung also selbst das Gute, was ihm die Natur verliehen, oder sein Fleiß erworben hat. Er versteht vielleicht Alles, aber nicht die Art, nützlich und wirksam zu sein. Er verstößt sich selbst aus der Gesellschaft; bleibt mit seinen Fähigkeiten unbenutzt; und so viel er sich auch auf diese einbildet, muß er doch mit Verdruß wahrnehmen, daß man seiner sehr gut entbehren könne.

Vorzüglich zu beklagen ist der Unverträgliche aber in seinem häuslichen Leben. Da, wo unter dem heimathlichen Obdach der Weise, der wahrhafte Christ sein stilles Paradies und unter allen Landesstürmen seinen freundlichen Ruheort findet, hat er sich seine Hölle bereitet. Denn sein Ton gegen Andere wird der Ton der Andern gegen ihn. Wie er an Andern Alles betadelt, findet man wieder an ihm Alles linkisch und ungerecht. Wie er von jedem geringen Versehen großes Aufheben macht, erwiedert man ihm das Gleiche. So kommt er nie zur Ruhe und dauerhaften Heiterkeit, weil er mit seiner Art zu sein Andere keine Freude ungetrübt genießen läßt.

Wohl mancher erkennt sich in diesem traurigen Bilde, und hat längst schon erkannt, daß vielerlei Ungemach seiner Tage die Folge eines mürrischen, zänkischen, Alles übel deutenden, heimlich stolzen und herrschbegierigen Wesens war. Es mag sein, daß er oft Recht hatte in seinen Meinungen und Urtheilen; aber er hatte Unrecht in seiner daraus folgenden Handlungsart. Es fehlte ihm nicht an Einsicht der Dinge, aber an der Klugheit,

sich auf die beste und zweckmäßigste Weise zu betragen. Es fehlte ihm die Grundlage zu allem Guten, jene stille, feste, religiöse Denkart gegen Gott und Menschen, von welcher nur der allein, der am meisten und dauerhaftesten Gutes wirkte, Jesus Christus, das reinste Vorbild ist. Es fehlte ihm jener religiöse, große Sinn, welchen die heilige Schrift jedem Eingeweihten des Jesus-Glaubens empfiehlt, indem sie spricht: So ziehet an, als die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld, und vertraget Einer den Andern, und vergebet euch unter einander, so Jemand Klage hat wider den Andern; gleichwie Christus euch vergeben hat, also auch ihr. Ueber Alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit. (Kol. 3, 12 — 14.)

So wollen wir uns nun selber prüfen, woher unser Uebel stamme. Ist unsere finstere unverträgliche Gemüthsart nur eine Wirkung kränklicher Umstände, so soll Sorge um die zerrüttete Gesundheit unsere allerdringendste Pflicht sein. Denn diese Empfindlichkeit, diese Neigung zum Verdruß und Auffahren, diese Sucht, Alles von der schlimmen Seite zu nehmen, dies sinnliche Gefallen, sich durch harte Worte und Zänkereien gleichsam von der Bürde heimlichen Unmuthes zu entladen, kann Vorbote einer das Leben zerstörenden Krankheit sein. Es ist Pflicht, einen verständigen Arzt mit dieser natürlichen Reizbarkeit und leicht verstimmten Laune bekannt zu machen, und sein Urtheil zu hören. Oft weigert man sich, diesen Schritt zu thun, weil man sich nicht für erkrankt, sondern die Menschen um sich her für schlecht hält. Aber dies ist schon selbst ein höherer Grad der Krankheit, in dem sie sich selber nicht mehr empfindet, ob sie gleich noch nicht durch andere äusserliche Zeichen am Körper sichtbar geworden. Man hat dergleichen Zufälle oft bei Personen vorhergehen sehen, die nachher ein schweres Siechthum zu überstehen hatten; so stellte sich nach einer überstandenen, gefährlichen Krankheit die ganze Heiterkeit und Verträglichkeit des ehemaligen Sinnes wieder her, und der Genesende, vorher

mürrisch und zänkisch, nun freundlich und gütig mit Allen, schien ein ganz neuer Mensch geworden.

Spürtest du aber schon seit vielen Jahren und aus alten Vorwürfen deiner Jugendfreunde und Bekannten, daß eine gewisse Unzufriedenheit, auflodernde Heftigkeit, ein streitsüchtiges unverträgliches Wesen in deiner Gemüths- und Denkart sei; — fühltest du schon längst, daß es ein geheimer Stolz war, der dich gegen Andere anmaßend machte, und unzufrieden, wenn sie deinen Wünschen, Entwürfen und Meinungen widersprachen: Unglücklicher, so beklage ich dich mehr, als wärest du körperlich leidend. Denn diese Fehler bis auf die letzte Wurzel in dir auszurotten, wird dir einen schweren Kampf kosten. Deine arge Gewohnheit wird sich immer wieder aufthun, wenn du sie auch schon überwunden zu haben glaubtest. Aber, Freund, wohnt der rechte Stolz des edeln Geistes in dir, — der, zu wissen, daß du Alles über dich vermögest, was du wolltest; dann ist der Sieg nicht unmöglich; dann hast du noch Hoffnung, in dir selbst ruhig, von allen deinen Bekannten dich geliebt, und deinen übrigen Werth anerkannt zu sehen. Du wirst noch glücklich sein! Füge nur zu deinen übrigen Vollkommenheiten jene reine Freundlichkeit, jene herzliche Demuth, Sanftmuth und Geduld mit fremden Fehlern, wovon die Schrift redet: besonders die Alles ertragende, Alles gern froh und mit sich zufrieden machen wollende Liebe, die das Band aller Vollkommenheit ist.

Lerne vor allen Dingen nur erst schweigen, wo dich gewohnter Unmuth zum Reden zwingen will; lerne erst ertragen, dulden, verzeihen, wenn andere Personen Schwächen zeigen — dann erst menschenfreundlich dich in ihren Sinn fügen, wo du es ohne deinen und Anderer großen Nachtheil darfst. — Denke oft, daß man durch Zank und Vorwurf, hämischen Tadel und Aeusserung des Unwillens nichts verbessert, gewöhnlich verschlimmert; daß mit Güte und Liebe Alles, mit Trotz Nichts bezwungen wird. — Erinnere dich bei jedem Anlasse, wo fremde Urtheile und Grundsätze von den deinigen abweichen, daß du in deiner Art zu sein, bei deinen Vorkenntnissen, deinen Erfahrungen vollkommen Recht habest; hingegen daß Andere, in ganz

andern Stellungen, Ansichten, Kenntnissen und Erfahrungen, ebenfalls von der Wahrheit und Richtigkeit ihrer Ueberzeugungen gewiß sind; daß ein einziger Sterblicher, wie du, nicht Alles allein am besten wisse, und daß, selbst wenn du allein Alles wüßtest, es Thorheit wäre, Jeden zwingen zu wollen, deine Ansichten, deinen Geschmack zu haben. Gott selbst ist der Urheber der unendlichen Verschiedenheit unter den menschlichen Geistern. Du kannst nicht machen, daß Alle denken, wollen und handeln, wie du; du kannst nicht Alle in dein Selbst verwandeln, du bist nicht Gott. Dulde Andere, wie man dich dulden soll; aber wähne nicht, daß sie sich von dir belieben lassen müssen, was du dir von ihnen nicht gefallen lassest.

Hassest du, man wird dich hassen; verachtest du die Leute, sie werden dich wieder verachten; trotzest du ihnen, sie werden dir wieder trotzen. Darum — ist dir ein heiteres Leben, ein segnender Vater im Himmel theuer — lege ab deine Untugend; liebe, und Jeder wird dich lieb haben; mache Jedem, der mit dir in Berührung kommt, wenn auch nur durch ein gutes, freundliches Wort, einen frohen Augenblick, und Jeder wird eine Gelegenheit suchen, auch dich glücklicher machen zu helfen.

Und dies sei auch mein Streben! Heiliger Gott, der Du Kraft und Segen und Gelingen zu allem Guten gibst, o gib auch mir Kraft, daß ich mich selbst überwinde, und durch Liebe Deiner und Deiner Erschaffenen ein Band aller Vollkommenheit gewinne, die vor Dir gilt. Amen.

7.

Parteiiſcher Sinn im alltäglichen Leben.

Matth. 12, 23. 24.

Der Gottheit Ebenbild und Lehrer,
Du, Licht und Wahrheit, Jeſus Chriſt!
Du einzig würdiger Verehrer
Deß, der ſein wird und war, und iſt,
Du Dulder, Aller, gib den Geiſt
Der Lieb' uns, die uns lieben heißt.

Kein Erdenſohn hat and're Pflichten,
Als ſeinem Lichte treu zu ſein.
So mög' er denn ſein Werk verrichten,
Und ſeinem beſten Ziel ſich weih'n.
Ein Jeder thue Recht vor Gott,
Nicht für der Menſchen Lob und Spott.

Verblendet ſind, die And're richten,
Verdammen da, wo Gott verſchont;
Die Tugend und die Einfalt richten,
Die Gott vielleicht mit Ehren lohnt.
Wer Richter Anderer will ſein,
Der ſei erſt ſelber gut und rein.

„Iſt dieſer nicht Jeſus von Nazareth, des Zimmermanns Sohn?“ — fragte einſt das jüdiſche Volk, als es von den Wunderthaten des Meſſias Augenzeuge war, und ſich kaum überzeugen konnte, daß ein Wohlbekannter aus ſeiner Mitte, der doch geringen Herkommens ſei, mehr ſein und verrichten könne, als der Vornehmſte oder Weiſeſte im Lande. „Iſt dieſer nicht Davids Sohn, des Königs?“ ſprach zu anderer Zeit das Volk, begeiſtert durch ſeine Thaten. Aber die Phariſäer, da ſie es hörten, ſprachen: Er treibt die Teufel nicht anders aus, denn durch Beelzebub, der Teufel Oberſten. (Matth. 12, 23. 24.)

Bei dieſen ungleichen Urtheilen über den Erlöſer, der doch in allen ſeinen Handlungen ſo unverſtellt und offen war, immer die allerreinſten Abſichten hatte, müſſen wir allerdings über die Engherzigkeit und Selbſtverblendung der Leute erſtaunen. Sie ſahen ſelten auf die Sache, ſondern immer auf die Perſon, von der ſie kam.

Und wie denn, wenn Jesus Christus heute lebte, unter uns lebte: würde das Volk anders über ihn urtheilen? Würden wir, die wir heute stolz sind, ihm anzugehören, seine Person, sein Herkommen vergessen können über das Gute, was er leistete? Prüfen wir uns doch nur selber: wenn wir von Andern reden, es sei im Guten oder Bösen, urtheilen wir immer unparteiisch? Es kann uns lange Etwas vortrefflich scheinen, so lange wir nicht wissen, von wem es gethan worden ist. Kaum aber erfahren wir den Urheber, siehe, da verschwindet das unbestochene Urtheil, und die Sache verliert ihren Werth, und wir würden mit dem jüdischen Volk sprechen: Wie, ist er nicht von Nazareth, des Zimmermanns Sohn?

Es begegnet auch wohl gebildeten und ungebildeten Personen, daß sie im gemeinen Leben auf einen Augenblick von parteiischem Sinn geleitet werden, und die gute Sache über die Persönlichkeit des Urhebers vergessen. Denn das ist ein großes Uebel, daß wenige Menschen stark genug sind, die ihnen aus frühern Jahren anklebenden Vorurtheile bei sich zu unterdrücken, wenn sie den Werth ihres Nächsten bestimmen wollen. Man kann nicht genug darin auf seiner Hut sein und sich selbst nicht genug bewahren, um aller Parteilichkeit fremd zu bleiben, und die Sache nicht der Person willen zu tadeln oder zu loben.

Meistens tragen zu dieser Bestechung unserer Gesinnungen die alleredelsten Beweggründe bei; ja, was gar nicht ungewöhnlich ist, die Einen können aus derselben Ursache Jemanden verdammen, aus welcher ihn Andere zum Himmel erheben. Dies ist ein Beweis, wie unweise und folglich unchristlich wir verfahren, wenn wir uns durch Nebendinge bewegen lassen, etwas gut oder schlecht zu finden, je nachdem wir wissen, von wem es herrührt. Zuweilen ist schon genug, daß er ein Mensch von niedrigem Stande und gemeiner Herkunft sei, um auch das Verdienstliche, was er thut, zu verachten. Es ist ja nur des Zimmermanns Sohn! sprachen die Juden von Jesu. Als wenn das Gute und Vortreffliche nur von Leuten geschehen könnte, die hohen und fürstlichen Abkommens wären! Als wenn im Reiche der Geister, als wenn vor dem Herrn der Welt, bei

welchem nicht gilt Ansehen der Person, ganz andere Gesetze statt fänden, wie in der bürgerlichen Gesellschaft. Dies rührt von dem übertriebenen Familien- und Ahnenstolz der Menschen her, und daß man auch an sich unbedeutenden Leuten schon das zum Verdienst anrechnet, daß sie von vornehmen Aeltern, oder einem sogenannten alten Geschlecht entsprossen sind. Wahrlich, die Geschichte des menschlichen Geschlechts hat uns genug gelehrt, daß das Herrlichste und Beste, was jemals auf Erden und zum Wohl der Völker geschah, am wenigsten von Fürstenkindern, oder Leuten von berühmter Herkunft, sondern meistens von vorher unbekannten, geringen Personen erfunden und verrichtet worden ist. Zu anderer Zeit, bei andern Urtheilern, kann hingegen eben dies ein Grund sein, warum sie das übermäßig vergöttern, was Andere mit vornehmem Achselzucken übersehen.

So geschieht es nicht selten, daß man schon deswegen gegen Leute parteiisch ist, ihre Verdienste gering schätzt, undankbar gegen ihre nützlichen Talente ist, sie überall ausschließt, verkennt und zurücksetzt, weil sie Fremdlinge sind und nicht Eingeborne des Vaterlandes; während gleiche Ursache bei Andern wieder bewirken kann, Alles zu preisen, weil es nicht von einem Mitbürger, sondern von einem Fremden gethan wird. Vielen scheint, was aus der Ferne kommt, das Vorzüglichste; sie sind blind gegen das Einheimische und dessen Werth. Sie zahlen das Doppelte für das aus entlegenen Gegenden Gekommene, welches sie um geringen Preis eben so gut oder besser von inländischen Handwerkern und Künstlern erhalten könnten. Was sollen wir zu dieser im alltäglichen Leben so alltäglichen Thorheit sagen? Wie Wenige sind von derselben ganz frei! Aber ist es nicht weiser und guter Menschen Pflicht, solche Verblendung von sich abzuhalten, die nicht selten zu Ungerechtigkeit gegen Andere, wie zu unserm eigenem Schaden verleitet?

Ist er nicht von Nazareth, des Zimmermanns Sohn? sprachen die Juden. — Aber wir thun noch heutiges Tages gar gewöhnlich ähnliche Fragen, wenn wir vernehmen, wie Dieser

oder Jener durch seine Arbeiten Nützliches stiftet und Ruhm erwirbt, den wir von seinen jüngern Jahren her kennen, den wir ehemals mit seinen mancherlei Schwachheiten und Uebereilungen bemerkten, oder der wohl gar zu unsern Bekannten und Freunden noch jetzt gehört, wo wir hin und wieder Anlaß zu haben glauben, gewisse Nachlässigkeiten oder Handlungsarten an ihm zu tadeln, die mit dem Ruhm seines Werks im Widerspruch scheinen. Es kann gar oft der Fall sein, daß wir uns klüger dünken, als unser Bekannter und Freund; aber wenn wir ihm vorzügliche Verstandesgaben nicht abläugnen können, sollten wir eben so gut glauben, daß er selbst bei dem, wo wir ihn im Privatleben tadeln, seine wohlberechneten und selbst edeln Absichten habe. Es kann gar wohl sein, daß wir, wie wir ihn aus seinem Umgang kennen, ihn da für eigennützig halten, wo er eben öffentlich das gemeinnützigste Werk unternimmt; daß wir ihn für einen Verächter und Spötter des Guten und Heiligen halten, wo er öffentlich die Schutzwehr des Guten und Heiligen ist; daß wir ihn für klug halten, aber nicht für edeln und frommen Herzens. Aber nie betrügen wir uns häufiger und leichter, als wenn wir das Innerste des menschlichen Herzens nach gesellschaftlichen, äussern Verhältnissen einer Person, nach Reden und Bemerkungen derselben beurtheilen, die bald im Scherz, bald im Ernst, bald aus uns ganz unbekannten Gründen hervorgehen. Den wahren innersten Sinn, das Heiligthum des Gemüths, entschleiern wenige Menschen ohne allen Rückhalt vor Menschen, und oft mag sein, daß Mancher, um geduldet zu werden, um nicht aufzufallen, weniger edel zu sein scheinen will, als er im Herzen wirklich ist.

Eben diese vertrautere Bekanntschaft und Freundschaft mit Personen, die eine gewisse Achtung erwerben, kann aber oft das ganz Entgegengesetzte bewirken, Begeisterung erwecken, uns zu ihren unmäßigen Lobrednern machen. Wie im ersten Falle oft Neid und Mißgunst uns bethören; wie es uns da heimlich verdrießt, daß einer unserer Bekannten sich also auszeichnet, den wir doch im gemeinen Leben zu übersehin glauben, kann im andern Falle Eitelkeit und Stolz wirken. Wir rühmen, weil

der, welcher gerühmt wird, unser Bekannter, unser Verwandter ist. Seine Ehre machen wir zur unserigen. Wo sind Aeltern ganz frei von Bewegungen der Eitelkeit, wenn es den Ruhm ihrer Kinder gilt? — So wird der eigene Stolz, wie er einmal zum Tadler wird, das anderemal zum Lobredner. Und während die Einen verächtlich fragen: ist er nicht des Zimmermanns Sohn? rufen die Andern: ist er nicht Davids Sohn? — Wenn wir im täglichen Umgang nur auf unsere, über unsere Mitmenschen gefällten Urtheile recht Acht haben, werden wir uns gar selten von Parteilichkeit rein finden. Kleinigkeiten reichen hin, uns zu bestechen. Wir finden schon darum eine Sache gut, weil ihr Urheber eine Person von Jahren ist, die durch ihr Alter ehrwürdig zu sein scheint, während dieselbe Sache von einer jüngern Person weit vollkommener gethan werden kann, und wir dennoch davon kein Aufhebens machen wollen. Zu einer andern Zeit finden wir gerade darum in einer That etwas Unvergleichliches, weil der, welcher sie beging, noch von jungen Jahren ist, während dasselbe auch von ältern Personen und oft trefflicher vollbracht wird. Zuweilen ist es genug, daß ein Mensch ein gewisses Ansehen, einen Namen unter den Leuten habe, um Alles zu preisen, was von ihm herrührt, während dieselbe Sache uns ganz gleichgültig läßt, wenn sie von einer wenig gekannten Person stammt. Zu einer andern Zeit ist es schon genug für uns, Dieses oder Jenes zu tadeln, sobald wir nur hören, dieser oder jener wohlbekannte Mensch habe es gethan; sei nun auch die Sache an sich so gut, oder die Absicht ihres Urhebers dabei so lobenswürdig, als sie wolle.

Ja sogar das Zufällige, bloße Aeusserliche der Person kann hinreichen, uns zu parteiischen Richtern derselben zu machen. Sie hat einen Zug, eine Art zu sein, zu reden, zu gehen, die uns mißfällt; sie ist nach unserm Geschmack häßlich, und wir erwarten von ihr nichts Vorzügliches; wir sind zu ihrem Lobe kühl, selbst wenn wir ihre Verdienste nicht wegläugnen dürfen. Oder sie ist schön, gefällig im Umgang, anmuthig im äussern Benehmen; wir können uns nicht erwehren, Alles, was sie redet und thut, für besser als von Andern zu halten. Der ein-

zige Gedanke, diese oder jene Person sei von einer andern Religion, als wir, bewirkt nur allzuhäufig bei uns Abneigung, Argwohn und Tadelsucht gegen ihre Worte und Werke. Das pöbelhafte Vorurtheil übt seine Rechte aus über unsere Gesinnung. Man schüttelt den Kopf, man lächelt, sobald die Rede von einem Juden ist bei den Christen, oder bei den Juden von einem Christen. Der Katholik beschränkt gern das Lob, wenn es ihm ein lobenswerther Protestant abzwingt; und dieser ist wieder ungerecht genug, ein Herz minder zu ehren, weil es in der Brust eines frommen Bekenners der römisch-katholischen Kirche schlägt.

Wir können es nicht läugnen, von dieser Parteilichkeit sind wohl wenige Menschen frei. Aber ist darum die Schwäche und Ungerechtigkeit weniger Schwäche und Ungerechtigkeit, weil ihrer Viele sind, die sie haben? Gehören wir darum nicht zum Pöbel, wenn wir zwar dessen Vorurtheile, aber nicht dessen Kleid tragen? Müssen wir nicht vor dem allwissenden Gott, vor unsern Mitbürgern, vor uns selbst schamroth werden, wenn wir daran denken, aus wie trüben Quellen oft unser Urtheil fließt, wie parteiisch wir richten, während wir uns das Ansehen weiser, wohlwollender und sehr verständiger Leute geben möchten?

Bald ist es Eitelkeit und eingebildetes Wesen, bald mißgünstiger Verdruß, der uns parteiisch macht; bald Freundschaft, bald heimlicher Haß. Immer ist es unsere Selbstsucht, die uns verführt, hier zu preisen, dort zu schelten, sogar da, wo wir uns stellen, recht unparteiisch gewesen zu sein. Schon eine dunkle Erinnerung, daß Der oder Dieser zu Denen gehöre, die hie und da nicht mit unsern Meinungen übereingestimmt haben, kann uns gegen ihn, gegen seinen Verstand oder gegen sein Herz ungerecht machen. Wer wäre wohl im Stande, alle die geheimen Ursachen zu bemerken oder herzuzählen, die ihren Einfluß auf unser Gutachten äussern? Wie manchmal sind wir nur blinde Nachbeter von Andern! Wie manchmal loben oder tadeln wir bloß deswegen, weil vor uns ein Anderer, und vielleicht nicht aus den reinsten Absichten, sprach, der aber viel

bei uns gilt, und dem wir gleichzukommen glauben, wenn wir ihm nachbeten! Wie manchmal verblendete uns ſchon das Unerwartete, das Ueberraſchende, das Neue in ſeiner Art, um es hoch über Alles, was je geſchah, zu erheben!

So ſind die Menſchen! Aber eben deswegen ſind ſie nicht die Guten, die Würdigen, Gottgefälligen, welche ſie ſich bemühen, zu ſein, oder auch wohl nur zu ſcheinen. Sie ſind Uebelthäter. Parteiiſches Urtheil iſt parteiiſche Handlung. Die Ungerechtigkeit unſerer Geſinnungen wird zur Ungerechtigkeit unſerer Worte und Thaten, ohne daß wir es bemerken und wollen. Damit aber ſteht die Liebe im Widerſpruch, welche Jeſus ſeinen wahren Jüngern und Jüngerinnen empfiehlt.

Durch ſolchen parteiiſchen Sinn im alltäglichen Leben wird unſäglich viel Gutes verhindert, das ohnedem geſchehen ſein würde: unſäglich viel Böſes, wider unſere Vermuthung, befördert, das ohnedem verhindert worden wäre. Das elende Vorurtheil, welches uns gegen die Perſon beherrſcht, macht uns abgeneigt gegen die Güte der Sache; und unverſtändige Vorliebe für einen Menſchen verleitet uns, ſeine Fehler und Irrthümer anzunehmen, als wären es die erſten aller Wahrheiten und Tugenden. Die Parteilichkeit bewegt uns, bald blindlings Alles gut zu heißen, was eine uns werthe Perſon unternimmt, um es aus allen Kräften zu begünſtigen, dieweil es offenbar uns und Andern zu entſchiedenem Nachtheil gereichen kann; bald wieder, uns eigenſinnig dem Guten zu widerſetzen, was ein Anderer ſtiften möchte, dem wir nicht wohlwollen, und welches er geſtiftet haben würde, wenn wir uns nicht halsſtarrig, verblendet von Parteiſucht und vorgefaßten Meinungen, ſeinen Entwürfen entgegengeſtellt hätten.

Es ſchmerzt dich bitter, wenn du von Andern mißkannt wirſt. Warum verzeihſt du dir nun ſelbſt die Ungerechkeit, Andere zu verkennen? Wann du parteiiſcher Weiſe verachtet, hintangeſetzt, beſpöttelt wirſt: dich freut es nicht. Warum erlaubſt du dir, dich von einer Laune, von einer nichtigen Grille, von einem Vorurtheile in deiner Denkungsart über Andere beſtechen zu laſſen? — Der Verdruß, der Kummer, welchen du auf

ſolche Weiſe deinem Nächſten verurſachſt: glaubſt du, Gott fordere dich dafür nicht zur Verantwortung? Das Nützliche und Gute von Unternehmungen, die du aus parteiiſcher Geſinnung lähmeſt, das Böſe, was du aus perſönlicher Vorliebe für Andere begünſtigſt: glaubſt du, der ewige Richter, der dir Verſtand und Gewiſſen gab, werde es dir nicht zur Schuld rechnen? Wahrlich, wer ſo leichtſinnig über ſich ſelber denkt, wer ſich ohne Scheu Alles erlauben mag, was ihm ſeine Laune, ſeine perſönliche Zu- und Abneigung eingibt, hat Jeſum noch nicht erkannt, noch nicht geliebt. Ohne Anſehen der Perſon, wie Gott, unſer Vater im Himmel, ſollen wir das Vortreffliche anerkennen und befördern, bei wem oder wie wir es auch immerhin erblicken mögen; mit aller Verläugnung unſerer Eigenliebe, unſers Stolzes, unſers Widerwillens ſollen wir es: das heißt Menſchenliebe, das Gottesliebe, das Nachfolge Jeſu Chriſti unſers Herrn.

Darum, wenn dir der Ruhm eines Geliebten Gottes, ja auch nur der Name eines verſtändigen Menſchen, unter deinen Mitbürgern theuer iſt, ſo laß im gemeinen Leben dir zur Hauptpflicht werden, dich vor Parteilichkeit und deren Wirkungen zu hüten. Denn die Wirkungen derſelben werden nie gutartig ſein können, weil aus dem, was an ſich fehlerhaft iſt, unmöglich etwas Vollkommenes und Heilbringendes erwachſen kann. Schadet deine Parteilichkeit in der That auch keinem Menſchen (was du jedoch nie zu verhindern im Stande biſt), ſo ſchadet ſie dir ſelber. Du verblendeſt dich gegen die Wahrheit, und gehſt als ein Thor gefliſſentlich in den Irrthum ein, den du bei Anſpruch auf Vernünftigkeit oder Rechtlichkeit meiden ſollteſt. Dein ganzes Betragen bekommt durch parteiiſchen Sinn eine ſchiefe Richtung; und deine Worte und Thaten werden bald dein Herz, bald deinen geſunden Menſchenverſtand zweifelhaft machen. Du verkennſt niemals einen Mitbruder, ohne Gefahr zu laufen, ſelber wieder verkannt zu werden.

So ſei denn gerecht, und um gerecht zu ſein, lerne behutſamer in deinen Urtheilen über den Werth und Unwerth von Menſchen und ihren Werken werden. Bewahre dich vor jedem

anmaßenden, ſchneidenden Ton. Es verräth Seichtigkeit der Urtheilskraft, wenn man über Alles, ohne weitere Rückſicht, abzuſprechen wagt. Es verräth ein verdorbenes Herz, eine verſteckte Leidenſchaft, wer ohne die triftigſten, wohlgeprüfteſten Beweggründe in Lob und Tadel freigebig erſcheint.

Wir bemerken es an uns ſelber ſogleich, ob wir in unſere Urtheile Parteilichkeit einflieſſen laſſen. Wir nehmen leicht wahr, wenn dabei Empfindlichkeit, Aerger, Schadenluſt oder Freude, Stolz und Rückblick auf unſern eigenen Vortheil ſtatt findet. Zu einem gerechten Spruch gehört ruhige Ueberzeugung, nicht Lebhaftigkeit des Gefühls. Parteiiſches Urtheil iſt auch ſehr ſelten mäßig, ſondern gern übertreibend, es ſei zum Guten oder Schlimmen.

Willſt du dich vor dieſer falſchen Richtung des Verſtandes, vor dieſem offenbaren Selbſtbetrug für immer bewahren, ſo mache es dir zum unverbrüchlichen Grundſatz bei allen Dingen, deren Werth du beſtimmen willſt, mehr auf die Sache, als ſelbſt auf die Perſon zu ſehen. Kennſt du den Urheber der Sache, vergiß ihn; glaube, du wiſſeſt ihn nicht, und betrachte bloß das Werk, was er thut oder gethan hat. Maße dir nicht an, über das Verborgene ſeines Gemüthes, über ſeine Abſichten oder Nebenabſichten zu urtheilen — darüber richtet Gott, der Herzenskundige! Das iſt des Pöbels untrügliches Kennzeichen, daß er weniger um den innern Werth und die Schätzbarkeit eines Gegenſtandes, als um deſſen Urheber bekümmert iſt; immer neugierig von der Sache hinweg nach der Perſon ſchielt, und dann abgöttiſch verehrt oder blindlings verwirft. Iſt er nicht des Zimmermanns Sohn? Iſt er nicht Davids Sohn, des Königes?

Beurtheile nicht jeden Menſchen nach dir; halte dich nicht für den Vortrefflichſten, der würdig wäre, in ſeinen Tugenden und Grundſätzen als Maßſtab für Andere zu gelten. Jeder iſt in irgend einem Fache gewiß geſchickter, beſſer und vollkommener, gewiß in irgend einer rühmlichen Eigenſchaft vorzüglicher, als du. Alle Menſchen ſind in ihren Tugenden und Mängeln verſchieden. Traue daher deinen Mitbürgern, ſelbſt denen, die

dich in wichtigen Dingen oder in Unerheblichkeiten einmal gekränkt haben, irgend einen innern Werth zu; ein Herz, das im Stillen an Gott, an Christo, am Heiligen hängt; einen Sinn, der des Höhern fähig ist, und nicht bloß aus schändlichem Eigennutz handelt. Soll ich dir sagen, wer du selbst bist, der du dich so oft durch kleine Parteilichkeiten hinreissen lässest? — Du bist so gut- oder schlechtherzig, als du von Andern meinst, daß sie sind. Du selber bist zu dem unvermögend, dessen du Andere nicht fähig hältst; du selber bist einer Schandthat unfähig, die du bei einem Andern unglaubhaft findest. Mache deine persönlichen Verhältnisse, deine Einsichten und den Grad deiner Klugheit nicht zum Maß, nach welchem du die Handlungsart Anderer richtest. Vieles kann dir an ihnen Widerspruch mit sich selbst und tadelhaft scheinen, was bei ihnen die Frucht besonnener Ueberlegung ist; und Vieles ist die Wirkung deiner Vorurtheile, deiner Geistesschwächen, was bei ihnen eine Erhabenheit des Geistes ist, von der dir in deinen engern Schranken sogar die Vorstellung mangelt.

Herr, allwissender Gott, nur allzuoft mache ich mich, voreilig und von unwürdigen Empfindungen hingerissen, solchen parteiischen Sinnes, solchen frechen Urtheils, solcher Verkennung des Nächsten, solcher Verdrehung der besten Absichten, solcher Begünstigung schlechter Dinge schuldig; allzuoft noch bewegen mich Eigendünkel, Laune oder gekränkter Vortheil zu harten und ungerechten Auslegungen fremder Handlungen. Wer bin ich vor Dir, Herzenskundiger, der ich wage, mit liebloser Vermessenheit Richter fremder Gesinnungen und Werke zu werden? — Sünder bin ich, und vor Dir, Allwissender, vielleicht unendlich geringer, als der ist, den mein parteiisches Herz verlästert und verachtet.

Herr, mein Gott, laß diese Betrachtungen mir fruchtbar werden zur Besserung, zur stillen Bescheidenheit, zur Liebe, zur Gerechtigkeit gegen meine Miterschaffenen. Amen.

8.

Der Fremdling.

3. Mos. 19, 33. 34.

Nur einen Vater haben wir,
Gott ist sein heil'ger Namen:
Nur einen Ursprung haben wir,
Von dem wir Alle kamen;
Nur eine Heimath haben wir,
Zu der wir alle wallen;
Sie ist dort oben, und in ihr
Harrt Seligkeit uns Allen.

Fremd sind wir nur dem Erdenstern,
Fremd sind wir nur dem Staube.
Doch alle Menschen nah' und fern
Umschließt ein heil'ger Glaube:
Der Glaub' an Gott und Ewigkeit!
In Allem sind wir Brüder!
Trennt uns auch Sprach' und Raum und Zeit,
Die Menschen bleiben Brüder!

Eine der schönsten Tugenden unverdorbener Völker ist die Tugend der Gastfreundschaft. Sie war eine Zierde des Alterthums, und wird nur noch da gefunden, wo Einfalt der Sitten, Redlichkeit des Herzens, Treue in That und Wort wohnen. Der fremde Reisende, fern von denen, die ihm einst Leben und Obdach gegeben, fern von denen, welchen er lieb ist, kommt in die Städte und Dörfer tugendhafter Völker, und Gastfreundschaft ersetzt ihm die verlornen Freuden der Blutsverwandtschaft. — Man fragt ihn nicht: welches Glaubens bist du? — zu welcher Partei gehörst du? — Nein, der fremde Mann hat keine Aeltern, keine Brüder, keine Schwestern in dieser Gegend, in dieser Stadt, darum geht man ihm mitleidig liebevoll entgegen, und Jeder behandelt ihn auf schonende Weise; Jeder ist dem fremden Manne an Aeltern-, Bruders- und Freundes-Statt. Man gibt ihm Obdach, Nahrung, freundlichen Rath und Wegweisung, und vertheidigt ihn gegen Gefahr.

Welche rührende Beispiele der edeln Gastfreundschaft entdeckt man nicht unter Völkern, die wir sogar als Wilde, als sogenannte Barbaren, verachter! Noch heutiges Tages finden

ir unter ihnen zuvorkommende Liebe und Güte gegen den
remdling, welcher ſich zu ihnen verirrt, wie wir dergleichen
i den Geſchichten des alten Bundes zur Zeit der Patriarchen
:wundern. „Wenn ein Fremdling bei euch in eurem
ande wohnen wird,“ ſpricht Moſes (3. Moſ. 19, 34.), „den
llt ihr nicht ſchinden. Er ſoll bei euch wohnen,
ie ein Einheimiſcher unter euch, und ſollt ihn
eben, denn ihr ſeid auch Fremdlinge!“

So ſprach Moſes, ſo dachte das Alterthum; ſo denken noch
ie unverdorbenen Völker, welche in entlegenen Welttheilen,
i Gegenden wohnen, worin der Name Jeſu noch nie erſcholl,
nd das ehrwürdige Sinnzeichen unſerer Religion, das Kreuz,
och niemals gepflanzt worden iſt.

Der von uns verachtete Indianer zieht den verwundeten
remdling, welchen er am Wege findet, mitleidig unter ſein
almendach; er ſaugt ihm das Gift aus den Wunden, und be-
eckt ſie mit balſamiſchen Kräutern. Er heilt den Unbekannten,
: entläßt ihn mit Segen, ohne Hoffnung und Begierde nach
ank. — Der wilde Araber ladet den müden Wanderer mit
eundſchaftlichem Ruf in ſeine Hütte ein; er, der über hun-
rt Knechte gebieten kann, wäſcht ihm ſelbſt die Füße, labt
n mit Speiſe und Trank, und führt ihn am Morgen auf den
chtigen Weg, ohne Belohnung zu erwarten und anzunehmen.

Ganz anders iſt es unter denjenigen Völkern, welche ihre
itteneinfalt verloren haben. — Mit ſo vielen ſchönen Tugen-
n des Alterthums, mit Treue und Redlichkeit, mit dem Ver-
auen und Glauben an den Werth des menſchlichen Herzens,
: auch die Tugend der Gaſtfreundſchaft von ihren Städten und
örfern faſt überall entflohen. Der fromme Wilde in ſeiner
üſte beſchämt ſie; aber ſie erröthen nicht, und ſpotten ſei-
r nur.

An die Stelle zuvorkommender Güte gegen den verlaſſenen
remdling iſt leichtſinnige Gleichgültigkeit getreten; ſtatt eines
nſeligen Betragens erblicken wir, ſelbſt unter Chriſten, und
egen Chriſten — ach, daß ich es ſagen muß, unter Jeſu Nach-
lgern! — gefühlloſe Hartherzigkeit und Alles verachtende

Schränken nur an zu vielen Orten. Eben die Menschen, welche, so lange sie selbst Fremdlinge an einem Orte sind, gern Liebesdienste empfangen; gern der Freundlichkeit derer sehen, die ihnen begegnen; gern billig und gütig behandelt zu sein wünschen; gern sehen, wenn man sich ihrer annimmt, sie in der Noth beschützt, sie nicht übertheuert und betrügt: — eben diese Menschen, die in der Fremde gegen Fremde so bescheiden, so duldsam, gefällig sein können — eben diese sind oft in ihrer Heimath, in ihrem Wohnorte diejenigen, welche Fremdlingen die wenigsten Liebesdienste erweisen, sie am kältesten und unfreundlichsten behandeln, sich am wenigsten derselben in Verlegenheiten annehmen, sie wohl gar am meisten übertheuern, und durch Ungerechtigkeit bedrücken, oder an ihrem Eigenthum verkürzen! Und sie gehen allsonntäglich in den Tempel des Vaters aller Menschen, und wagen es, zu ihm zu beten! — Und sie nennen sich Christen, Nachahmer Jesu Christi! —

Darin sind wir am meisten von der Denkart und Sitte unserer Väter abgewichen, und darin besteht die größte Verderbtheit des heutigen Zeitalters, daß die meisten Menschen ohne Edelmuth und Gemeinsinn nur für ihren eigenen Vortheil leben; daß Jeder die Andern ruhig zu Grunde gehen läßt, wenn er selbst nur geborgen bleibt, wenn er selbst nur Nutzen davon hat.

Da gehen sie hin, und thun den Menschen Gutes, sobald sie hoffen können, wieder von ihnen eine Gefälligkeit zu erhalten. — Da gehen sie hin, und hüten sich, diesem oder jenem zu schaden, weil er sie kennt. — Da gehen sie hin, und thun fleißig und mit Eifer, was ihnen die Gesetze des Landes gebieten, weil sie sich vor der bürgerlichen Strafe und vor einer öffentlichen Beschimpfung fürchten. — Aber den Fremdling, von dem sie nichts zu hoffen, nichts zu fürchten haben, verlassen sie. Der ist ihnen gleichgültig. Er kann oft von Glück sagen, wenn er unbeschädigt, unbetrogen, unübervortheilt aus den Ringmauern ihrer Städte und Dörfer wieder abziehen darf.

Der kranke Wanderer, welcher, unvermögend sich selbst zu helfen, die Menschlichkeit dieser sogeheißenen Christen anfleht, wird von den Thüren zurückgewiesen, höchstens, doch wahr-

ſcheinlich nicht aus Barmherzigkeit, von Dorf zu Dorf geſchleppt, damit er keinem zur Laſt falle, — fortgeſchleppt, bis er entkräftet den Geiſt aufgibt. Ach, dieſer Unglückliche, den eure Unbarmherzigkeit verſtieß, war vielleicht der Sohn einer guten, liebenden Mutter, welche in der Ferne auf ſeine Heimkunft mit Thränen der Sehnſucht wartete, war vielleicht der Vater unerzogener Kinder, denen er Brod ſuchen wollte, die, nun verwaiſet, umſonſt nach der Landſtraße hinausblicken, von wannen er kommen und ſie erfreuen ſoll.

Weſſen ſich rohe Völker ſchämen, das können Chriſten, Bekenner der Religion der Liebe und Barmherzigkeit, mit kaltem Herzen begehen!

Es iſt freilich eine große Verſchiedenheit zwiſchen unſern reich bevölkerten Gegenden, die wir bewohnen, und jenen nur wenig bewohnten Landſchaften entfernter Welttheile. Unſere bürgerlichen Verhältniſſe machen es uns in vielen Stücken unmöglich, den Fremdling mit der gleichen Gaſtfreundſchaft zu behandeln, wie es dort nothwendig iſt, wo keine wohlgeordneten Landſtraßen, keine Häuſer zur Bewirthung der Wanderer, keine Verpflegungsanſtalten getroffen werden. Die Zahl der Reiſenden iſt bei uns viel größer, ihre Zwecke ſind verſchiedener, ihre Bedürfniſſe mannigfaltiger. Es finden ſich unter ihnen oft viele von leichtſinniger Denkart, welche die gutmüthige Gaſtfreundſchaft übel benutzen würden. — Allein demungeachtet bleiben uns noch tauſend Gelegenheiten übrig, ächtchriſtlichen Edelſinn gegen den Fremdling zu bezeugen, und das Gegentheil von dem zu üben, was in ſo vielen Fällen geſchieht. Alle jene durch Obrigkeiten geſtifteten Anordnungen zur Verpflegung und Beſchirmung, zur Bequemlichkeit und Schonung der Fremden, reichen nicht aus, dieſen den Aufenthalt in unſerer Mitte zu verſüßen, ſondern laſſen unſern heiligen Pflichten gegen ſie noch großes Feld.

Ja, und dieſer Pflichten, mein Chriſt, ſollſt du eingedenk ſein: denn auch der Fremdling, welcher aus der Ferne zu dir kommt, iſt dein Nächſter.

Er iſt dein Nächſter, und deinen Nächſten, ſpricht der

Herr, sollst du lieben, wie dich selbst. — Wer aber ist dein Nächster? Hast du dieses Wort schon in Betrachtung genommen, und seinen Sinn erforscht? Hast du nicht leichtsinnig wohl bisher unter Nächsten jeden Menschen überhaupt verstanden? — — Nein, nicht jeder Mensch ist dein Nächster, sondern nur derjenige aus den Millionen Sterblichen, die mit dir auf Erden wohnen, ist es, der mit dir auf irgend eine Art in nähere Verbindung kommt, entweder daß du dich persönlich bei ihm befindest, oder daß du Bekanntschaft, Freundschaft oder auch sonst nur Verkehr mit ihm in der Ferne hast. Er ist dir also näher geworden, als es dir Millionen anderer Menschen sind; er ist in jedem Augenblick, da du dich mit ihm zu beschäftigen hast, dein Allernächster. Diesem bist du, so fordert es unsere Religion, deine Liebe, deine Freundschaft, deinen Beistand, deine Leutseligkeit schuldig.

So wird auch der Fremdling, indem du und er zusammentreffen, dein Nächster. Er hört auf, für dich fremd zu sein. Sein Vater im Himmel ist auch dein Vater. Seine Bestimmung ist auch deine Bestimmung. Deine Hoffnungen sind auch seine Hoffnungen.

Der Fremdling, wenn er, fern von denen, die ihn lieben und jetzt vielleicht um ihn trauern, zu uns kommt, steht einsam, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Rathgeber; er kommt, mit stillem Vertrauen zu unserer Redlichkeit, zu unserm Herzen — sollen wir dies Vertrauen täuschen? — Nein, sei du, zu dem er sich wendet, sein Beschützer, denn er steht gleich einer Waise neben dir; — sei du sein Vormund, denn es ist Keiner da, der für ihn spricht; — sei du sein Rathgeber, denn er hat keinen Freund weit umher; — sei du sein wohlthätiger Erfreuer, denn diejenigen, welche ihn gern erfreuen möchten, seine Aeltern, seine Geschwister, seine Gattin, seine Kinder, alle leben in der Entfernung.

Wer bürgt uns dafür, daß nicht auch wir noch manchmal, von unserm Schicksal geleitet, in fremden Ländern wohnen sollen? — Trotze nicht auf deinen jetzigen Wohlstand, auf die Annehmlichkeit deines Wohnsitzes, auf die Ruhe deines Landes.

Welche Sicherheit genieſſen wir in den Tagen beiſpielloſer Kriege, welchen Wohlſtand in den Tagen allgemeinen Umſturzes?

Vielleicht, wo nicht wir ſelbſt, werden unſere Kinder, oder manche unſerer Verwandten, manche unſerer theuerſten Freunde, auch als Fremdlinge einſt in fremde Länder wandern. Und wenn die, welche wir lieben, dort unter bekannten Menſchen umhergehen, wie wohl wird es ihnen thun, wenn eine warme freundliche Hand ſie unvermuthet nimmt, und gleichſam in eine neue Heimath einführt! Wie wohl thut einem einſamen Fremdling das freundliche Lächeln von einem unbekannten Geſicht! Wie wohl thut dem Kranken fern von der Heimath die Pflege von einer liebreichen Hand, die Sorge eines Herzens um ihn, dem er noch niemals wohlgethan hatte!

Kannſt du es fühlen, wie beſeligend es für dich wäre, wenn ſich in der Ferne ein Edelmüthiger deiner annähme; kannſt du es fühlen, wie es dein Herz erquicken würde, wenn du erführeſt, wie deiner Söhne, deiner Blutsverwandten einer in fernen Gegenden Beiſtand, Freundſchaft, Troſt von der Hand eines Rechtſchaffenen empfangen hätte — warum ſäumſt du, in deinen Verhältniſſen nicht die gleiche Freude Andern zu bereiten? — Vater, Mutter, wenn dein geliebter Sohn einſt in der Fremde von unbekannten, gütigen Menſchen aufgenommen und unaufgefordert mit zärtlicher Aufmerkſamkeit behandelt würde, — wie würdeſt du mit Thränen im Auge nicht Segen von oben herab erflehen auf die unbekannten Schutzengel deines Geliebten! Wohlan, warum willſt du bei Anläſſen die Gelegenheit nicht benutzen? Warum willſt du nicht jene Thränen der Freude durch deine Wohlthaten gegen Fremdlinge in Anderer Augen hervorbringen? Warum möchteſt du nicht gern dich und deinen Namen von einem fremden Herzen in der Ferne ſo geſegnet wiſſen?

Laßt uns gefällig und dienſtfertig ſein gegen Fremdlinge jedes Standes. Auch der Arme hat Anſpruch auf unſere Milde, auf unſere Gefälligkeit, — ja er mehr

als der Reiche. „Und was du dem Geringsten thust," ruft dir dein Jesus zu, „das hast du ja an mir gethan!"

Gleichwie es sich der Starke zur Schande rechnet, ungesittet und hart gegen einen Schwachen, gegen ein wehrloses Weib, oder gegen ein Kind zu handeln: so ist es schimpflich, gegen einen Fremdling, der ohne Schutz, Anleitung und Rath dasteht, undienstfertig, ungefällig und gleichgültig zu sein. Kannst du nicht jedem Fremdling helfen, so viel du möchtest, oder so viel er es vielleicht wünscht, so steht es doch bei dir, ihm freundliche Miene zu gönnen; ihm nach deinem besten Wissen Rath zu ertheilen; ihn vor dem zu warnen, was ihm nachtheilig werden kann, und er nicht weiß; ihn mit Leutseligkeit zu behandeln. — Nicht jeder Fremdling verlangt dein Geld, dein Obdach; aber Jeder deinen freundlichen Blick und Rath. Er hat ein Recht darauf, weil Menschen unter Menschen keine Fremdlinge, sondern nur Glieder einer einzigen, großen über den Erdboden verbreiteten Familie sind, die den Erdball ihre Heimath, den Himmel ihre Hoffnung, und den Ewigen über den Sternen ihren Vater nennen. — Und wie du ihn behandelst, so beurtheilt er deinen Wohnort. Deine Menschenfreundlichkeit oder deine Unklugheit wird der Ruhm oder die Schande deines Ortes!

Laßt uns dem Fremdling, ohne Rücksicht auf Vaterland, Herkunft und Religion, mit Rath und That beistehen, wenn er Beistand und Hilfe vonnöthen hat.

Wer ist denn mein Nächster? fragte ein Schriftgelehrter einst Jesum. Und Jesus antwortete, indem er die Geschichte des barmherzigen Samariters erzählte. Es ging der Priester an dem Unglücklichen vorüber, der durch Mörder verwundet und beraubt lag; es ging kalt der Levit vorüber — aber der Samariter nahm sich des Fremdlings an, ohne nach seinem Vaterlande, nach seiner Herkunft, nach seiner Religion zu fragen. (Luk. 10, 30 ff.) — Dem Unglücklichen sind alle Menschen verwandt.

Hart und schmerzlich ist die Krankheit auch in der Heimath,

und doch reicht uns eine liebende Hand die Arznei, doch trösten uns theure Freunde. Aber der Fremdling auf dem Krankenlager liegt einsam; ihm reicht nur eine gemiethete Hand den Heilbecher — ach, ihm ist das Krankenbett härter und schmerzlicher.

Sind wir in unserm Wohnort verfolgt und bedrängt: wir finden doch wenigstens eine Seele, die mitleidig unsern Kummer theilt, wenigstens eine Brust, an welcher wir uns satt weinen können. — Aber der unglückliche Fremdling, wer nimmt an seinem Schicksal Theil, wer beklagt ihn, wer tröstet ihn? Ach, die es könnten, die es wollten, sind weit von ihm durch Länder und Ströme geschieden! — So laßt uns nun seiner Freunde, seiner Schwestern, seiner Brüder, seiner grauen Aeltern Stelle vertreten. Er ist um so unglücklicher, weil er verlassen und fremd ist; um so näher ist ihm jedes weichgeschaffene Herz verwandt.

Laßt uns den guten und nützlichen Fremdling, der unser Mitbürger ward, der unsere Heimath zu der seinigen machte, durch unsere Liebe ein neues, besseres Vaterland in unserer Mitte finden.

Es ist kein thörichterer Stolz, als derjenige, welcher in schwachen Gemüthern herrscht, und auf der hohlen Einbildung beruht, länger mit seiner Familie in einer Stadt, in einem Dorfe gewohnt, und seit längerer Zeit das Recht der Bürgerschaft genossen zu haben, als ein Anderer. — Denn nicht auf das, was Andere vor uns waren und genossen, sondern auf das, was wir Gutes und Nützliches selbst thaten, dürfen wir einen Werth setzen, wenn wir zur Gesellschaft vernünftiger Wesen gezählt werden wollen.

Der Fremdling, sobald er die Bedingungen erfüllt hat, welche das Gesetz wegen seiner Niederlassung in unserer Heimath vorschreibt, ist Unsersgleichen. Er hört auf, Fremdling zu sein. Er hat keine andere Heimath mehr, als die unsrige. Er theilt und trägt mit uns die gleichen öffentlichen Lasten; er naht sich mit uns Gott am gleichen Altare; sein Staub schlummert einst neben dem unsrigen dem großen Auferstehungstage entgegen.

Um so mehr also das Vorurtheil wider die Ruhe und Zufriedenheit des Fremdlings streitet, um so heiliger ist jedem Rechtschaffenen, jedem wahren Christen die Pflicht, ihn zu schützen, ihm den Kummer zu versüßen, welchen die Lieblosigkeit, der Neid, die alberne Einbildung schlechter oder verblendeter Menschen ihm verursachen. — Sei du sein Freund, wenn Andere ihn kalt vermeiden; gib du ihm Freunde, gib ihm die Deinigen, daß er nicht verlassen und getäuscht in seinem neuen Vaterlande traure. — Du hast deine Pflicht erfüllt, wenn du ihn und die Seinigen wohlgesichert siehst.

Doch bei allen Verbindlichkeiten, welche wir gegen den Fremdling, mehr als selbst gegen einen Bekannten, auf uns haben, sollen wir darum nicht minder vorsichtig in unserm Benehmen gegen Unbekannte sein. Wir sollen ihnen beistehen, aber darum nicht blindlings unser ganzes Vertrauen hingeben. Wir sollen ihnen unsern Rath, aber darum nicht gleich unser Herz ertheilen. Wir sollen ihretwillen nicht gleich unsere ältern Freunde aufopfern und vernachlässigen, und uns dem Hange der Neuheit überlassen. Den alten, geprüften Freund kennst du, der neue muß sich erst in der Prüfungsstunde bewähren. — Wir sollen den Fremdling ehren, aber nicht Nachbeter seiner Urtheile, nicht Nachäffer seiner Sitten, Meinungen und Gebräuche werden. Er wählte unser Vaterland, so sei ihm auch unsere vaterländische Sitte ehrwürdig.

Dies ist das würdige Verhalten des Christen gegen Fremdlinge seines Landes. Ihm ist Niemand fremd, der fromm und gut und nützlich ist. Er ist der Blutsfreund aller Edeln, aller Guten. Er ist der Bruder jedes Gotteskindes. — Und Gotteskinder sind die Tugendhaften, auf welchem Punkt des Erdballs sie auch wohnen mögen.

Alle strecken sie zu Dir, o ewiger Allvater im Himmel, voll kindlichen Sinnes die Hände empor. Du liebst sie alle, in welchem Lande sie auch wohnen, und von welcher Religion sie auch zu Deinen Altären geführt werden mögen. — Mir soll denn Niemand fremd sein, als der, welcher Dir fremd ist; mir soll Niemand fremd sein, als der, welcher Dich fliehet, und die Tu-

gend meidet. — Und wer Deinen heiligen Willen, das Gute, thut, der ist mein Bruder; dem begegne ich auf dieser kurzen Wanderschaft auf Erden, wie einem geliebten Reisegefährten zur Ewigkeit; mit dem vereinigst Du mich wieder in bessern Welten, wo wir den süßen Brudernamen an Deinem Throne lallen!

Vater, Vater, allbarmherziger, ewiger, gütevoller Vater! Sind wir denn nicht allesammt Fremdlinge hienieden? Ist nicht unser Aller wahre Heimath bei Dir? Warum soll uns hienieden ein bloßer Name, eine nichtige Einbildung trennen? Vor Dir ist Keiner Fremdling, der Dich liebt: warum denn für mich? Nein, mein Gott! alle Menschen sind meine Brüder, und denen, die meiner am meisten bedürfen, bin ich am meisten schuldig. So lebe ich im Geiste der Religion meines Jesu. Amen.

9.

Besonnenheit im Reden.

Kol. 4, 6.

In allen Worten und Geberden,
In allen Thaten laß, o Herr,
Uns aller Menschen Freunde werden,
Dir, Heiland, immer ähnlicher:
So werden wir uns ewig freu'n,
So Gottes wahre Kinder sein.

Auch Worte sind Thaten! Auch von ihnen, wie von meinen Handlungen allen, muß ich dem Richter der Herzen Rechenschaft ablegen. Wie gleichgültig war ich bisher gegen dasjenige, was ich sprach; wie leichtsinnig war ich gegen Freunde, wie gegen Feinde, in meinen Reden! Hat meine Zunge auch zuweilen manches Gute stiften, getrennte Freunde wieder zusammenführen, Leidende mit Trost beruhigen, Irrende warnen, Bösewichte von einer Frechheit abschrecken können — wie viel Anderes, das sie zum Heil des Nächsten vollbringen konnte, hat sie doch unterlassen! Wie oft verstummte sie, wo ein einziges Wort Jemanden, ohne meinen eigenen großen Schaden, hätte beglücken können! Wie oft sprach sie, wo ihr Stillschweigen die

größte Wohlthat für meine Ruhe oder für den Frieden und die Eintracht anderer Menschen gewesen wäre!

Auch Worte sind Thaten! Durch das Wort verrichten wir in der Welt die wichtigsten Dinge, stiften wir das meiste Gute und größte Uebel. Nicht der Reichthum, nicht die Geburt, nicht das bürgerliche Ansehen, sondern das Wort ist die vornehmste Macht des Menschen, durch welche er wirkt. Nicht das Schwert, sondern das Wort ist die stärkste Waffe, mit der wir verwunden oder vertheidigen und beschützen können. Diese Macht, diese Waffe ist jedem Sterblichen von Gott verliehen. Daher hat er auch von ihrem rechten Gebrauch dem Geber derselben Rechenschaft abzulegen.

Unsere Rede ist der Balsam, welchen wir lindernd auf den Schmerz eines leidenden Herzens giessen; ist das Gift, womit wir die stille Glückseligkeit ganzer Familien tödten. Durch das Wort erheben wir den Gebeugten, stürzen wir den Hochmüthigen. Die Zunge ist's, welche Feindschaften stiftet, und neue Freunde erwirbt, oder die alten an uns festhält. Die Sprache ist das große, Alles umfassende Band, welches die menschliche Gesellschaft zusammenhält, und Völker mit Völkern verbindet. Durch das Wort ertheilen wir unsere Befehle; vermittelst des Wortes wird der Kummer gestillt, die Sorge getröstet, der Fehlbare zurecht gewiesen, das Hauswesen bestellt, die Freude ausgedrückt, die Ehrfurcht bezeugt, die Andacht beflügelt; — aber auch durch das Wort der Zorn bewaffnet, die Heuchelei gefährlich, die Unschuld verführt, die Redlichkeit in Schrecken gesetzt, die Bosheit befördert, die Wahrheit vernichtet, die Hölle auf Erden gegründet.

Wenn dem Weisen, dem Christen auch nicht einmal eine geringscheinende Handlung seines Lebens gleichgültig sein darf; wenn er selbst bei der kleinsten That denken muß: Ist sie deiner anständig? — wie wichtig muß ihm seine Rede sein, welche die alltäglichste That seines Lebens ist! — die Rede, durch welche er sich und die ganze Denkart seines Geistes, die Würdigkeit oder Verächtlichkeit seines Gemüthes zu erkennen gibt! — die

ede, durch welche er andere Menschen zu seinem Vortheil oder chaden, zu ihrem Glück oder Verderben lenkt!

Wenn ich Alles, was ich durch die Mittheilung meiner Ge- nken in Reden, Befehlen, Anordnungen, Urtheilen und Ge- rächen Gutes oder Böses veranlassen kann und wirklich ver- laßt habe, wenn ich dies in seinem ganzen Umfange über- nke, so muß ich vor dem Leichtsinn erschrecken, mit welchem h oft meine Befehle gegeben, meine Wünsche geäussert, oder eine Meinungen bekannt gemacht, oder Urtheile gefällt habe. ch sehe es ein, daß ich oft in meinen Worten alle Würde ver- ugnet habe, nach welcher meine Seele trachtet. Ich sehe es n, daß ich selbst daran Schuld bin, wenn ich weniger Hoch- hätzung unter meinen Bekannten, unter meinen Mitbürgern, lbst weniger Hochachtung in meiner eigenen Verwandtschaft ge- iessen möchte. Denn meine Zunge war viel seltener das Werk- ug eines heitern, ruhigen, besonnenen Gemüthes, als ich ollte. Sie war vielmehr das Werkzeug meines aufwallenden orns, meines Hanges zur Schadenfreude, meiner Neigung r Eitelkeit und Selbstschmeicheley, meiner unerlaubten Be- ierden, meiner Gewinnsucht.

Wie, kann ich dies auch vor Gott verantworten, vor dem chts gilt, als was recht, gut und heilig ist?

Was ihr thut mit Worten oder Werken, das thut Alles im amen des Herrn Jesu! (Kol. 3, 17.) Das thut, als thätet hr es an Jesu Statt; das thut, wie es Jesus gethan haben ürde, wenn er an eurer Stelle, in euern Umständen, in uern Verhältnissen gehandelt haben würde. So lehrt Gottes Wort.

Und ist es denn so schwer, diese wichtige Pflicht zu erfüllen, — eine Pflicht, deren Erfüllung mich vor Gott und Menschen it Achtung lohnt; eine Pflicht, durch welche ich mein Glück hon auf Erden gründe? Ist es so schwer, meine Zunge im aum zu halten, die doch dem leisesten Wink meines Geistes ehorcht?

Nein, sie ist es nicht. Denn wie oft habe ich Alles über mich vermocht, wie oft war ich nicht schon in meinen Urtheilen

und Gesprächen der Behutsamste, wenn es darauf ankam, eine Gefahr zu vermeiden, oder mir einen Nutzen zuzuwenden! — Wohlan, so sollte ich es jederzeit sein, denn ich kann ja täglich durch den weisen Gebrauch meines Wortes einen Nachtheil verhüten, oder mir Annehmlichkeiten bereiten.

Besonnenheit im Reden ist daher eine der schönsten und wichtigsten Eigenschaften des wahren Weisen, des wahrhaften Jüngers Jesu. Diese Besonnenheit wird durch beständige Aufmerksamkeit auf sich selbst ohne Mühe erworben, wird durch fleißige Uebung endlich zur Gewohnheit, und lohnt uns mit innerer Selbstzufriedenheit, und beschirmt uns gegen tausend mannigfaltige Verdrießlichkeiten, in welche Leichtsinn und Unüberlegtheit stürzen.

Besonnenheit ist eine anhaltende Nüchternheit des Geistes, daß er sich in seinen Urtheilen, Meinungen und Wünschen von keiner aufwallenden Leidenschaft, von keiner allzugroßen Heftigkeit weder der Lust noch Unlust berauschen und betäuben läßt. Es ist jener göttliche Gleichmuth, welchen Jesus in den Augenblicken des Vergnügens und des bittersten Leidens bewies. Es ist das Vergleichen unserer Gedanken und Neigungen mit dem Beispiele Jesu, mit dem Gesetze Gottes, mit dem Gebot der Rechtlichkeit und Ehre.

Es ist folglich keine Besonnenheit im Reden gedenkbar, ohne Herrschaft des Geistes über seine irdische, thierische Natur, über die Empfindungen und Neigungen, welche gleichsam Kinder seines Fleisches, Wirkungen seines Körpers, des Blutes und der reizbaren Nerven sind. Eine Folge dieser Selbstbeherrschung ist dann die Besonnenheit. Umsonst wallt der Jähzorn auf. Der Geist kann zwar des Unwillens auflodernde Flamme nicht hindern; aber während das Blut stürmt, behält er Fassung genug, nicht zu handeln. Er wartet mit Festigkeit den ruhigen Augenblick ab, und nun erst, ganz frei vom Einflusse der Sinnlichkeit, beschließt er, was gethan werden müsse. Es können unreine Begierden erwachen, aber der Geist des Jüngers Jesu wird kein Sklav derselben. Er meidet jede Handlung, jeden Einfluß, so lange diese Begierden toben; er vernichtet sie

durch Zerstreuung, bis er wieder in voller Macht ist, und erst dann entscheidet er über seinen Willen. Es kann der Reiz eines beträchtlichen Gewinns im bürgerlichen Leben das Gefühl der Ehrlichkeit einen Augenblick lang überwältigen; aber der Weise, das Kind Gottes, läßt sich durch diesen Reiz nicht zu einer falschen Handlung zwingen. Er untersagt seinem Munde das Wort, seiner Hand die That, bis er in vollkommenster Gemüthsruhe ist, und er bei sich hell erkennt, ob er auch gerecht und edel handeln würde, wenn er sich des Gewinnes auf jede Art theilhaftig machte; ob auch die Mittel achtungswürdig sind, mit denen er zum Ziel gelangen soll.

Eine anhaltende Aufmerksamkeit auf uns selbst, eine beständige Uebung im Ueberlegthandeln und Ueberlegtsprechen macht uns dies zuletzt zur andern Natur und leichter, als wir es geglaubt hätten. Und das ist's, wonach wir als Kinder der Gottheit, als Geschäfte des heiligsten, vollkommensten Wesens streben sollen. Die Tugenden selbst müssen Gewohnheiten unserer Seele werden, dann nähern wir uns der Heiligkeit an. Tugend findet allezeit da statt, wo unsere Seele in ihrem Innern gegen ungerechte Neigungen und gegen den sündlichen Willen kämpft und siegt. Da aber, wo die Tugend nun schon Herrin geworden, wo sie so zur andern Natur und Gewohnheit geworden, daß es uns schwer fallen würde, anders zu handeln, da ist Heiligkeit des Gemüthes, das heißt, vollkommene Reinheit und Unbeflecktheit der Seele.

Und ist es dir Ernst, diesen Grad deiner Vollendung zu erreichen, daß du in Gottes Schöpfung nicht eins der geringsten und verächtlichsten Wesen bleibst, — ist es dir Ernst, daß du nach Selbstherrschaft des Geistes, nach jener erhabenen Nüchternheit des Gemüthes strebest, in welcher du immerdar deiner selbst und deines besten Willens mächtig bleiben kannst: so rede überall mit Liebe!

Wer mit Liebe und aus Liebe zu seinen Mitmenschen spricht, der ist auf dem Wege zur höchsten Vollendung. Er wird sich von keiner niedrigen Leidenschaft verleiten lassen, ein Verräther an den Freuden, an der Ruhe, an dem Wohlstand,

an der Sicherheit, an der Ehre seines Nächsten zu werden. Er wird die Flamme eines aufgehenden Zornes löschen; er wird unlautern Begierden Schweigen gebieten; er wird nicht nach den Eingebungen gekränkter Eigenliebe reden — er wird groß denken, edel handeln, ehrwürdig in seinen Worten sein.

Wie die Liebe das Wesen der ganzen christlichen Religion ist, so ist sie auch die Grundlage aller Urtheile, Meinungen und Gespräche ächter Christen. Der Mund, welcher nur segnen gelernt hat, entsagt gern den Flüchen der Hölle; der Mund, welcher nur das Nützliche befördern, Frohsinn verbreiten helfen, Leidende trösten, Bekümmerten rathen will, wird sich nicht öffnen, um Verleumdung über Familien auszuschütten, Verachtung gegen Andere auszustoßen, Zwietracht zu stiften, Redliche zu täuschen, Arglose zu betrügen.

Wer aus Liebe redet, und mit Liebe redet, redet kein Uebels. Hier ist also schon jene Besonnenheit, nach welcher wir als weise Genossen des Glaubens trachten sollen. Denn die Besonnenheit soll uns nicht zu bloßer List, zu kalter Klugheit bringen, daß wir nicht etwa uns selbst durch Unüberlegtheit Schaden anrichten; sondern sie soll uns in Reden und Gesprächen immer zu demjenigen hinleiten, was Andern wohlthätig, ersprießlich, lehrreich und angenehm ist. Eure Rede, so spricht die heilige Schrift, sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt; daß ihr wisset, was ihr einem Jeglichen antworten sollt. (Koloss. 4, 6.)

Aus seinen Worten erkennst du den Menschen. Sie sind die Hülle, in welcher sich dir sein Geist offenbart. Nach seinen Reden beurtheilst du ihn; durch seine Aeusserungen gewinnt er dich. Rohheit und Grobheit in Ausdrücken zeigt auf ein rohes Gemüth hin, auf eine verwahrloſete Denkart, auf Mangel anständiger Erziehung, auf Abwesenheit edler Grundsätze und zarten Gefühls. Wohlan, so wie du aus ihren Reden Andere beurtheilst, so wirst du auch von Andern nach deinen eigenen Worten gerichtet. Du selbst gibst ihnen in deinen Urtheilen, in deinen Gesprächen den Maßstab für deinen Werth oder Unwerth. Bist du in deinen Reden lieblos: wie kannst du geliebt zu werden erwarten? Bist du in deinen Gesprächen unanständig: wie

kannst du Anspruch auf die Achtung der Bessern machen? Bist du in deinem Urtheil gehässig, schneidend, unbescheiden, voll Eigendünkels: wie kannst du glauben, daß man sich von Herzen an dich schliesse? Die Menschen sind jedesmal für dich das, was du für sie bist!

Wenn du nun selbst ihnen also durch deine Worte den Maßstab deines innern Werthes gibst: wie kannst du leichtsinnig genug sein, dich in deinen Urtheilen und Gesprächen wohl noch schlechter darzustellen, als du vielleicht im Herzen bist? Welche Verkehrtheit des Sinnes! Strebst du nach Haß? Bewirbst du dich um Verachtung? Arbeitest du so mühsam nach Schande?

Rede mit Wahrheit und Aufrichtigkeit! Gib deinen Bekannten und Mitbürgern keinen falschen Maßstab für deinen Werth. Verabscheuungswürdig ist jede Besonnenheit im Reden, welche nur darauf ausgeht, Andere zu überlisten, und Eigenschaften und Empfindungen zu heucheln, die nicht vorhanden sind.

Des Heuchlers Seele ist eine unaufhörliche Verbrecherin, die lichtscheu sich beständig in finsterer Höhle verbirgt, um nicht entdeckt zu werden; immer einer Larve, eines Schleiers bedarf, um Andern nicht ekelhaft zu sein. Und welche Achtung für sich selbst kann der Elende haben, der sich nicht unterstehen darf, öffentlich zu erscheinen, wie er ist? Welche Zufriedenheit kann der Elende mit sich selbst haben, welcher wegen seiner geheim gehaltenen Niederträchtigkeit stets vor der Unzufriedenheit der übrigen Welt, und mit Recht zittern muß?

Viele halten es für Klugheit, sich in ihren Reden und Gesprächen liebevoller, redlicher, freundlicher, großmüthiger, duldsamer zu stellen, als sie es sind. Allein diese Klugheit führte noch von jeher zu Abgründen. Früher oder später entfällt auch dem schlauesten Heuchler die verschönernde Larve, und man verspottet zuletzt die Kunst desjenigen, dessen Herz man nicht schätzen kann; man verabscheut die freundliche Miene, hinter welcher Selbstsucht oder Tücke lauern, und findet das Lächeln um so häßlicher, wenn es eine geheime Bosheit verbergen soll.

Es gibt keine Klugheit, welche durch Erfahrung in allen

Umständen des Lebens bewährter gefunden worden, als Ehrlichkeit, Wahrheit und Geradsinn. Nur dem vertraut die Welt, den sie kennt; nur dem bietet man ein Herz an, der selbst sein Herz zeigen darf. Listiges Umschleichen und Freundlichthun ist keine Klugheit, sondern nur Schein derselben. Dem Verschlagenen setzt man Verschlagenheit und Mißtrauen entgegen. Er hat sein Spiel verloren, noch ehe er es angefangen.

Klugheit im Reden heißt nicht jene kleinliche Verstellungskunst, durch welche man sich besser dargibt, als man ist; jenes unzulängliche Hilfsmittel unwürdiger Menschen, jener Betrug der Welt, worin man sich zuletzt am schmerzlichsten betrügt. Klugheit im Reden heißt Schonung in seinen Urtheilen beweisen, wo Schonung keinen Nachtheil stiftet; Vorsicht beweisen, wo durch unüberlegte Geschwätzigkeit Unheil erwächst; mit Zweckmäßigkeit reden, um durch seine Worte Nutzen der Menschen zu befördern, oder Nachtheil zu verhüten. Oefter noch besteht die wahre Klugheit im Reden in der Kunst, zu rechter Zeit zu schweigen.

So sehr Offenheit und Wahrhaftigkeit den Christen ziert, und das Vertrauen der Menschen, der guten wie der schlechten, fesselt, eben so schreckt übertriebener Wahrheitseifer, Mangel der Verschwiegenheit, leichtsinnige Geschwätzigkeit zurück. Es ist die Wahrheit ein unverletzbares Heiligthum; überall soll sie gesprochen werden, wo ihre Erscheinung nothwendig ist. Aber an ihre Stelle soll das Schweigen treten, wo durch sie ein Unglück und Nachtheil entstehen, die Ruhe von Familien und Völkern verloren gehen würde. Besonnenheit im Reden führt zur Tugend der Verschwiegenheit, wo Schweigen heilsamer als das Wort ist.

Was in jeder Lage des Lebens zu thun sei, lehrt uns bald unser eigenes, richtiges Gefühl, und die Erfahrung erhöht unsere Klugheit. Auch ist es dem Menschen ungleich leichter, klug zu handeln, als weise und edel. Jenes zu werden, zwingt uns täglich die Welt; weise und edel zu sein, dazu nöthigt uns nur unser eigenes Herz und der Blick auf Gott und die Ewig-

keit. Aber der Weiseste ist nur derjenige, dessen Klugheit die fruchtbringendste ist.

Doch Weisheit und Klugheit, beide erweise ich nur durch Besonnenheit im Reden. Diese soll daher jedes Christen alltägliche Bemühung sein. Auch Worte sind Thaten, die Gott richtet; darum sei unsere Rede nur, was nützlich ist, zur Besserung wirkt, da es Noth thut, und daß es holdselig sei zu hören. (Ephes. 4, 29.)

Wenn Menschenliebe und Aufrichtigkeit die Grundzüge unserer Denkart sind, dann ist jene Besonnenheit weder mühsam zu erwerben, noch beizubehalten. Es ist nie gefordert, daß wir jeden unserer Ausdrücke mit ängstlicher Behutsamkeit abwägen sollen. Wohnen Menschenliebe und Wahrhaftigkeit in unserm Innern, so wird unser Wort sein, wie wir es vor Gott, vor unserm Gewissen verantworten können.

Eben so wenig untersagt die Religion fröhliche Unterhaltungen und Scherze, heitere Gespräche, welche uns und Andere vergnügen. Denn Scherze, welche aus einer menschenfreundlichen, wohlwollenden Gesinnung entspringen, sind die Zeugen eines beglückten Daseins. Der Glückliche will auch Andere freudig machen. Seid fröhlich mit den Fröhlichen! ruft uns Gottes Stimme zu. Nicht mürrisch, ungesellig, finster soll der sein, welcher Jesu Jünger heißen will; nicht traurig und mit stets andächtigen Geberden soll er umherschleichen, um für fromm erklärt zu werden. Die Tugend und der Sinn Jesu thronet am liebsten und mächtigsten in einem heitern Herzen. Und wer an Gott einen Vater hat, dem er sich mit kindlichem Vertrauen anschließen darf, wessen Herz rein ist von bösen Neigungen, und voll des Bewußtseins, Gutes zu wollen, hat das höchste Recht zur Freude. — Nur diese Fröhlichkeit entarte nie zur Frechheit, dieser Scherz nicht zur Lästerung und Verspottung dessen, was jedem guten Menschen ehrwürdig bleiben muß.

Der Mund, der dich preiset und anbetet, Allerheiligster, der Mund, welcher in bangen Stunden zu Dir um Hilfe seufzt — er entweihe sich selbst nie durch unreine Worte, nie durch Worte schadenfrohen Spottes, verleumderischen Hasses,

liebloſen Gerichtes über die Schwächen der Mitmenſchen. — Heiliges Weſen, laß auch mich heilig ſein, wie in meinen Empfindungen, Gedanken und Wünſchen, ſo auch in meiner Rede. Laß Wahrheit, Liebe und Klugheit, in Stunden der Freude, wie der Trauer, in meinen Worten herrſchen, daß ſie überall wohlthätig hinfallen, wohlthätig auf die Herzen einwirken, Glückſeligkeit, Zufriedenheit und Frohſinn erwecken in der Bruſt derer, die in engerer oder entfernterer Verbindung mit mir leben.

10.

Der Eid.

2. Moſ. 20, 7. 16.

Nein, Deines Namens Heiligkeit,
Gott! will ich nie entweihen;
In jedem Worte, wie im Eid,
Soll Wahrheit ſich erneuen.

Nur wahres Wort iſt ew'ges Wort
Und krönt uns mit Vertrauen,
Der falſche Schwur wird Seelenmord
Und führt zu Nacht und Grauen.

Es gibt nur eine Bedingung, unter welcher Menſchen in Frieden beiſammen wohnen können; nur eine Bedingung, unter welcher gegenſeitiges Vertrauen möglich iſt — und dieſe Bedingnng heißt Wahrhaftigkeit. Die Menſchen müſſen das ſein, was ſie ſcheinen; auſſerdem iſt nirgends Zuverläſſigkeit und Ruhe, ſondern Argwohn, Mißverſtändniß, Erbitterung.

Wer ſich jemals gegen einen ſeiner Freunde und Bekannten irgend einer Unwahrheit, irgend eines Betruges ſchuldig gemacht, hat damit das unbedingte Zutrauen auf ſeine Ehrlichkeit zurückgeſtoßen, hat ſich ſelbſt zu beſtändiger Unglaubwürdigkeit verdammt, und muß bei jedem Wort, welches er redet, bei jedem Verſprechen, das er gibt, bei jeder Verſicherung, die er ertheilt, mit allem Recht beſorgen: wer weiß, ob man dir auch glaubt?

Wer es unternimmmt, irgend etwas als Wahrheit zu ver-

sichern, in wichtigen wie in geringen Fällen, der ruft damit die Unschuld seines eigenen Herzens, seine Ehrlichkeit, seine Ueberzeugungen, die er von der Sache hat, zu Zeugen und Bürgen an. Schlimm genug für ihn, wenn er dann statt Wahrheit Lügen gab. Er hat die Unschuld seines Herzens öffentlich geschändet, er hat seine Ehrlichkeit verläugnet, er hat seinen eigenen Ueberzeugungen schändlich widersprochen, und wird sich selbst ein Gegenstand innerlicher Verachtung. Nicht genug, daß er bei demjenigen, welchen er hinterging, auf lange Zeit, vielleicht für ewig, das Vertrauen verlor: er selbst verliert es gegen alle Menschen, indem er sie entweder für so schlecht als sich selbst hält, oder indem er fürchtet, daß Niemand seinem Worte Glauben beimesse. Daher pflegt er nun, um sich recht glaubwürdig zu machen, selbst unbedeutende Dinge bald bei seiner Ehre, bald bei seiner Treue, bald beim Himmel, bald durch einen noch stärkern Schwur zu versichern.

Aber wer einmal sich so verächtlich gemacht, daß man bei seinem einfachen Worte nicht mehr traut, dem wird auch Niemand leicht bei seinen leichtsinnigen, vielleicht schon zur Gewohnheit gewordenen Betheuerungen Glauben schenken. Ja man ist gewohnt, solchen Personen, die Alles, selbst geringfügige Sachen, hoch und theuer versichern und mit einem Schwur bekräftigen, am allerwenigsten zu trauen; und dies geschieht, wie die Erfahrung lehrt, mit Recht. Denn solche Menschen haben schon durch mehr als eine Unwahrheit, durch mehr als einen Betrug die Zuverlässigkeit ihrer Worte verscherzt.

Wer bei einer Versicherung, die er ertheilt, Zeugen anruft und Bürgen für seine Wahrhaftigkeit aufstellt, erhöht damit die Wichtigkeit seines Wortes. Er steht nicht mehr allein; Andere sind mit ihrer Ehrlichkeit an seine Ehrlichkeit geschlossen. Hat er sie fälschlich angerufen, so läuft er Gefahr, daß ihre Aussage ihn schnell vor aller Welt zu Schanden macht. Hat er die Zeugen bestochen: seine Gefahr ist darum nicht geringer. Er ist nicht mehr Herr allein von seinen Geheimnissen; Andere wissen darum, bestochene Zeugen, falsche Zeugen, also Menschen, deren Ehrlichkeit er selbst nicht trauen darf, ohne die größte Thor-

heit zu begehen. Aber Menſchenſinn iſt veränderlich. Einer oder der andere von ſeinen falſchen Zeugen kann ihn früher oder ſpäter verrathen, ſei es im Zorn, oder aus Reue über das falſche Zeugniß.

Der Eid aber iſt die höchſte und heiligſte Art der Verſicherungen, welche ein Sterblicher dem andern ertheilen kann. Es iſt das feierlichſte Verſprechen, bei welchem man den Allwiſſenden, den Allgerechten zum Zeugen ſeiner eigenen Rechtſchaffenheit und zu dem furchtbaren, ewigen Gericht über die Treuloſigkeit anruft. Es iſt eine ſchrecklich-wichtige Handlung, durch welche man nicht nur ſeine Ehre, ſeinen guten Ruf, ſeine Habe und Gut, ſondern das Schickſal der zur Unſterblichkeit beſtimmten Seele, als Bürgſchaft und Unterpfand hingibt. — Eben dadurch wird der Meineid zum ſchwerſten Verbrechen, weil der, welcher ihn begeht, ſich, einem Satan gleich, von dem Vertrauen der Welt und Gottes losſchwört, ſich von der Kraft der göttlichen Schöpfung und des göttlichen Eigenthums muthwillig gleichſam losreißt, und einſam ſteht und verworfen, zwar noch in Menſchengeſtalt, aber elender als das vernunftloſe Thier, als die Pflanze und der Stein; elend und verächtlich, daß ihm beſſer wäre, er wäre nie von ſeiner Mutter geboren! Der Meineidige ſpielt, wie ein Wahnſinniger, mit Gott, Ewigkeit, Vorſehung und Schickſal. Er gibt mehr denn eine Tonne Goldes an Werth für ein armes Sandkorn, er gibt ein ganzes Leben für einen einzigen Athemzug!

Väter und Mütter und Erzieher, ihr Alle, denen die Bildung junger Seelen anvertraut iſt, bewahrt früh ſchon die zarten Gemüther vor dem Leichtſinn der Worte, vor dem Mißbrauch der Verſicherungen, vor dem Mißbrauch heiliger Namen!

So wie es ſchon an ſich ſehr unanſtändig iſt, Alles, auch die geringſten Sachen, mit einem Schwur zu betheuern, welches entweder von der ſchlechteſten Erziehung, oder von Verderbtheit der Denkart herrührt: ſo iſt es auch im gleichen Maße gefährlich. Man muß den Namen des höchſten Weſens, des Unendlichen, man muß den Namen Jeſu, des heiligen Welterlöſers, nicht durch Gewohnheitsausrufungen entweihen und zum ſchnöden Zungenſpiel machen. Wie will man Gott im

Geist und in der Wahrheit mit tiefer Ehrfurcht anbeten können, wenn man, seinen heiligen Namen mißbrauchend, ihn bei niedrigen Gelegenheiten frech und lachend verschwendet? (2 Mos. 20, 7.) Wohin ist die Ehrfurcht für Jesum Christum, den Heiland der Welt, geflohen, wenn sein theurer Name, in welchem sich beugen sollen alle Knie, mitten im muthwilligen Gelächter erschallt? — Hier ist die Gefahr zur Irreligiosität herbeigerufen, und eben so die Gefahr des Meineides. Denn wer die Ehrfurcht und Achtung für heilige Namen längst durch Uebung verlor, wird er sie so lebhaft in dem Augenblick empfinden, wenn er sie im Eidschwur als Bürgen seiner Treue anruft?

Der Eid soll nur bei den wichtigsten Fällen und nie ohne feierliche Aufforderung geschehen. Jesus verbietet den leichtsinnigen Gebrauch des Schwurs. Eure Versicherungen sollen in Ja und Nein bestehen; was mehr gesagt wird, ist gefahrvoll (Matth. 5, 37.). — Nur dann, wenn kein anderes Mittel mehr vorhanden ist, die Wahrheit zu ergründen; nur dann, wenn ein Sterblicher keine andere Bürgschaft mehr für seine Ehrlichkeit stellen kann, also wenn die unausweichliche Nothwendigkeit selbst gebietet — nur dann sei der Eid gestattet.

Wer sich durch eine Kleinigkeit helfen kann, soll der sogleich sein gesammtes Vermögen zum Unterpfand geben? Wer sich durch den Verdruß einiger Tage oder Jahre retten könnte, soll der sein ewiges Schicksal ins Spiel werfen? Nimmermehr! Nur wenn kein anderes Mittel, keine andere Sicherheit in wichtigen Fällen vorhanden ist, dann fordere man den Eid. Nur wenn man keine festere Bürgschaft der Treue geben kann, und man vollkommen von der Wahrheit dessen, was zu wissen begehrt wird, überzeugt ist, darf der Christ den Eid geben.

Der Eid kann verlangt werden zur Bestätigung des gegebenen Zeugnisses von dem, was schon geschehen ist. In diesem Falle wird sich der gewissenhafte Christ wohl hüten, etwas zu betheuern, von dessen Hergang er nicht auf das Unzweifelhafteste überzeugt ist. Er wird jede Leidenschaft von sich entfernen, und vermeiden, daß er nicht schon das bloß Wahrscheinliche für Wahrheit gebe. Er wird sich daran erinnern,

wie leicht uns bei manchen Vorfällen unſere Augen und Ohren täuſchten, wie unſer Gedächtniß ſelbſt uns in Irrthum geführt hat. Er wird, was er als Wahrheit betheuren ſoll, vorher wohl und genau erforſchen und bei ſich überlegen, was und wie viel er als Gewißheit angeben und beſchwören könne. — Seine Seele wird mit Recht davor zittern, ein falſches Zeugniß zu ertheilen, das vielleicht ſeinen unſchuldigen Nebenmenſchen in Schaden bringen kann, und ſeinen Richter in Irrthum führt. Seine Seele wird ſich mit Recht davor entſetzen, da ſie im Augenblick des Eidſchwurs nicht bloß von ihrer Obrigkeit auf Erden, ſondern vor dem Angeſicht Gottes ſteht und ſchwört.

Wenn es nun ſchon ſehr ſchwierig iſt, einen Eid über das abzulegen, was geſchehen iſt, was wir mit unſern Augen geſehen, mit unſern Ohren gehört, was wir wohl ſelbſt gethan haben: ſo iſt es noch ſchwieriger, durch einen Eid dasjenige zu bekräftigen, was noch geſchehen ſoll, oder was wir leiſten zu wollen verſprechen. — Es ſchwöre dieſen Eid Niemand, ohne vorher ſich ſtreng geprüft und unterſucht zu haben, ob er ſolches Verſprechen in aller Strenge erfüllen wolle und könne. Es ſchwöre ihn Niemand, ohne den ganzen Inhalt und Umfang der Pflicht zu kennen, welche er zu leiſten übernommen hat.

Es iſt vergebens, Unchriſt, der du mit frecher Stirn hintrittſt vor Menſchen und Gott, hintrittſt, menſchlicher und göttlicher Geſetze zu ſpotten, hintrittſt, deine verruchte Hand zum falſchen Schwur aufzuſtrecken zum Himmel, und deine verbrecheriſche Zunge die ſchweren Worte des Eides ſtammeln zu laſſen; es iſt vergebens, daß du dir beim Eidſchwur einen geheimen Sinn vorbehalteſt; daß du in deiner Seele ganz andere Worte denkſt, vielleicht das Gegentheil von denen, die du ſchwörend ausſprichſt! — Du biſt des Meineides nicht rein! — Du betrogſt nicht Gott, denn der Herzenskundige ſah deine Falſchheit, du betrogſt nicht die Menſchen, denn du haſt ihnen die göttliche Allwiſſenheit zum Zeugen und deiner Seele Heil zum Unterpfand gemacht — nur dich ſelbſt haſt du betrogen. Du haſt es gewagt, Ungeheuer, des menſchlichen Namens unwerth, den allerheiligſten Gott zum Mitgenoſſen deiner ſchwarzen

hat machen zu wollen. Du haſt es gewagt, den Allergerechteſten zum Hehler deiner Schande zu machen, daß er einen heiligen Namen dazu verleihen ſollte, dich zu beſchönigen und die irdiſche Obrigkeit zu betrügen, die da iſt auf Erden an Gottes Statt und von Gott ſelbſt verordnet!

Hätteſt du es gewagt, Unſeliger, vor den Thron eines Fürſten der Erde zu treten, den Richtern den falſchen Eid zu leiſten, den Monarchen zum Zeugen deiner Redlichkeit anzurufen, dein Vermögen, Habe und Gut, deine Freiheit zum Unterpfand einer Ausſage zu bieten, und im gleichen Augenblick, da du den Richtern, den Beamten des Fürſten ſchwörſt, ihm ſelbſt das Gegentheil und die Falſchheit deines Schwurs zuzuflüſtern? Hätteſt du es gewagt, einen Monarchen zum Mithelfer deiner Verruchtheit herabzuwürdigen, und von ihm zu begehren, diejenigen betrügen zu helfen, welche er für Recht, Wahrheit und Unſchuld eingeſetzt hat?

Irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten! ruft die heilige Schrift.

Niemand wage daher die Ablegung eines Eides, ohne vollkommen von der Wichtigkeit dieſer Handlung, von dem überzeugt und belehrt zu ſein, was der Eid iſt, und welches die unvermeidlichen Folgen des Meineides ſind!

Du ſchwörſt — du gibſt das feierlichſte Verſprechen, das ein Sterblicher geben kann. Du ſchwörſt, und rufſt zum Zeugen einer Ehrlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit den alles erforſchenden Gott ſelbſt an. Du ſchwörſt und hebſt deine Finger zu dem Ewigen und Unſterblichen empor, zu dem Richter der Todten. Du ſchwörſt, und die drei erhobenen Finger gelten dir und den gegenwärtigen Menſchen, die da Zeugen deines Schwures ſind, als ein Erinnerungszeichen, als ein Sinnbild der Dreieinigkeit Gottes, des Allgegenwärtigen. Du ſchwörſt und thuſt im Angeſichte dieſes Gottes Verzicht auf ſeine Gnade und Liebe, wenn du falſch ſchwörſt. Du entſagſt für dich, im Fall des Meineides, der Gnade Gottes, des Vaters, deines Schöpfers, der dich zur Seligkeit berufen hatte in ſeine Welt. Du ſagſt dich los von der Gemeinſchaft Jeſu Chriſti, von ſeiner Gerechtigkeit und dem

Verdienſt ſeines blutigen Todes am Kreuze. Du ſchwörſt dich los von dem Segen des heiligen Geiſtes, und weiheſt dich der Sünde und Verdammung vor Gott und ſeinen Geſchöpfen.

Wer die Größe und Fülle des Eides kennt, muß auch vor der Möglichkeit ſchon zurückbeben, ihn brechen zu können.

Bilde dir nicht ein, Leichtſinniger, der du überall nur Staub und Irdiſches, nirgends das Göttliche erblickſt, — bilde dir nicht ein: der Eid ſei doch nur bloße Formel, Erfindung von Menſchen gemacht, Nothmittel menſchlicher Richter, — bloßer Schall von Worten. Kennſt du die Heiligkeit des Eides nicht, oder verachteſt du ſie: du wirſt die unvermeidlichen Folgen, die dem Meineid wie ein ſchwarzer Schatten nachfahren, ehren und fürchten müſſen. Du wirſt bekennen müſſen: Ja, es iſt ein Richter über den Sternen, es iſt in der Geiſterwelt eine ewige und eherne Ordnung, die kein Menſch bricht, und die jedem Sünder, jedem Verbrechen die Strafe unmittelbar nachſendet.

Der Meineidige, wie er ſich von Gott und Seligkeit losſchwört, ruft gleichſam eine ganze Hölle in ſeinen Lebenslauf hinein. — Und der erſte Teufel, welcher ihn quält, heißt: Bewußtſein des Verbrechens; — der zweite nennt ſich: Furcht vor der Entdeckung des Meineides.

Er hat ſich zwar vor Menſchen gerechtfertigt durch den falſchen Eid — aber nicht vor dem gerechten Gott, nicht vor ſich ſelbſt. Was er auch that, er bleibt ſich ſeiner innern Schande bewußt; und mögen ihn auch die Menſchen achten: er kann nicht anders, er muß ſich ſelbſt verachten, und ſeine Schlechtigkeit ekelt ihn unaufhörlich ſelbſt an. Erbärmlicher Zuſtand, wo der Menſch aufhören muß, ſich ſelbſt zu ehren, und wo er ſelbſt an den Achtungsbezeugungen Anderer keinen Genuß mehr haben kann, ſondern in ſich ſprechen muß: „Ihr Betrogenen, wenn ihr mich kennen ſolltet!“ — — Dieſer Zuſtand iſt die Hölle des Gewiſſens.

Kann es endlich auch der leichtſinnige Böſewicht durch Kunſt und Uebung dahin bringen, daß er ſich wegen der Schändlichkeit ſeines Verbrechens beruhigt — die Furcht vor endlicher Offenbarung des begangenen Meineides kann er nie unterdrü-

cken. Sein Leben ist eine beständige Unruhe. Er hat aus seiner eigenen Erfahrung tausend Beispiele, daß nichts verborgen bleibt.

Wie solltest du es, Unglücklicher, mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen können, daß deine Schande ein ewiges Geheimniß bleibe? Hast du nicht selbst den Allwissenden zum Zeugen und Richter deiner That aufgerufen? — Hast du nicht selbst seine Gerechtigkeit beschworen, den Meineid zu rächen? Hast du nicht selbst ihn feierlich angerufen, dir nicht zu helfen?

Alles hat auf die feierliche Handlung deines Eides Gewicht gelegt; Jeder beobachtet dich daher schärfer und sorgfältiger. Der geringfügigste, zweifelhafteste Umstand wird bei den Menschen hinreichend, Argwohn gegen dich zu hegen. Du bist nicht Meister aller Umstände, und deine Meineidigkeit ist verrathen, ehe du es vermuthest. Denn dies ist die ewige weise Ordnung Gottes in der Welt, daß die Ungerechtigkeit endlich an den Tag kommen muß, und wenn man Berge über sie hinweggewälzt hätte. (Sacharja 5, 4. Maleachi 8, 5.)

Schon in den ältesten Zeiten kannte man die schrecklichen, oft schleunigen Folgen des falschen Eides, und die Beispiele, wie ein Meineid enthüllt worden ist, sind oft eben so seltsam als schauervoll. Und der Spruch des göttlichen Wortes ward wahr: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

Du hast falsch geschworen, durch deinen Eid vielleicht deinem Nächsten Unrecht gethan, einen Unschuldigen schwer in Unglück gebracht. Der Fluch des Unglücks kommt über dich. — Du hast durch den Meineid die Obrigkeit betrogen und verrathen — beklage dich nicht, wenn das Schwert der Gerechtigkeit dich trifft!

Hoffe nicht, wenn deine Schuld schon Jahre lang geheim bliebe, sie werde immer verborgen bleiben. Das Verbrechen des Jünglings hat schon oft Rache genommen am Greise, und der Fluch gegen den Meineidigen ruht oft über seinem Grabe zum Nachtheil und Verderben der Nachkommen. Hoffe nicht, den Allbarmherzigen mit deinem Verbrechen durch Buße und Reue auszusöhnen: söhne erst die aus, denen dein Meineid hienieden Unheil stiftete — dies ist der erste Schritt zur Besserung,

jeder andere nur Heuchelei. Du möchteſt den Gewinn deines Verbrechens und Gottes Gnade zugleich genieſſen: der Allerheiligſte iſt kein Gönner der Ungerechtigkeit! Gott läßt ſich nicht ſpotten!

Auf Gottes Hilfe hatteſt du im Meineide Verzicht gethan — wer hilft dir, wenn deine Augen im Tode brechen, wenn dein Herz erſtarrt, wenn du Alles, was du beſitzeſt, hinter dir laſſen mußt? — Du haſt im falſchen Eide dich losgeſagt von dem Verdienſte Jeſu — mit welchem Verdienſte geſchmückt rittſt du dann in die Nacht der Ewigkeit hinaus? — Als deine Zunge die falſchen Worte ſchwur, wich von dir der heilige Geiſt — wer ſoll im ſchweren Gericht, das du dir ſelbſt herbeiriefſt, wer ſoll dein Fürſprecher ſein?

Heiliger, heiliger Gott! Ich mag ſie nicht ausdenken, die ſchrecklichen Wirkungen der Selbſtverfluchung; denn dies und nichts Anderes iſt der Meineid! Gott der Wahrheit, wahrhaft will ich ſein und bleiben vor Dir und den Menſchen, daß ich nicht ſcheuen darf das Angeſicht des Menſchen, nicht Deinen Alles durchforſchenden Blick, nicht Deine unveränderliche Gerechtigkeit! — Dein Name werde immerdar von mir geheiligt in Wort und That, und ferne von mir ſei ſein Mißbrauch. Wahrhaft, treu und rein, wie Jeſu Wort, ſei das meinige, daß Dein heiliger Geiſt mich immer bewohne. Amen.

11.

Gewiſſenhaftigkeit.

Matth. 5, 37.

An's helle Sonnenlicht hervor
Bringſt Du der Zunge Sünden.
Was ungeſeh'n vernahm Dein Ohr,
Wird einſt Dein Mund verkünden.
Und Aller Augen werden ſeh'n
Den, der die Treu verletzte.

Rein ſei des Herzens tiefſter Grund,
Ein jedes Wort aus unſerm Mund
Sei Wahrheit, Weisheit, Liebe.
Und unſ're Zierde: Rechtlichkeit,
Verſprechen, was uns nie gereut,
Und Treu' und Glauben halten.

---

iſt Gewiſſenhaftigkeit? Das gleiche Wort wird oft zu
erſchiedenen Dingen gebraucht, und von den Menſchen
ancherlei Weiſe verſtanden und gedeutet. Richtige Beſtim-
eines Begriffes und ſeiner wörtlichen Bezeichnung iſt ein
ig zur Aufhellung des Verſtandes. Und derjenige denkt
utlichſten, welcher von jedem Ausdruck genau weiß, welche
llung er damit zu verbinden haben ſolle.

lan nennt wohl den Menſchen gewiſſenhaft, der über kleine
, ſelbſt über gleichgültige, verlegen wird, ob er ſie thun
unterlaſſen müſſe. Aber ängſtliche Bedenklichkeiten ent-
en gar oft aus einer natürlichen Unentſchloſſenheit des
ths, und können nicht die reine Frucht derjenigen Chri-
zend ſein, welche den Namen der Gewiſſenhaftigkeit ver-

Man nennt auch denjenigen Menſchen gewiſſenhaft, der
is Bangigkeit vor den Höllenſtrafen kein Vergehen erlaubt,
enn er ſich auf einer Sünde ertappte, oder auch nur aus
um gegen ſeinen Willen fehlte, darüber untröſtlich wird
ich mit Angſt und Vorwürfen peinigt. Aber welch eine
id wäre diejenige, welche ohne Furcht vor Gericht und
e nicht da wäre, und zuletzt für das reuige Gemüth keinen
hätte?

Das iſt Gewiſſenhaftigkeit? Es iſt das Haben eines Ge-

wissens, welches sich in allem unserm Thun und Lassen wirksam beweiset. Daher nennt man das Laster, welches jener Tugend ganz entgegengesetzt ist, Gewissenlosigkeit. Und was ist das Gewissen? Es ist die Erkennung des Rechts und Unrechts in unsern Gedanken, Reden und Werken.

Um Recht und Unrecht zu erkennen, muß eine gehörige Ausbildung des Verstandes vorausgehen, ohne welche die Einsicht des Bessern fehlt. Je mehr der Geist von seiner Unmündigkeit frei wird, je klarer werden in ihm die Ueberzeugungen vom Wahren und Falschen, Guten und Bösen. Die Kraft, das Gute vom Bösen zu unterscheiden, liegt aber in jeder menschlichen Natur. Die Stimme des Gewissens ertönt daher unter allen Völkern, auch unter denen, die niemals Jesu Stimme hörten. Des Gesetzes Werk ist beschrieben in ihrem Herzen, sintemal ihr Gewissen sie bezeuget, dazu auch die Gedanken, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen. (Röm. 2, 15.)

Je deutlicher die Erkenntniß des Erlaubten und Unerlaubten ist, je lebhafter und bestimmter spricht das Gewissen. So sollte denn unter Christen, welche die reinsten Unterweisungen durch Jesum empfingen, das Gewissen am zartesten jede Uebertretung empfinden. Wo nun ein schnelles und feines Gefühl des Bessern statt findet, ist schon eine hohe Veredelung des Geistes. Aber an der Erkenntniß ist es nicht genug: der Geist muß Kraft haben, sie ins Leben zurückzubringen. Die Gesetze des Gewissens, das heißt, die Ueberzeugungen vom Wahren und Falschen, Guten und Schlechten, sind die allgemeinen Gesetze der Geisterwelt. Wer ihnen gehorcht, der gehorcht keinen fremden, sondern eigenen Gesetzen, der ist gewissenhaft. So ist denn Gewissenhaftigkeit nichts Anderes, als Treue gegen unsere innern Ueberzeugungen; der gewissenhafte Mann ist sich selbst treu, und wird nicht zum Verräther an dem, was er für recht und gut hält.

Diese Tugend — das unverkennbarste Zeichen eines hohen vergöttlichten Gemüthes — äussert sich in jedem Gedanken, in jedem Wort, in jeder That. Doch den Gedanken nimmt nur der Allwissende wahr; der Mensch hört vom Menschen nur das

Wort, sieht nur seine That, und beurtheilt ihn nach diesen. Daher nennen wir im gemeinen Leben schon Denjenigen gewissenhaft, der nie gegen seine bessern Ueberzeugungen handelt. Aber auch seine Ueberzeugung kennen wir nur erst aus seinen Worten. Wer also einmal sein Wort gab, und diesem treu blieb; wer um alles Gut der Welt es nicht wagen möchte, eine übernommene Verpflichtung zu brechen; wer den einmal geleisteten Eid nicht umgehen möchte auch in den scheinbar unschuldigsten Dingen: den bezeichnen wir als einen Gewissenhaften. Er würde sich mit sich selbst nicht versöhnen können, wenn er einmal Thaten beginge, die mit seinen innern Gesetzen im Widerspruch ständen.

So wird es mir nun leicht, einzusehen, wer den Namen eines Gewissenlosen verdient. Zwar ohne Gewissen, ohne Gefühl des Rechts und Unrechts, ist kein Sterblicher; dies Gefühl kann nie vernichtet werden, es bleibt auch eisern in der Brust des ruchlosesten Bösewichts stehen. Aber nur zu oft wird seine Stimme von andern sinnlichen Gefühlen überschrien. Der nur nach leiblichen Vortheilen begierige Sinnenmensch handelt nicht nach seinen Ueberzeugungen, sondern nach seinem Nutzen im bürgerlichen Leben. Er ist mit dem, was er für recht hält, und mit dem, was er thut, in immerwährendem Widerspruch. Er ist sich selbst nicht treu, um wie viel weniger also andern Menschen. Für einen Vortheil im Leben opfert er Schwur und Wort auf, das er gab; opfert Freunde und Fremdlinge, Unschuld und Ehrlichkeit auf, und lacht selbstsüchtig über das Erstaunen derer, die nicht begreifen können, wie ein vernünftiger Mensch mit seinen bessern Ueberzeugungen so im offenbarsten Zwiespalt leben könne. Sein Verspotten der einfachsten und heiligsten aller Grundsätze, deren Richtigkeit er übrigens weder abläugnen will, noch kann, macht ihn nur um so schrecklicher. Er ist ein sittliches Ungeheuer. Er handelt, als hätte er gar keine Erkenntniß vom Recht. Daher nennt man ihn füglich gewissenlos.

Verfolge ich die Vergleichung des Gewissenhaften mit dem

Gewissenlosen noch mehr, so wird mir der Glanz jener Tugend, und die Abscheulichkeit dieses schwarzen Lasters nur deutlicher.

Jener, weil er nie anders, als seinen Grundsätzen gemäß, redet und thut, ist sich in allen Handlungen und Verhältnissen seines Lebens selbst gleich. Ohne Mühe kann Jeder von ihm vorausſagen, wie er bei seiner bekannten Gewissenhaftigkeit in diesem oder jenem Fall sich betragen werde. In der ganzen Geschichte seines Lebens ist Plan, Ordnung, Folgerichtigkeit und innere Harmonie. Er gab sein Wort: nun folgt diesem treu die That, wie ein Schatten. Er will rechtes Maß und Gewicht geben: nun ist Betrug und Bevortheilung unmöglich. Er hat Hilfe zugesagt: nun leistet er sie, wäre es auch zu seinem eigenen Nachtheil. Denn er schätzt seine Gemüthsruhe, die stille Uebereinstimmung mit sich selbst, höher als jeden andern Nutzen. Er weiß, jene bleibt ihm ewig, dieser aber hängt von veränderlichen Zufällen ab. So ist der Gewissenhafte ein Bild innerer Vollendung; sein Inneres ist eine eigene, von allen äussern Dingen unabhängige, nach ewigen Gesetzen geordnete und regierte Welt; er ist gleichsam ein Gott in dem Reich seiner Empfindungen, Gedanken und Thaten, der da allein herrscht mit fester Hoheit. — In der Handlungsart des Gewissenlosen ist keine Stetigkeit, sondern ein unaufhörliches Abändern. Ihn leiten nicht unwandelbare Grundsätze, sondern die täglich verschiedenen Umstände. Er fragt nicht nach Recht und Unrecht, sondern: was ist mein Nutzen? Eine Summe Goldes, die zu gewinnen ist, hat mehr Werth für ihn, als Treu und Glauben. Er schließt heute die zärtlichste Freundschaft, morgen schämt er sich derselben, weil er in andere Verhältnisse gekommen ist. Heute schwört er bei Allem, was ihm und andern heilig ist; morgen lächelt er darüber, weil er einen Vortheil dabei findet, den Schwur nicht zu halten. Er sieht ein, daß Andere durch seine Untreue unglücklich werden, aber er ist zufrieden, daß er erlangt hat, was er begehrte, und läßt die Andern für sich selbst sorgen. So stellt uns der Gewissenlose das Bild einer ewigen Zwietracht mit sich selbst dar; er hat keine Ruhe in sich, keinen bleibenden Gedanken; sondern die Gedanken und Absichten wer-

n ihm erst von dem Spiel seiner äussern Umgebungen mitge-eilt. Er ist unzuverlässig für Jedermann, da er sich nicht auf ch selbst verlassen mag.

Beim ersten Anschein sollte man glauben, je gewissenloser er Mensch sei, je freier sei er; aber er ist der wahre Sklave. Man sollte glauben, der Gewissenhafte, den seine Ueberzeugung nd sein Wort bindet, beschränke sich selbst in dem köstlichen ut, welches die Menschheit hat, in der Freiheit, — aber er t in der That der freieste unter allen Sterblichen.

Wer ist denn frei? Derjenige, der Niemandem gehorcht, ls sich selbst, und thut, was er will. Folglich ist derjenige eist frei, der keinen fremden Geboten gehorcht, sondern nur as thut, was ihm seine eigenen Gesetze gebieten. Er ist nur nterthan von sich selbst. Welches ist aber das Gesetz des mensch-chen Geistes? Es ist das Gewissen. Wer nun nicht nach emden Ueberzeugungen urtheilt, sondern nach eigenen; wer icht nach fremden Grundsätzen handelt, sondern nach eigenen; enießt der nicht die vollste Freiheit? Fremd aber ist dem Geiste as Irdische, denn es gehört ihm nicht, er behält es nicht, es t von ganz anderer Natur, als die seinige. Er steht also erst ann in voller Freiheit da, wenn er sich weder von Drohungen usser ihm noch von Lockungen bewegen läßt, nach fremdem Willen zu thun, und nicht nach seinen Ueberzeugungen; wenn eder leibliche Bequemlichkeiten und Vergnügungen, noch häus-che Vortheile oder allerlei Nutzen in bürgerlichen Verhältnissen n zwingen können, das zu thun, was sein Gott nicht will und icht wollen kann, weil es unrecht ist. Mag immerhin gesagt erden: der Gewissenhafte ist doch ein Sklave seines Wortes, in Sklave seiner Grundsätze. Was heißt dies? Er sei sein ei-ener Sklave, und der keines Andern. Wer aber sich selbst ge-ört, und keinem andern Dinge usser ihm: ist er ein Sklave zu eißen? Er ist der Freieste. Wer sonst könnte also genannt werden?

Der Gewissenlose freilich scheint noch freier zu sein; ihn cheint nichts zu fesseln, keine Furcht vor Gott und Menschen, keine Ehre, sein eigenes Wort nicht. Ja, frei ist der Gewissen-lose, frei, wie das in den Strom der spielenden Wellen gewor-

fene Blatt. Es hat keinen Stillstand, es bändigt die Wogen nicht, es wankt nach allen Richtungen, es hebt sich, wie sie sich heben, es sinkt, wie sie sich senken. So ist denn auch er ein Spiel der Lebensfluthen, ohne Selbstständigkeit. Ihm gehören nicht die Umstände, sondern er ist ihr Geschöpf. Nach ihnen ändert er Meinung und Begierde. Heute ist er Wollüstling, morgen verstößt er die Opfer seiner viehischen Lust, weil er nach andern Vortheilen hascht. Immer sind es die aus seinem Fleisch und Blut aufsteigenden Gelüste, die seinen Geist beherrschen, aber der Geist ist ohne Macht über sie. Immer ist er der Sklave seiner Geldsummen, seiner Sucht nach Ansehen vor den Leuten, seines rohen Geschlechtstriebes, seines lüsternen Gaumens, seiner kostbaren Kleider und Teppiche — immer der Sklave des gegenwärtigen Augenblicks, der gegenwärtigen Laune. Ihm allein gehört er mit allen seinen Empfindungen und Wünschen, durch sie allein wird sein Wille geleitet. Verdient er den Namen eines Freien? O so ist auch das rohe Thier frei, welches, ohne Kenntniß des Bessern, thut, wie Naturtriebe zu thun zwingen. Nein, er ist Sklave! Oder wer könnte sonst so genannt werden, als der, welcher nicht einmal Meister seiner eigenen Empfindungen und Begierden ist, und beständigen Hochverrath gegen sich selbst und Untreue gegen sein mißbilligendes Gewissen begeht?

Gewissenhaftigkeit ist also nicht sowohl eine eigene Tugend, als vielmehr die Krone aller zu nennen, in welcher sie erscheinen: es ist der Inbegriff der in einem Menschen vorhandenen Vollkommenheiten, es ist das wahre Leben des wirksamen Geistes, es ist die Bezeichnung seiner Herrschaft über das Irdische, es ist der Name seiner Vollendung und der Glanz seiner eigenthümlichen Freiheit. Wer gerecht handelt, wer seine Pflichten vollstreckt, ist gewissenhaft. Wer nichts als seine Grundsätze hört, wer nicht um eines niedern Nutzens oder Vergnügens willen sie beseitigen mag, wer seinem bessern Selbst nicht untreu sein kann; der ist gewissenhaft, ist in sich vollendet, ist erhabener als die Sinnenwelt, ist wahrhaft ehrwürdig und wahrhaft frei. Nach dieser Hoheit zu streben ist aller Geister

ziel, ist der Christen Zweck. Ohne Gewissenhaftigkeit ist das Christenthum eine thörichte Heuchelei, ein todtes Lippenwerk, in Selbstbetrug. Es ist nicht genug, ein Gewissen zu haben — es muß Alles nach dem Gesetze des Gewissens gethan sein. Wie die Tugend einen niedrigern oder höhern Grad der Vollkommenheit erlangen kann: so auch diese. Zwei Dinge gehören zur christlichen Gewissenhaftigkeit: Erkenntniß des Wahren und Guten, und Stärke des Geistes. Beide müssen wir in uns erhöhen, wenn Selbstvollendung für die Ewigkeit unsers Daseins für uns den höchsten Werth hat.

Erweitere und berichtige also deine bisherige Erkenntniß des Wahren und Guten. Niemand kann stolz genug sein, von sich zu glauben, er wisse schon hinlänglich Gutes vom Bösen, Sünde von Tugend zu unterscheiden. Nein, auch hier ist, wie in Allem, ein Fortschreiten vom Geringern zum Bessern möglich. Zwar selbst das Kind weiß im Allgemeinen, was Recht und Unrecht ist, aber es hat theils noch zu wenig deutliche Begriffe, theils zu wenig Erfahrung, und wird daher zuweilen irrig in der Anwendung seiner Vorstellungen vom Guten und Bösen, oder wohl gar zweifelhaft, was in diesem oder jenem Falle recht gethan sei. Mit den wachsenden Jahren erweitern sich seine Ansichten und berichtigen sich seine Vorstellungen. So kann auch der gereifte Mann noch immer sein Gefühl des Rechts und Unrechts verfeinern.

Im Gewühl des täglichen Lebens wird ohnedem leicht eine oder die andere unserer Erkenntnisse dunkler und gleichsam zurückgedrängt in den Hintergrund der Seele. Man ist sich nicht immer mit gehöriger Deutlichkeit bewußt, wie man hie oder da nach strengster Pflichtmäßigkeit handeln könne. Man handelt so, ich will nicht sagen leichtsinnig, aber doch oft nur allgemein und dunkel auf Gerathewohl hin, und fühlt erst nachher bei ernstlicherm Nachdenken oder bei Wahrnehmung des entstandenen Uebels, wie man ungleich edler hätte denken und thun können. Darum ist es auch dem gebildeten Manne keineswegs überflüssig, von Zeit zu Zeit in Stunden, die der Belehrung und Heiligung des Gemüthes geweiht sind, religiöse Bücher zu

lesen, worin die menschlichen Pflichten auseinandergesetzt sind; keineswegs überflüssig, den der Gottesverehrung geweihten Christenversammlungen beizuwohnen, wo man sich mit Auslegung des göttlichen Wortes beschäftigt. Denn Vieles, was uns mit der Zeit dunkel und vergessen geworden, wird da unvermuthet wieder vor unsere Aufmerksamkeit hingestellt, und mancher entschlummerte Gedanke erwacht zu neuer Thätigkeit. Lernen wir aus frommen Büchern oder aus anzuhörenden Predigten auch nicht immer etwas Neues, so füllen sie uns doch gewiß mit einer neuen Erinnerung, und reizen die Kraft unsers Geistes von einer Seite, wo sie aufgehört hatte, besonders thätig zu sein. Dies ist aber um so mehr der Fall, da auch Personen von der besten Erziehung oft in ihren Begriffen von Recht und Unrecht, von Würdigkeit und Unwürdigkeit durch Vorurtheile irre und schlaff werden, Vorurtheile, die mit den Zeiten herrschend werden und wieder mit ihnen untergehen. Oft wird unser Zartgefühl durch Gewohnheit, Mode und täglichen Anblick des Schlechtern abgestumpft. So ist es erklärlich, daß Jungfrauen, deren Herz vielleicht noch kein unreiner Gedanke befleckte, alles Gefühl für Sittsamkeit dermaßen verlieren können, daß sie sich, einer schlüpfrigen Mode zu gefallen, die etwa von gefallsüchtigen Dirnen in großen Städten erfunden ward, unanständige Entblößungen erlauben, welche selbst der Blick der Männer verabscheut.

Der Besuch des öffentlichen Gottesdienstes, das Lesen erbaulicher Schriften ist also des gelehrtesten Mannes würdig. Er gibt dadurch in edler Bescheidenheit zu erkennen, daß er sich nicht für vollendet halte; daß in seiner Erkenntniß vom Zusammenhang und den Grenzen der Pflichten noch manches Verworrene zu berichtigen sei, über welches ihm selbst Muße und Anlaß fehlte, reiflich nachzudenken; daß manches Vergessene wieder lebhafter ins Gedächtniß zu bringen sei, welches ausserdem versäumt geblieben sein würde; daß manches Gefühl für das Edle und Gerechte in ihm noch gereinigt werden könne, welches durch Vorurtheil, Gewohnheit und Mode an Lauterkeit verloren hat.

Je heller und vielseitiger und bestimmter nun unsere Er-

kenntniß des Guten und Wahren ist, je größerer Zartheit und Schärfe ist unser Gewissen fähig, je näher an das Vollendete grenzt der Geist. Beschränkt und roh, wie die Einsicht des unwissendsten Wilden in der Wüste, ist sein Gefühl von Recht und Unrecht. Menschen von besserer Erziehung erlauben und verzeihen sich nicht leicht, was der Ungebildete begeht, ohne sich anstößig vorzukommen. Ein Trunkenbold zu sein, hält dieser oft kaum für Schande; einen hinterlistigen Betrug, der ihm nützt, kaum für ehrlos; Zorn und Mißhandlung seiner Hausgenossen kaum für Sünde. Er ist zu sehr dem Vieh benachbart, um sich darüber einen Vorwurf machen zu sollen; seine Geisteskraft ist zu wenig entwickelt, seine Einsicht zu beschränkt. Erweiterung und Berichtigung unserer bisherigen Erkenntniß des Wahren und Guten ist also die erste Bedingung, ohne welche keine ächte und zartfühlende Gewissenhaftigkeit gedenkbar ist. Aber die todte Einsicht allein vermag nicht Alles. Wir finden im gemeinen Leben nur allzuhäufig, daß weder alle Hörer, noch alle Lehrer des götttlichen Wortes Thäter desselben sind, daß Leute von den vortrefflichsten Einsichten die meisten Schwächen tragen, ja zuweilen die gewissenlosesten Diener ihrer Sinnlichkeit sind. Es fehlt ihnen, was oft bei den Minderunterrichteten in bewundernswürdiger Macht prangt: Seelengröße, Kraft des Gemüths.

Vergrößere und erweitere die Stärke deines Geistes gegen alles Irdische; ohnedem ist keine Gewissenhaftigkeit möglich. Was fruchtet das vortrefflichste der Gesetzbücher ohne Vollziehung? Ist dein Geist nicht kräftig genug, seine Ueberzeugungen von dem, was wahr und gut ist, siegend zu machen gegen die Begierden des Körpers: was helfen ihm die schönsten Ueberzeugungen? Sie vergrößern seine Verdammungswürdigkeit, und machen ihn sich selbst, wie Andern, nur zu einem um so verhaßtern Schauspiel.

Stärke aber wächst nicht durch Unterricht, sondern allein durch Uebung. Wer täglich das Schwere trägt, dessen Schulter wird endlich mächtig, auch das Schwerere zu heben, worüber der Schwächling erstaunt.

Uebe dich also ununterbrochen, nach deinen bessern Ueberzeugungen zu wollen und zu handeln, und nicht nach den Einflüsterungen deiner ungerechten Begierden, deiner eigensinnigen Launen. Uebe dich täglich, deine äussern Thaten in vollkommene Uebereinstimmung mit deinen Begriffen von dem, was recht ist, zu bringen. Frage nie zuerst, wenn du einen Entschluß nehmen willst: ist es nützlich? sondern frage vor allen Dingen: ist es recht? Horche auf deines Gewissens Urtheil; es wird dir stark und unverhohlen sprechen. Und ruft es dir zu: Thue nicht also! es ist unedel! du würdest es nicht vor den Augen der ganzen Welt thun, nicht vor den Augen deiner edlern Bekannten, ohne vor Scham zu vergehen! — — dann verlasse den vom Gewissen verdammten Wunsch; dann frage dich nicht noch hintennach: aber würde es dich erfreuen; würde es Vortheil einbringen? Nein, was an sich schändlich ist, mag keinen Christen, mag kein edles, der Unsterblichkeit würdiges Gemüth wahrhaft erfreuen; was Unrecht ist, wird nie Vortheil bringen. Wer nach Nutzen und Vergnügen fragt, wenn sein Gewissen schon den Stab über den frevelvollen Gedanken gebrochen, der ist schon im Begriff, voll Niederträchtigkeit seine Seele und ihren angebornen Adel um eine flüchtige Lust feilzubieten.

Uebe dich täglich, dir selbst treu zu sein. Zwinge deine Lippen, nie anders zu reden, als du in dir denkst. Wir sollen zwar nie Alles unbedachtsam hinsagen, was wir denken; aber wir sollen das denken, was wir sagen. Und wie das Wort deines Mundes eine treue Abspiegelung deines Gedankens, so so sei deine That gleichsam der entfernte Wiederhall deines Worts. Uebe dich, dir nichts zu erlauben, was du für unerlaubt hältst; nicht über die zarten Grenzlinien der Pflicht hinauszuschreiten. Und wenn es jemals aus Unwissenheit und Irrthum, oder aus Uebereilung und allzugroßer Lebhaftigkeit geschehen wäre, ruhe nicht, bis du das Unrecht vollkommen vergütet, und die Harmonie zwischen deinen Thaten und Grundsätzen hergestellt hast. Dies heißt gewissenhaft sein!

Uebe dich, im Leben nichts für schön zu halten, als das Gute; nichts für nützlich, als das Wahre; nichts für vergnügend und ergötzlich, als das Erlaubte; nichts für beneidenswürdig, als die Tugend; nichts für Unglück, als die Sünde! In dieser Uebung wird dir göttliche Stärke erwachsen, und du wirst Augenblicke erfahren, da du, Herr im Sturm der Sinne, über die Vorurtheile, Schrecken und Freuden der Welt erhaben, die höchste Seligkeit empfindest, deren das menschliche Gemüth unterm Himmel fähig ist: Harmonie des Geistes mit sich selbst, mit der weiten Schöpfung, mit Gott, dem Schöpfer.

Und immer kehre ich wieder zu Dir zurück, o Jesus Christus! Denn wenn ich des Hochvollendeten gedenke, zu welchem Menschennatur emporzureichen vermag, wie kann ich da anders, als auf Dich hinblicken! Gewissenhaftigkeit war der große Grundzug im Gemälde Deines Lebens, und brachte darin die bewunderswürdige Einheit und Größe hervor. Dein erstes öffentliches Wort, wie das letzte, welches du sterbend vom Kreuze herab sprachst, waren Aeusserungen der gleichen Denkart, und zeugten für die hohe Unveränderlichkeit Deines Sinnes. Gewissenhaftigkeit leitete Dich durch Verfolgung und Tod siegreich, die göttliche Sendung an das Menschengeschlecht zu vollbringen. In jeder Deiner Reden war ein Wiederklang Deiner Ueberzeugungen, in jeder Deiner Thaten ein Wiederklang Deiner Reden. Was Du versprachst, ward erfüllt. In göttlicher Selbstständigkeit waren für Dich Lust, Ehre, Würden, Güter und Vortheile nur Nebendinge. Unabhängig vom Irdischen, ohne den zweckmäßigen Gebrauch desselben zu verachten, bewiesest Du dich in jener Freiheit, die das Eigenthum des Himmlischen ist, und aller Fesseln, aller Foltern spottet, und aller Tode!

Mit Deiner Gewissenhaftigkeit will ich Dir folgen, daß ich, eins mit der Tugend, eins werde mit Dir, o Jesus, und eins mit dem Vater im Himmel, der mir seine heiligende Kraft verleihen wolle, mir Schwachen. Amen.

12.

Der Kuß des Verräthers.

Luk. 22, 48.

Durch hohe, stille Redlichkeit
Wird, Herr, Dein Bild in mir erneut,
Verkläret meine Seele.
Gib, Gott, daß ich von Heuchelei,
Von Trug und Lüge immer frei,
Nur Wahrheit mir erwähle.

Wer Christi Sinn recht kennen lernt,
Der hält sich vom Betrug entfernt,
In Worten, wie in Thaten.
Wer heut noch Judas Kuß versteht,
Und seinen eignen Freund verräth,
Hat Jesum selbst verrathen.

Wenn ich mir den Lebenslauf Jesu vergegenwärtige, ergreift mich jedesmal eine wundersame Empfindung. Ich erblicke darin das Höchste und Tiefste des gesammten menschlichen Wesens. Was die kühnste Einbildung des weihevollsten Dichters, der Scharfsinn und die Weltkenntniß des größten Weltweisen nicht hätte ersinnen können: das liegt im Leben Jesu, als geschehene Thatsache, wahrhaft, anspruchlos und klar da. So oft ich die Worte des Evangelisten lese oder höre, ist mir's, als spräche der Geist Gottes mit den Lippen eines unschuldigen Kindleins zu den Jahrtausenden. Ich erblicke in dieser Lebensgeschichte gleichsam die Lorbeer- und Dornenkrone der ganzen Menschheit; hier, in einem Kranze vereint, die kleinsten und höchsten Tugenden, deren das Herz der Sterblichen fähig ist; und wieder in einen Kranz verschlungen alles sündige Wesen der Menschen, von der kleinsten Schwäche bis zum empörendsten Laster und Verbrechen. So mußten auf die Tage Jesu die blendendsten Lichter, die dunkelsten Schatten zusammentreffen; denn diese Tage waren die wichtigsten der Menschenwelt, die Scheidelinie zwischen Alterthum und neuem Zeitgeist, das Brechen zwischen Nacht und Tag.

Wie würde ich enden, wenn ich diesen großen Stoff beschreiben und erschöpfen wollte; wenn ich schildern wollte, wie der

erhabene Dulder immer größer, immer göttlicher handelte, je größere Verbrechen ihn mit Leichtsinn, Haß oder Undank verfolgten! Aber am göttlichsten war er, da das Laster am teuflischsten wurde. Er war es, da Judas, sein eigener Schüler, in der Schreckensnacht zu ihm kam an der Spitze seiner Verfolger, und ihn küssend verrieth, und Jesus, noch immer liebend, ihm die abscheuliche That nur mit den schonenden Worten vorwarf: Judas, verräthst du des Menschen Sohn mit einem Kuß? (Luk. 22, 48.) Er war es, da er am Stamm des Kreuzes noch mit flehenden Lippen für seine Feinde betete; auch für Judas hat er gebetet.

Christus hatte den stolzen Hohn der Sadducäer, den Haß und Neid der Pharisäer, die Verleumdung seiner reinsten Thaten, den Undank des Volks — Alles, was das Erdenleben für gewöhnliche Menschen Bitteres hat, erfahren; endlich auch das allerbitterste: Verrath durch seinen eigenen Freund, seinen Jünger, den er mit Wohlthaten überhäuft hatte, Verrath durch einen seiner Lieblinge — die Menschheit schaudert! Jedes Laster hat seine eigenthümliche Schande; aber Verrätherei, als Keim aller Laster, vereinigt auch die Abscheulichkeit aller in sich. Sie entspringt aus verderbtem Gemüth, um die öffentliche Verachtung zu ärnten. Es ist Sprichwort fast aller Völker: man kann das Verrathene lieben, aber den Verräther haßt man. Es ist diese Art des Vergehens allen Menschen so ekelhaft, daß es, selbst wo es auf die gelindeste Weise begangen wird, ohne Entschuldigung, und ein Gegenstand der Verachtung bleibt, ungeachtet man doch wohl oft andere Fehler noch gern zu bemänteln oder mit zärtlichen Namen zu verzieren sucht. Selbst da, wo der Verräther Niemandem, als sich selbst, schadet, wird er verhöhnt.

Dies ist der Fall, wenn Jemand an seinen eigenen Geheimnissen oder Vortheilen zum Verräther wird durch unzeitiges Plaudern. Man benutzt seine unüberlegten Reden, oft ihm selbst zum Verderben, aber verspottet ihn, und hütet sich, mit ihm in näherer, vertrauterer Berührung zu stehen. Denn wer nicht stark genug ist, dasjenige zu verschweigen, was seine

eigene Person angeht: wer darf dem das Fremde anvertrauen? Diese unbesonnene Ausplauderei hat immerdar einen unedeln Ursprung. Sie entstammt, wo nicht immer einer wirklichen Beschränktheit des Verstandes, doch einer geheimen Leidenschaft, welche mächtig genug ist, den Verstand für Augenblicke zu lähmen, und zu Unbesonnenheiten zu verleiten. Bestehe nun diese Leidenschaft in neidischer Schmähsucht oder in der Eitelkeit und thörichten Begierde, sich Andern durch das, was man zu sagen hat, recht wichtig zu machen, oder auch nur in einem wahrhaft kindischen Leichtsinn; jederzeit bleibt der Selbstverräther ungeliebt, ohne Vertrauen, als ein widersinniger Feind seiner eigenen Ehre, seines eigenen Glücks.

Doch ungleich schwärzer steht die Seele desjenigen da, der Geheimnisse oder Angelegenheiten, die besser verschwiegen, als aller Welt offenbart wären, von andern Personen bekannt macht. Es ist kaum ein großer Unterschied zu machen, ob solche Angelegenheiten dem Ausplauderer zufällig bekannt, oder ihm ganz besonders anvertraut worden sind. Im ersten Falle hatte er kein Recht, das, was Sache, Angelegenheit und Eigenthum seines Nächsten war, und was dieser seines Nutzens willen nicht offenkundig werden lassen wollte, ihm zu entreissen, und aller Welt mitzutheilen; im andern Fall hatte er die Zuversicht seines Mitmenschen, seines Vorgesetzten oder Untergebenen gemißbraucht und ein gegebenes Wort gebrochen. Er opfert selbstsüchtig den Vortheil des Andern seinem eigenen Nutzen auf, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß der Schaden des Andern ungleich bedeutender sein kann, als der eigene Gewinn. Aber wann achten verworfene Seelen auch nur auf die einfachsten Grundsätze der bloßen Lebensklugheit? Judas verkaufte das Leben seines Vaters, Bruders und Wohlthäters um den Gewinn von dreißig elenden Silberlingen.

Freilich aber, die Lebensklugheit edler und guter Menschen ist himmelweit von der Lebensklugheit feiler Bösewichte verschieden. Jene wollen keinen Nutzen ohne Rechtlichkeit, diese keine Rechtlichkeit ohne Nutzen. Jene berechnen die Zukunft, diese hangen vom Augenblicke der Gegenwart ab. Jene sind da-

jer in ihren Handlungen folgerecht, und können es sein; diese ingegen leben mit ihren Thaten und Grundsätzen im ewigen Widerspruch, gleichen sich keinen Tag, und können es nicht nders.

So tief ist an manchen Orten die Menschheit verderbt, daß e die Klugheit des Lebens nur in einem Gewebe von Ränken, betrügereien, Umtrieben, Heucheleien und freundlichen Bos-üten erblickt, und die Verrätherei, welche sie selbst mit lauter Stimme verflucht, zu einer Art von Kunst erhöht. Und wofür iese Abscheulichkeiten alle, welche den reinen Genuß jeder reude, allen Frieden des Gemüths, das gesammte eigene eben vergiften? — Um einem Großen sich gefällig zu machen; der um Andere in seiner Gunst zu stürzen; oder ein Amt zu kriechen, zu welchem eigenes Verdienst keine Berechtigung nd Hoffnung gibt; oder um ein Stück Geldes zu erbeuten der irgend eine andere Auszeichnung. Da lächeln sich erklärte Gegner mit süßlicher Höflichkeit an, und umschleichen einander hmeichelnd in schlangenhafter Geschmeidigkeit; da schwören sie nander Liebe und Treue, ohne daß weder der, welcher den Schwur gibt, noch der, welcher ihn empfängt, daran glaubt; a lauert und belauscht man sich in Worten, Blicken und Ge-erden, um eine schwache Seite, ein Geheimniß zu erspähen; a wechselt man, einander gegenüber, Versprechungen und leisnerische Liebkosungen, um sich gegenseitig offenherzig zu achen, damit man endlich Verräther werden könne, sobald an auseinander geht. Der heißt der Gewandteste, der Klügste, welcher in seiner wahren Denkart der Undurchdringlichste, in chlauen Nachstellungen der Beharrlichste, in Ueberlistungen der Glücklichste ist. Wehe, welch eine Lebensklugheit! — Sie gibt ns ein Gemälde der Hölle.

O, es lebt noch mancher Judas, der das Allerheiligste um reißig Silberlinge verkaufen kann! Es wird noch mancher Judaskuß von den Lippen der Falschheit geküßt!

Du hast diesen Kuß geküßt, Treuloser, der du in langer Vertraulichkeit mit einem Freunde leben, dann aus Eigennutz und Selbstsucht gegen ihn erkalten, hingehen konntest, seiner

Offenherzigkeit zu spotten, seine Geheimnisse zu enthüllen, seine Ehre zu zerstören! — Du hast diesen Kuß geküßt, Ehebrecher, den nach einem fremden Weibe gelüstet; der die heiligen, vor Gottes Altar geschwornen Eide vergaß an einem fremden Herzen, und die Gattin liebkosete, um ihr deine Ruchlosigkeit, deinen Meineid zu verbergen. — Du hast diesen Kuß geküßt, Wollüstling, der du voll Geilheit ausgingst, eine Unschuld zu verführen, und Ehre und Glück eines harmlosen Lebens zu verrathen. Mit deinen Liebkosungen lieferteſt du ein unglückliches Wesen der Schande, der öffentlichen Entehrung, vielleicht dem Blutgerüst, gewiß aber den schmerzlichsten Gewissensbissen aus. — Du hast diesen Kuß geküßt, Heimtückischer, der du mit einer lächelnden Miene demjenigen naheſt, den du im Herzen beneideſt oder hasseſt, dem du Fallstricke legst und Gruben gräbst, die du ihm mit heuchlerischem Schönthun verbergen möchteſt, damit er desto sicherer untergehe! — Du hast diesen Kuß geküßt, schamloser Betrüger, der du mit glatter Zunge Lügen und Schmeicheleien ausspendeſt, um dich durch Uebervortheilung deines Nebenmenschen zu bereichern.

Die Abscheulichkeit des Verraths steigt in gleichem Verhältnisse, je größer die Verpflichtungen von Liebe und Dankbarkeit des Verräthers gegen diejenige Person sind, die er zu verrathen die Bosheit hat. Daher empört es das Innerste, wenn man einen Menschen zum treulosen Verräther dessen werden sieht, der ihn mit Wohlthaten beglückte, der ihm zu Ehren oder Vermögen, oder auch nur zur Fähigkeit half, sich eine bessere Laufbahn zu eröffnen. Eine solche That könnte schwachen Gemüthern alles Vertrauen zur Menschheit rauben. — Ach, und ist solcher Undank in unsern Tagen unerhört? — Ist es ganz unerhört, daß Kinder ungerathener Art aus Habsucht oder Stolz sich gegen ihre eigenen Aeltern auflehnen, gegen diejenigen, denen sie Leben, Jugendfreuden, Erziehung, Geschicklichkeit und glückliche Verhältnisse danken? Ist es unerhört, daß sie dieselben verfolgen und deren Feinden verrathen können? — Mag auch irgend ein Zwist endlich die Herzen des Sohnes und Vaters, der Mutter und Tochter, oder des Gatten und der Gattin

von einander entfernt haben, — auch die bitterste Kränkung, auch die größte Beleidigung kann nie groß genug sein, die Werke früherer Liebe vergessen zu machen, und Verrath an einem Herzen zu entschuldigen, dem wir ehemals theuer waren.

Darum wird unter allen Nationen des Erdballs keine Art öffentlicher Vergehungen für entehrender und fluchwürdiger gehalten, als Verrätherei am Vaterlande. Das Vaterland ist die Heimath der großen Familie, unter deren Schirm und Pflege wir geboren, in deren Anstalten wir zu brauchbaren Menschen erzogen, durch deren Gesetze wir im Genuß unsers Eigenthums, im Besitz oder Empfang von Erbschaften geschützt, durch deren öffentliche Einrichtungen wir in den Stand gesetzt wurden, uns wie Andern nützlich zu werden. Aufforderungen zur Dankbarkeit genug! — Aber in dieser großen Familie leben unsere Brüder, Schwestern, Aeltern, Blutsverwandte, Jugendgespielen und Freunde. Hier wurden uns durch die Zuneigung und Güte unserer Mitbürger, unserer Vorgesetzten und Untergebenen viele glückliche Tage und Stunden gegeben. Aufforderungen zur Liebe genug! — Wie muß die Denkart des Menschen beschaffen sein, der aus Rachsucht oder Ehrgeiz, aus Geldbegierde oder Feigheit die ganze Summe seiner theuern Pflichten aufopfert, und Verräther an Allen wird, die ihn liebten, und die er einst liebte! Wie muß die Denkart des Menschen beschaffen sein, der tausend unschuldige, ihm ganz unbekannte Personen in das allgemeine Unglück hinabstürzt, welches die Feinde des Vaterlandes bisher gegen dasselbe vergebens zu bereiten suchten? Wie kann er vor seinen Mitbürgern, wie vor der Welt, wie vor Gottes Antlitz, wie vor dem Richterstuhl seines eigenen Bewußtseins dies schwärzeste aller Verbrechen entschuldigen? — Wie kann er seiner Verrätherei gedenken, ohne der Schmach seines Volks, ohne des Entsetzens, der Verwirrung, der Noth, der tausend Thränen, der Zerrüttung zahlloſen Familienglücks nahe und fern, ohne der Sterbenden zu gedenken, die durch ihn die Beute eines allzufrühen Todes wurden? — Mit Recht lastet der schwerste Fluch der Völker auf den Namen der Vaterlandsverräther. — Aber dieser Fluch geht erbend auf Kinder und Kindeskinder hinab.

Der Verräther konnte viel Unheil und Verderben wirken; das entsetzlichste bereitet er sich selbst. Er ist zugleich Verräther seines eigenen Glücks, seiner eigenen Ehre, seiner eigenen Seele!

Judas ertrug die Gewalt dieses Fluches nicht lange, und unterlag demselben. Er brachte die dreißig Silberlinge den Hohenpriestern und Aeltesten wieder und schrie: Ich habe Uebels gethan, daß ich unschuldig Blut verrathen habe! — Er floh, mit den Schmerzen der Hölle in der Brust, und erhängte sich selbst in den Schauern der Verzweiflung.

Ach, ist es noch nöthig, daß ich mir die unvermeidlichen, lebensverderblichen Folgen dieses Verbrechens schildere, um mich auf immer vor demselben zu bewahren? — Nein, es ist genug, das Laster in seiner ganzen Ekelhaftigkeit zu erkennen, um es zu hassen. Hinweg davon den Blick! Das Schauspiel ist allzubetrübend. — Ich will meine Seele lieber erheben an Deiner Seelengröße, göttlicher Dulder, Jesus Christus, Vollender am Kreuze. Es ist genug, die Liebenswürdigkeiten Deiner Tugenden zu empfinden, um zu ihrer Nachahmung begeistert zu werden.

Und so wende ich mich wieder zur Triumphstätte Deiner himmlischen Gesinnungen, sehe Dich auf Golgatha's Höhe den großen Tod der Welterlösung sterben; höre Dich sterbend noch zum Vater im Himmel flehen für das Heil Deiner Mörder!

Vollender, o Dein heiliges Blut fliesse auch mir zum Segen. Möge auch ich, ein Sieger über Schwächen, Fehler, Sünden, einst mit Freudigkeit und im Vorgefühl meiner Vollendung in der Todesstunde rufen: Vater, nimm meinen Geist auf zu Dir! Es ist vollbracht! Amen.

13.

Von der Treue in Kleinigkeiten.

Luk. 19, 12—26.

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Dann wirst du wie auf grünen Au'n
Durchs Erdenleben gehn;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod entgegen seh'n.

Dann suchen Enkel deine Gruft,
Und weinen Thränen drauf,
Und schau'n zu Dem, der einst sie ruft,
Voll Freudigkeit hinauf.

---

ts ist alltäglicher unter den Menschen, als die hohe Mei-
, welche fast Jeder von sich und seinen Kräften und An-
hat. Es hält sich nicht leicht Einer für so böse oder
ch, als er in der That ist. Man traut sich gar zu gern zu,
es darauf ankommt, auch wohl das Schwerste vollbringen
nnen. Zwar aus Bescheidenheit oder Klugheit schweigt
aber im Stillen wird es gedacht.

)aher mag es kommen, daß Viele, wenn sie von einer
:n Handlung erzählen hören, ihr zwar den Beifall nicht
gen, der ihr gebührt, aber doch nicht viel Aufhebens davon
:n, indem sie zu fühlen glauben: „Wäre ich in der Lage
ung ich hätte wohl eben so gehandelt, und vielleicht noch
Die That, so schön sie gewesen sein mag, wird schnel.
rgessen, als eine schlechte von gleicher Wichtigkeit. Denn
and zweifelt bei sich, daß er so schändlich nicht hätte sein
n.

)eobachtet man aber die Leute genauer, welche ein so stol-
Selbstvertrauen haben, wird man nicht selten gewahr wer-
daß sie im gemeinen Leben bei weitem nicht so streng fromm,
wissenhaft sind, als man von ihnen erwarten sollte. Sie
ben sich selbst bei geringen Anlässen, wo rechtlich und edel
nken gar keine großen Anstrengungen erforderte, mancher

lei Abwege. Und hält man es ihnen vor, so antworten sie, oder trösten sich selbst damit: o das sind ja nur Kleinigkeiten! Man stelle uns nur bei wichtigen Dingen auf die Probe!

Hier aber liegt der große Irrthum des großen Haufens der Menschen, daß sie glauben, in alltäglichen Vorfällen seine Pflichten thun, sei zu leicht, zu nichtssagend; aber in ausserordentlichen Begebenheiten, da entwickele sich die wahre Seelengröße und Tugendstärke; da wäre der Werth des Menschen zu prüfen, nicht in geringfügigen Dingen. —— Der Irrthum liegt darin, daß man die Größe und den Folgenreichthum einer Handlung mit der Größe der dabei bewiesenen Tugend verwechselt. Der Werth unsers Herzens hängt aber nicht von der Wichtigkeit der äussern Handlung, sondern von der dabei, wie bei der geringsten That, gehabten Gesinnung ab.

Es ist ohnehin weit leichter, in äusserlich wichtigen Dingen den Grundsätzen der Rechtschaffenheit treu zu bleiben, als in alltäglichen Vorfällen und Kleinigkeiten. So auffallend und ungewöhnlich dieser Satz zu sein scheint, eine so merkwürdige Wahrheit enthält er doch.

Da wo unsere Denkart in großen und folgenreichen Anlässen auf die Probe gestellt wird, macht uns schon die Wichtigkeit des Schrittes, welchen wir zu thun haben, aufmerksamer auf uns selbst. Wir werden geneigter, an den Ausgang dieser Sache zu denken. Je wichtiger diese ist, je größer scheint uns der Ruhm, über die Verführung obzusiegen, und je größer ist die öffentliche Schande, wenn wir uns verfehlen. Was oft innige, reine Liebe des Guten nicht vermag, das bewirkt unser Ehrgeiz, unsere Furcht vor der Schmach. Dafür ist uns kein Opfer, keine Anstrengung zu theuer. Die Klugheit selber räth es. Aber die Wichtigkeit der Angelegenheit, wo es darauf ankommt, rechtschaffen oder gewissenlos zu handeln, bringt auch unser sinnliches Gefühl in lebhaftere Thätigkeit, als es Kleinigkeiten können. Der natürliche Abscheu vor einem Verbrechen regt sich stärker, und der edle Stolz des Ge-

müthes, das Aeuſſerſte zu wagen, um ſeiner ſelbſt würdig zu handeln, reizt zu einer größern Kraftanſtrengung. Man kann ſich zu großen Entſchlüſſen begeiſtern; denn Alles fordert dazu auf. Fluch und Schimpf und Verachtung drohen auf der einen, Bewunderung und Preis lächeln auf der andern Seite. — Daher ſind grobe Verbrechen wirklich auch nur Seltenheiten; und mancher Menſch, dem man ſonſt nie viel Rühmliches nachzuſagen wußte, der ſich im gemeinen Leben vielerlei Unerlaubtes verzeihen konnte, iſt bei ſich ereignenden Vorfällen größer, heldenmüthiger und für die Tugend erwärmter, als man von ihm erwartet hätte.

Aber alle dieſe Reizmittel zur Aeuſſerung edler Geſinnungen fehlen bei Kleinigkeiten und alltäglichen Handlungen, die ohne merkwürdige Folgen bleiben. Man hält ſie an ſich ſchon für gleichgültiger, und iſt daher auch gleichgültiger, wie man ſie zu nehmen habe. Man verzeiht ſich kleine Nachläſſigkeiten, weil ſie Niemand bemerkt, und geſtattet ſich Schwächen, weil man den traurigen Troſt hat, daß man kein Engel ſei. Die Begeiſterung für das Beſſere, welche leicht durch auſſerordentliche Lagen und Verhältniſſe geweckt wird, fehlt in den gewöhnlichen Handlungen des gemeinen Lebens; und die Furcht vor öffentlicher Schande trifft uns nicht, weil die Sache gar zu unbedeutend zu ſein ſcheint. Man wird alſo treulos an Recht und Tugend, nicht weil es zu leicht iſt, in Kleinigkeiten gerecht und gottgefällig zu ſein, ſondern weil es zu ſchwer iſt. Denn, weil täglich und ſtündlich eine ganze Reihe von Gedanken uud Gefühlen und Handlungen ſtatt haben, die ohne wichtige Folgen ſind, iſt, um überall ächtchriſtlich zu ſein, eine beſtändige Aufmerkſamkeit und Beſonnenheit erforderlich. Jedermann weiß aber, daß man leichter in einem Augenblick ſchöner Begeiſterung groß handeln, als immerdar, auch bei ſcheinbar geringfügigen Dingen, voll ſtiller Bedachtſamkeit ſein kann.

Aus dieſen Urſachen iſt gewiß, daß, wenn man die tugendhafte, rechtſchaffene Gemüthsart eines Menſchen richtig beurtheilen will, weniger auf ſeine Handlungen bei wichtigen Anläſſen, als auf ſein häusliches Leben und ſeine gewöhnliche Denk-

art in Kleinigkeiten, geſchen werden müſſe. Das Wichtige geſchieht nur ſelten; das Unwichtige alle Tage. Aus einzelnen kleinen Theilen beſteht der ganze Lebenslauf.

Auch Jeſus Chriſtus, der göttliche Richter unſerer Geſinnungen, welcher tief in das Herz der Sterblichen blickte, machte in ſeinen Belehrungen auf den Werth der Tugend in Kleinigkeiten aufmerkſam. Er bewies in jenem herrlichen Gleichniſſe von den anvertrauten Pfunden, daß es nicht darauf ankomme, wie große und kleine Gelegenheiten uns Gott gebe, tugendhaft zu denken und zu thun, ſondern was wir aus dieſen Gelegenheiten machen. Darum ſprach der Herr, welcher von ſeinen Knechten Rechenſchaft über die Anwendung der ihnen anvertrauten Pfunde forderte, zu dem, welcher ſeinen Theil am benutzt hatte: Ei du frommer und getreuer Knecht, du biſt über Wenigem getreu geweſen, ich will dich über viel ſetzen; gehe ein zu deines Herrn Freude. (Matth. 25, 21.)

Treue und Edelſinn in Kleinigkeiten ſind der zuverläſſigſte Beweis von einer feſten Tugend und einem reinen Herzen; ein Beweis, daß in ſolchem Gemüthe fortdauernde Beſonnenheit, fortdauernde Neigung zur Rechtlichkeit herrſcht; daß ihm nichts klein oder gleichgültig ſcheint, was mit den Geboten der Gottheit, mit den Forderungen eines guten Gewiſſens im leiſeſten Widerſpruch ſteht. Es ſind Viele, die ſich hüten, irgend eine auffallende Betrügerei zu begehen. Sie fürchten die Rache des Betrogenen. Aber zu ihrem Vortheil einen Nebenmenſchen in Kleinigkeiten zu überliſten, daraus machen ſich die gleichen Perſonen gar oft eine Ehre. Es gibt Andere, die ehrlich genug ſind, fremdes Eigenthum, welches der Zufall in ihre Hände ſpielt, gern dem rechtmäßigen Beſitzer zurückzuerſtatten, ungeachtet ſie dadurch ihre Glücksumſtände ſehr hätten verbeſſern können. Aber die gleichen Leute nehmen es ſich nicht übel, durch ſchlechte Waare, oder falſches Gewicht, oder unmäßigen Wucher, oder Hartherzigkeit gegen Arme, oder Zurückbehalten erborgter kleiner Summen, oder Erbſchleichereien, ihr Vermögen zu vergrößern. Es gibt Andere, die es ſich nicht möchten zu Schulden kommen laſſen,

inen Ehebruch zu begehen, eine Unschuld zu verführen. Sie ehaupten eine strenge äusserliche Ehrbarkeit. Aber die gleichen eute halten es für keine Vergehung, sich an geilen Bildern und orstellungen zu vergnügen, in ihren stummen Begierden zu ündigen, in ihren Gedanken die Ehe zu brechen. Es gibt Andere, sie verabscheuen Zank und Streit, leben entfernt von rozessen, schaudern, wenn sie von Blutrache und Mordthaten ernehmen müssen. Aber dieselben Personen vergeben es sich icht, wenn sie Andern mit ihrer übeln Laune beschwerlich fallen; oder kleine verdrießliche Neckereien üben können; oder empfindliche Sachen zu sagen wissen, gegen die man nicht wohl twas erwiedern kann oder darf. — Nein, nein! da ist kein eines Herz, da ist keine feste Tugend. Denn Edelsinn und reue mangeln in den kleinen Angelegenheiten des Lebens, die ben darum, weil sie die häufigsten sind, die wichtigsten für das anze sind.

Wer Treue und Edelsinn in allen kleinen Handungen seines Lebens beweiset, der ist auch fähig, ie in wichtigen und entscheidenden Augenblicken u zeigen. Ist einmal in der Brust des Menschen das Gefühl er Rechtlichkeit und Güte so herrschend und bleibend geworden, ß er in allen und jeden Vorfällen des häuslichen Lebens sich esselben bewußt ist; auch bei Kleinigkeiten denkt: es ist unrecht, billig; wie sollte ich solches Uebel thun, und wider meinen ott sündigen? — der hat angefangen, die Tugend selbst seiner zweiten Natur zu machen. Wie wird der, welcher inge Fehler meidet, und Schwächen an sich haßt, die Hand einem Verbrechen reichen? Wie wird dem, der das Schwerste glich leistet, nicht auch das gelingen, was schon dadurch leicht rd, weil Klugheit, Ehrgeiz, Furcht vor den Folgen des Bö, und die natürliche Begeisterung für das Gute die Kraft zu mselben beleben? Die Natur geht in Allem schrittweise. Ein rdorbenes Herz heiligt sich nicht plötzlich; und ein reines Geüth stürzt sich nicht jählings in den Schlamm des Verderbens. Was ist denn die Tugend des Christen Anderes, als eine Fertigkeit in rechtschaffenen Gesinnungen und Thaten; und wie kann

dieſe Fertigkeit anders erworben werden, als durch anhaltende Uebung auch bei den geringſten Anläſſen?

Es gibt unter den Geſinnungen und Handlungen, zu denen wir im häuslichen Leben, oder auſſer demſelben im Umgang mit Menſchen veranlaßt werden, eigentlich nur wenige, von denen wir ſagen können, ſie ſeien ganz gleichgültig. Es kommt immer auf den Menſchen an, welchen Werth er ihnen erwerben oder mittheilen will. Das, was du unſchädlich thuſt, hätteſt du noch nützlicher begehen können. Das, was du ſprachſt, hätteſt du mit mehr Vorſicht, oder mit gröſſerm Wohlgefallen ſagen können. Es iſt aber durchaus nicht gleichgültig, ob du, ſelbſt in dieſer Kleinigkeit, beſſer oder ſchlechter geweſen biſt. Aus allem Kleinen entſpringt erſt das Groſſe. Die Quellen des Stroms ſind klein, und klein die Samenkörner der Gift- und Balſampflanzen. Die Gewohnheit, Alles finſter zu beurtheilen, übel auszulegen, bringt endlich zum Verluſt des Glaubens an die Menſchheit. Die Gewohnheit, nur an ſich zu denken, und für den eigenen Vortheil Alles zu berechnen, was auch geſchehe, iſt der Anfang des niedrigſten Eigennutzes, des empörendſten Ehrgeizes, des bitterſten Neides. Der Trunkenbold wird es nicht in einem Tage; und der Straſſenräuber oder der Veruntreuer öffentlicher Gelder fing die Reihe ſeiner Verbrechen damit an, daß er zu nachläſſig gegen ſich in unerlaubten Kleinigkeiten war.

Wie zum Böſen, ſo geht auch der Weg zum Guten von Kleinigkeiten aus. Man ſpielt erſt mit der Sünde in Gedanken; ſind wir vertraut mit ihr, ſo wagen wir ſie im Wort; geht es ungeſtraft hin, ſo ſpringt ſie in die That über. Darum ſoll dem, welchem Selbſtveredlung, Heiligthum und wahres Chriſtenthum die höchſte Angelegenheit ſind, daran liegen, in Kleinigkeiten damit den Anfang zu machen. Die ſtillen Gedanken und Geſpräche, die einförmigen Beſchäftigungen des häuslichen Lebens geben dazu unaufhörliche Gelegenheit. Sei ein frommer und getreuer Knecht über das Wenige; Gott wird auch den Augenblick herbeiführen, da er dich über Viel ſetzt.

Sei voll Edelſinns und treu auch im Kleinen. Schäme dich auch des leiſeſten unanſtändigen Wunſches, den du, ohne zu er-

röthen, nicht in Gegenwart ſolcher Perſonen ausſprechen würdeſt, vor welchen du Hochachtung haſt. Selbſt wenn du voraus wiſſen kannſt, daß dein Wunſch ohne Folgen bleibt, verbanne ihn, indem du dich zerſtreueſt. Sei deinen beſſern Gefühlen und Grundſätzen treu. Denn eine unedle Begierde hat der ſchlechten Folgen genug, indem ſie ſchon durch ihr bloßes Daſein dein Gemüth befleckt, und mit dem, was an ſich unrecht iſt, in eine gefährliche Vertraulichkeit bringt.

Sei treu und edelſinnig im Kleinen, auch im bloßen Wort. Gib kein Verſprechen, welches du nicht zu halten Luſt haſt, oder von dem du nicht vorausſieheſt, daß du es erfüllen kannſt. Lerne Wort halten, auch zu deinem Schaden. Was du verlierſt, iſt noch immer nicht ſo wichtig, als der Verluſt des äuſſern Zutrauens und als der innere Schimpf deines Gewiſſens. Sei treu den Verpflichtungen, die du eingegangen biſt, und edelſinnig überall in deinen Aeuſſerungen. Darum lerne deine Worte hüten. Rede nie anders, als mit Wohlwollen. Uebe dich darin; bald wird es dir Bedürfniß ſein. Selbſt wenn du in dem Verhältniſſe ſtehſt, daß du Untergebene ſtrafen ſollſt, laß noch durch allen deinen Ernſt Wohlwollen gegen ſie blicken; ſelbſt wenn du deine Rechte gegen andere zu beſchützen haſt, zeige noch Wohlwollen gegen ſie in deiner Vertheidigung. Aber dieſes ſei nicht Künſtelei, ſondern Herzlichkeit und Wahrheit. Beweiſe es in allen Kleinigkeiten. Du wirſt es ſehr leicht können, wenn du, ſo oft du geneigt wäreſt, Andere zu erzürnen, dich ſogleich erinnerſt, welche löbliche Eigenſchaften ſie haben können, wodurch ſie die Achtung und Freundſchaft anderer Perſonen genieſſen. Denn jeder Menſch hat auch ſeine ſchätzenswerthe Seite.

Sei treu im Kleinen, auch in ſcheinbar unbedeutenden Dingen des Handels und Wandels. Nimm rechtmäßigen und erlaubten Lohn für deine Arbeit, aber deine Waare ſei deines Lohnes werth. Gehe rechtlich in all deinem Verkehr zu Werke; ziehe von der Unwiſſenheit des Andern keinen Vortheil, oder von ſeinem blinden Zutrauen. Verſchmähe auch den Heller, der dir nicht gebühret, und verachte niedrige Kunſtgriffe, die dem,

was du thuſt, gibſt und arbeiteſt, einen Werth verleihen ſollen, der ihnen in der That mangelt.

Sei treu auch in den allergeringſten Kleinigkeiten deines Berufes oder deiner Amtspflichten. Denke nie: was kann man mit ſtrengem Recht von mir verlangen? ſondern: was könnte ich auch auſſerdem noch mehr thun, um in meinem Amt und Beruf, vermöge meiner Fähigkeit, der Beſte zu ſein, alſo daß keiner meiner künftigen Nachfolger mich übertreffe? Halte nichts für gering in deiner Stelle. Nur wer nichts verſäumt, der hat Alles geleiſtet.

Sei treu auch in den kleinſten Rückſichten, die du der Freundſchaft oder der ehelichen Verbindung ſchuldig biſt. Auch nicht mit deinen Gedanken verletze die ſchöne und heilige Pflicht! So wie ſich die Tugend des Menſchen am gewiſſeſten in allen ſeinen einzelnen Aeuſſerungen offenbart, ſo insbeſondere auch die Freundſchaft. Es iſt ein verkehrter Sinn, wenn wir von denen, mit welchen wir in enger, traulicher Verbindung leben, die meiſte Nachſicht gegen unſere Unarten fordern. Eben dieſe Engheit der Verbindung macht ihnen unſere Nachläſſigkeit am empfindlichſten, und ſetzt ſie denſelben am meiſten aus. Hier ſollen wir die meiſte Schonung, die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit beweiſen. Einzelne Liebenswürdigkeiten, durch welche wir uns einſt gefällig zu machen wußten, werden ſchnell von einer Reihe Kleinigkeiten verdunkelt, die übeln Eindruck machen. Du ſagſt: aber es ſind äuſſerſt gleichgültige Dinge, warum es da ſo genau nehmen? Wenn ſie gleichgültig und leicht ſind, warum thuſt du ſie nicht eben ſo leicht zur Beförderung der Freundſchaft gut, als du ſie zur Zerſtörung derſelben ſchlecht machſt? Es iſt aber nichts gleichgültig, was die Liebe vermindert.

Sei treu und edelſinnig in Kleinigkeiten, ſo wirſt du es deſto gewiſſer in gröſsern Angelegenheiten ſein. Sprich nie: gleichviel, wie ich es mache! ſondern frage dich ſelbſt: wie kannſt du es am beſten zur Zufriedenheit und zur Freude Anderer machen? Aus einzelnen Tropfen beſteht das Meer; aus Augenblicken das Leben; aus einer beſtändigen Verkettung rechtſchaffener und wohlwollender Geſinnungen im Kleinen die tugendhafte Ge-

nüthsart im Großen; aus der daraus entſpringenden Zufrie-
enheit jedes Augenblicks die innige Glückſeligkeit des geſamm-
en Lebens. Und dieſe Glückſeligkeit wird vermehrt durch die
ochachtung, durch das Zutrauen, durch das erwiederte Wohl-
ollen der Menſchen, die uns umgeben, durch den Beifall Got-
es, der alles Gute ſegnet. — Sei getreu bis in den Tod, und
u wirſt die Krone des Lebens empfangen!

Oft ſehnte auch ich mich in einer frommen Gemüthsſtim-
nung nach Gelegenheit, meine Tugend beweiſen und meine red-
iche Denkart an den Tag legen zu können — ach! und ich be-
achte nicht, wie ich täglich und ſtündlich in tauſend Kleinigkei-
en dazu aufgefordert ſei. Warum ſollte Gott mich über Viel
etzen, da ich im Geringen noch nicht treu zu ſein verſtand? —
Bar meine Begierde nach frommen Thaten wohl ganz rein,
der nicht vielmehr ein Trieb, vor Andern und vor mir ſelbſt
u glänzen? — O mein himmliſcher Lehrer, mein Wegweiſer
u Gott, mein Heiland, nun erſt habe ich Dich verſtanden! Ich
ill von nun an auch auf mein Betragen in Kleinigkeiten ach-
en; Sorgfalt auch auf das Geringſte verwenden, daß auch mir
inſt der beſeligende Zuruf gelte: Ei du frommer und getreuer
knecht, du biſt über Wenigem getreu geweſen; ich will dich
iber Viel ſetzen; gehe ein zu deines Herrn Freude! Amen.

14.

Wiedererſtattung.

Habakuk 3, 6.

Aller meiner Brüder Rechte
Sollen, Gott, mir heilig ſein.
Wenn ich ſie zu kränken dächte,
Ihres Kummers mich zu freu'n,
Ueber ſie mich zu erheben,
Oder nur allein zu leben,
Dann verletzt' ich meine Pflicht,
Ehrte Deinen Willen nicht.

Könnt' ich, taub bei ihren Klagen,
Ihnen das aus Eigenſinn,
Oder Neid und Geiz verſagen,
Was ich ihnen ſchuldig bin,
Und mit ſchuldigem Gewiſſen
Ungerechtes Gut genieſſen:
Welche Schmach verdient' ich nicht,
Welch ein ſchreckliches Gericht!

Nein, ich will im Treuen wandeln,
Gott, vor Dir, als meinem Herrn:
Ehrlich gegen Alle handeln
Und von falſchem Gute fern.
Du, o Richter aller Welten,
Wirſt einſt groß und ſchwer vergelten,
Wenn ſich Dein Gericht mir naht,
Was ich Menſch an Menſchen that.

Schlechte Zeiten machen nicht die Menſchen ſchlecht; ſondern ſchlechte Menſchen machen die ſchlechten Zeiten. Ein edles Volk wird auch im größten Unglück achtungswürdig, und eben dadurch ſchon nicht ganz unglücklich werden. Es wird durch die Tugenden ſeiner Bürger die Menge hereinbrechender Unfälle und Uebel vermindern.

Wo hingegen in den Tagen des Friedens die Sittlichkeit des Volks vernachläſſigt ward durch die Unachtſamkeit der Obrigkeit und Regenten, wie durch die Gleichgültigkeit der Religionslehrer und Erzieher, wird man in ſtürmiſchen und verworrenen Zeiten, wenn die Strenge der Geſetze nachläßt, alle Gräuel und Schändlichkeiten der Reihe nach erſcheinen ſehen, zu welchen ſelbſtiſche Niederträchtigkeit und entzügelte Leidenſchaft fähig machen. Die

Rohheit ausgelaſſener Krieger, die allgemeinen, ungeſtraft blei-
enden Beiſpiele des Laſters, machen gegen viele Abſcheulichkei-
:n, die man ſonſt nicht ohne Schaudern denken konnte, gleich-
ültiger, und der große Haufe der Schwachen, von denen man
nſt ſagen könnte, ſie ſeien weder gut noch ſchlecht, wird von
:m, was er ſieht, zum Böſen hingeriſſen. Dann ſorgt Jeder
ır, wie er ſich emporhält; dann ſinnt Jeder nur, wie er ſich
:reichern könne, gleichviel auf redliche oder unredliche Weiſe.
– Aber der Sturm verſchwindet; die Ordnung kehrt zurück
nd mit ihr zugleich alles öffentliche und geheime Elend der Fa-
ilien, welches die ewige Frucht verübter Verbrechen bleibt.
Jer ſeinen Nächſten unglücklich gemacht, kann ſich darum nicht
euen, glücklich zu ſein; wer fremdes Eigenthum an ſich geriſ-
n, dem will es nicht gedeihen.

Es gibt kaum ein Laſter, welches allgemeiner gehaßt wird
ı denen, die es begangen haben, und ſeine Strafe ſchneller
inter ſich her eilen ſieht, als die Unehrlichkeit, oder der
rwerb fremden Eigenthums durch ungerechte Mittel. Selbſt
ne verworfenen Menſchen, die ſich vom Staate trennen, und
äuberbanden bilden, ſtoßen den von ſich aus, der unter ihnen
nd gegen ſie unehrlich handelt.

Nicht bloß gemeiner Diebſtahl, Erbſchleicherei, Falſchmün-
rei, Grenzverrückung und andere grobe Verbrechen dieſer Gat-
ıng, durch welche man auf hinterliſtige Art Andern einen Theil
ıres Vermögens verkürzt und an ſich zieht, gehören hierher.
ur Menſchen, die ſchon aller Schande mit frecher Stirn trotzen,
les Gewiſſen verloren haben, können ſich noch mit dieſen Hand-
ıngen, welche dem Straßenraub an Schamloſigkeit gleichkom-
ıen, beſudeln. Es ſind viele andere Arten des Diebſtahls,
elche weit häufiger verübt werden, weil ſie im erſten Augen-
ick weit weniger auffallen, oft lange verheimlicht werden kön-
en, inzwiſchen die Thäter, deren Verbrechen Keiner ahnt, in
r Welt noch eine Zeit lang ihren guten Ruf genieſſen wollen.

So ſind Beamtete oder Perſonen, denen fremde Gelder und
innahmen anvertraut wurden, die ſie unerlaubter Weiſe zu
rem Vortheil benutzen, oder wohl gar unterſchlagen, und

dem wahren Eigenthümer betrügerisch entziehen. Sie sind gemeinen Dieben gleich; auch trifft sie die gerechte Strafe derselben, wenn ihre Entwendungen bekannt werden, was früher oder später einmal geschehen muß.

So sind Vormünder von Wittwen und Waisen, Vorsteher milder Anstalten und dergleichen Personen, welche ungetreue Rechnung führen, Ausgaben erlügen, die sie nicht auslieferten, um sich Gewinn zu schaffen. Sie sind die ehrlosesten aller Räuber, da sie selber das Gut angreifen, zu dessen Beschützung sie das öffentliche Vertrauen ernannte, und Pflichten brechen, die sie unter Abschwörung eines feierlichen Eides oder Ablegung eines theuern Gelübdes übernommen hatten.

So sind diejenigen, welche Handelsverhältnisse mißbrauchen, um tückischer Weise mehr an sich zu behalten, als ihnen gebührt; Zahlungen vorenthalten, die sie zu machen schuldig sind; schlechte Waaren für gute verkaufen; mit allerlei eigennützigen Kunstgriffen sich vom Verluste Anderer Gewinn machen; von Andern entlehnen, und Schulden häufen, ohne Hoffnung, ohne ernsten Willen, sie zurückzuerstatten, um sich nachher in einem ehrlosen Bankerot des Erborgten bemeistern zu können.

So sind diejenigen, welche die der Obrigkeit schuldigen Abgaben unter allerlei betrügerischen Vorwänden oder mit hinterlistigen Erfindungen zu verkleinern wissen; den Arbeitern den wohlverdienten Lohn abläugnen oder verkürzen; den Andern hinterwärts die Vortheile stehlen, welche denselben doch als Frucht ihrer Bemühungen rechtmäßig allein gebührt hätten; die ihr Amt oder ihr Ansehen und Vermögen dazu gebrauchen, Alles an sich zu reissen, oder die Uebrigen niederzudrücken; die mit wucherischen Zinsen denjenigen aussaugen, der sich von Noth getrieben an sie wenden muß.

Wer möchte alle Arten des Diebstahls und unehrlichen Gewerbs aufzählen, die selbst von Leuten getrieben werden, welche vor ihren lange getäuschen Mitbürgern und Bekannten noch als Redliche gelten!

Doch wehe ihnen! Ihre Stunden und Tage sind gezählt, da ihre Schmach offenbar werden muß. Wehe dem, ruft das

eilige Buch, der ſein Gut mehret mit fremdem Gut! Wie lange wird es währen! (Hab. 3, 6.)

Wie das Waſſer alles Unreine von ſich ausſchäumt, und er Fluß ſeine Todten ausſtößt: ſo iſt es in der Verkettung der öttlichen Weltordnung, daß eine unredliche Handlung immer ndlich einmal durch ſich ſelbſt, oder durch ihre Folgen, durch inen Verdacht, oder durch einen geringfügig ſcheinenden Umand an das Licht des Tages kommen muß. Da iſt Niemand ſo nächtig, daß er es auf immer, oder daß er es Allen hindern önnte, ſeine Niederträchtigkeit zu offenbaren; da iſt Niemand o ſchlau, der aus der unehrlichen That ein ewiges Geheimniß u machen verſtände. Denn Gott der Herr iſt gerecht, und hat Gerechtigkeit lieb. (Pſ. 11, 7.) Wüßte der Menſch die Kunſt, Schandthaten auf ewig zu verhüllen, die Welt wäre voll Unglücks ohne Grenzen.

Daher pocht dem Unehrlichen das Herz bei Allem, was ihn an ſeine Schuld mahnt. Er darf das Lob des redlichen Mannes nicht vernehmen, ohne in ſich zu denken: der bin ich nicht! Er kann die Entdeckung von irgend einem Böſewicht nicht vernehmen, ohne heimlich für ſich ſelbſt zu zittern. Das iſt der alte, häßliche Wurm in ſeiner Bruſt, der immer nagt, und nicht aufhören will, und nach langen Jahren nagt er noch immer friſch. Die Furcht, daß endlich doch einmal auskommen kann, was er gethan, verbittert ihm manche frohe Stunde. Wiſſet ihr allezeit von den Selbſtmördern, warum ſie Hand an ſich legten? — Wiſſet ihr von mancher unerklärlichen Schwermüthigkeit den traurigen Urſprung? — Wehe dem, der ſein Gut mehret mit fremdem Gute! Wie lange wird es währen?

Es iſt ein faſt in den Sprachen aller Nationen übliches Sprichwort: „Ungerecht Gut gedeihet nicht!“ Es iſt in der That auch mehr Wahrheit in dem Spruch, als man vielleicht oft glaubt. Man ſieht gar nicht ſelten ſchnell und nicht ganz rechtlich erworbenes Vermögen wunderbar bald wieder zerrinnen. Es hängt ein Unſegen daran. Der unredlich gewonnene Theil, er ſei ſo klein oder groß, bringt einen Fluch in das Ganze. Da will nichts glücken, nichts vor ſich gehen. Wer

den Unſegen hat, ſieht es, trägt das Uebel, leidet im Stillen und verdirbt. Man fragt ſich: wie geht es zu? — Glaubſt du an einen Gott, an ſeine vergeltende Vorſehung, die alles ordnet? — Es ſoll das Böſe nicht gedeihen. Es muß das Unrecht zum Fluch werden, und vollendete ſich der Fluch erſt über dem Grabe des geheimen Sünders! Haben die Kinder eines Betrügers lange von dem genoſſen, was er mit Betrug und Unrecht zuſammenſcharrte? Das Wenige, das der Gerechte hat, iſt beſſer, denn das große Gut des Gottloſen. (Pſ. 37, 16.)

Wiedererſtattung iſt die Pflicht des ehrlichen Mannes!

O du, dem ſein Gewiſſen ſagt: ich verfuhr nicht überall mit ſtrenger Redlichkeit! befreie dich endlich von der Qual des immerwährenden Vorwurfes, der dich noch auf dem Sterbebette beläſtigen wird, wenn du ihn nicht von dir thuſt. — Es iſt vergebens, daß du dich dadurch beruhigen möchteſt, in allem Uebrigen doch redlich geweſen zu ſein. Aber du biſt doch in dem Einen unehrlich geweſen und unehrlich geblieben, was dir dein Bewußtſein ſo manchmal nennt. Und dies Eine raubt dir doch immerfort die Achtung für dich ſelbſt; zwingt dich, dich ſelber heimlich zu ſchimpfen, wenn gleich noch andere Leute ſchweigen. Dies ungerechte Gut iſt doch in dein übriges gerechtes Eigenthum eingeſchloſſen, beſudelt Alles, bringt ſeinen Unſegen in das Ganze mit hinein. — Freue dich nicht, daß deine Glücksumſtände heute vielleicht noch blühen — dein Fluch blüht in ihnen mit! er geht zu den Erben, über deinem Grabe hinweg. Denn Gott, der Herr, iſt gerecht, und hat die Gerechtigkeit lieb.

Gehe hin und erſtatte wieder, was du auf eine unredliche Weiſe genommen und hinterhalten haſt. Es iſt noch immer nicht dein Eigenthum; es iſt ein Diebſtahl. Du haſt vielleicht Muth genug, ehrlichern Menſchen feſt in das offene Auge zu ſehen. Aber mit welchem Muthe blickſt du auf zum allwiſſenden Gott? — Mit welchem Muthe wagſt du dich in ſeinen Tempel, in die Verſammlung der Chriſten, um den Herrn, den ewigen Vergelter, zu verehren? Mit

welchem Muthe trittst du zu dem Genusse des heiligen Abendmahls, und hoffest Vergebung deiner Sünden, während du deine Sünden täglich durch Zurückhalten des Ungerechten fortsetzest? Wie kann Gott, der Gerechte, dem die Ungerechtigkeit vergeben, der in dem Augenblicke sie noch immer begeht, da er um Vergebung bittet? Mit welchem Muthe kannst du in irgend einer schweren Lebensstunde zum Himmel deine Hand flehend emporheben, die du mit einem Diebstahl und Betrug an Anderer Eigenthum besudelt hast? Du hast das Recht zum Gebet und die Hoffnung zur Erhörung verloren. Das Leiden, welches dich bedroht, welches dich wirklich betrifft: es ist von Gott gesandt, dich zu warnen, dich zu mahnen, deine Seele zu heiligen, und deine Schuld abzuthun. Gib zurück, was du auf unredliche Art an dich gebracht hast und noch hinterhältst; werde durchaus ehrlich, und schaffe dir ein reines, vorwurffreies Herz. Was hindert dich? — Ging vielleicht der Fluch des Unrechts an dir schon in Erfüllung; bist du schon verarmt und ärmer als damals, da du dich auf fremde Kosten bereichern wolltest? — Du möchtest wiedererstatten, und kannst es nicht mehr? — Gehe hin, und gestehe ruhig dein Vergehen dem, der durch deine Untreue litt. Gerührt durch dein Geständniß, wird der verzeihen können, der durch dich litt, und dem du keinen Wiedererſatz zu leisten vermögend bist. Hat er dir deine Schuld geschenkt, so wird auch Gott dir verzeihen. Du hast in Ernst und That bewiesen, wie deine Reue aufrichtig und herzlich war. Du hast deine Schuld durch den schweren Schritt des Selbstbekenntnisses hart genug abgebüßt. Die Reinheit deines Gewissens macht dich wieder froh, und deine Redlichkeit wird die bewegen, dir beizustehen, denen du geschadet hattest.

Erstatte wieder. Bist du es nicht mehr wegen eigener Dürftigkeit vermögend, zahle in Dienstleistungen aller Art ab. Suche die Gelegenheiten, sie werden dir nicht entgehen. Auch der Niedrigste kann dem Höhern noch auf eine oder die andere Weise nützlich werden, auch der Aermste dem Reichsten helfen. Versäume keinen Anlaß. Denn der, den du betrogst, ist gleichsam dein Wohlthäter ge-

weſen: du biſt ihm zu langer und verdoppelter Dankbarkeit verpflichtet. Er iſt dein beſtändiger Gläubiger, ſo lange du nicht das ihm Schuldige zurückgebracht haſt; entrichte ihm alſo in deiner Anhänglichkeit und in uneigennützigen Hilfeleiſtungen die Zinſen deiner unehrlich gemachten Schuld.

Erſtatte zurück, was du von fremdem Gut hinterhalten, unterſchlagen, durch Falſchheit an dich gezogen haſt, und mache dein Gewiſſen frei, daß du mit heitern Augen zu Gott und Menſchen emporſehen darfſt! Was hindert dich? Eine falſche Scham? — Mit nichten! Warum willſt du länger die Unruhe deines ſchuldbewußten Herzens tragen? Iſt denn der Beſitz deſſen, was dir nicht von Rechtswegen gehören darf, und wäre es doppelt mehr, als es in der That ſein mag, ſo lange innerer Unzufriedenheit, ſo beſtändiger Furcht vor Entdeckung werth? Möchteſt du, wenn du könnteſt, um ſolchen Preis noch einmal ſo viel Schande in dir ſelbſt erkaufen und einen Tod voll Bitterkeit auf dem Sterbebette? Weißt du, wohin dich noch die unangenehmen Gefühle bringen werden, die jedesmal in dir aufſteigen, wenn du deiner Unredlichkeit gedenkſt? Wirſt du in gewiſſen unglücklichen Augenblicken dich einſt ſo aufrecht halten können, wie gegenwärtig? Warum willſt du denn hinterhalten um ſo ſchrecklichen Preis, was Unſegen auf dein Habe und Gut, und Fluch in dein Leben, Mißmuth in deine Erholungs- und Arbeitsſtunden, Scheu und Furcht in deine Pläne, Angſt in dein Gebet zu Gott, ach, dermaleinſt ein ſpätes Verzagen in die letzte deiner Lebensſtunden bringt? — Es iſt umſonſt, daß du dich zerſtreuen, daß du den Gedanken an deinen Diebſtahl, an deine Unredlichkeit vertreiben willſt; er wird immer zu dir zurückkommen. Darum ende! — Ende auf die Weiſe, wie es dem wahren Chriſten, dem ehrlichen Gemüth geziemt. Erſtatte, was du betrogeſt, unterſchlugeſt, hinterhielteſt, auf irgend eine ſchickliche Art, unter irgend einem ſchicklichen Vorwande, bei irgend einem angemeſſenen Anlaſſe zurück. Ein freies Bekenntniß deines Vergehens könnte der Güte deiner Handlungen vielleicht krönen, aber vielleicht auch dir mehr Schaden ſtiften, als wirklich das werth iſt, was du zurückzuſtellen haſt. Darum verſäume

wenigſtens die Hauptſache ſelbſt nicht; mache dich von deiner Schuld und von dem daran haftenden Fluche los. Dann wende deinen Blick wieder muthiger zum Himmel, dann bete wieder zu deinem Gott, und du wirſt wieder die langentbehrte Erquickung im Gebete finden.

Erſtatte wieder! Deine eigene Ruhe, dein eigenes Glück, deine Ehre, deine Zukunft nach deinem Tode fordern es. Was hindert dich? Lebt der vielleicht nicht mehr, dem du die Wiedererſtattung ſchuldig biſt? — Aber er hat Kinder, Blutsverwandte, Erben ſeiner Rechte. Ihnen biſt du noch heute durch dein Vergehen verſchuldet. Ihnen entrichte, was du der verſtorbenen Perſon vergebens darbieteſt. Oder biſt du von dem zu weit entfernt, deſſen heimlicher Schuldner du immer biſt? — Lebt er, ſo kann keine Ferne dich abhalten, ihm das zu erſtatten, was er von dir zu fordern berechtigt wäre.

Das Wenige, was ein Gerechter hat, iſt beſſer — ſpricht das göttliche Wort (Pſalm 37, 16 — 30) —, denn das große Gut vieler Gottloſen. Denn der Gottloſen Arm wird zerbrechen; aber der Herr kennt die Tage der Frommen, und ihr Gut wird ewiglich bleiben. Der Gottloſe borget und bezahlet nicht; der Gerechte aber iſt barmherzig und milde. Denn ſeine Geſegneten erben das Land, aber ſeine Verfluchten werden ausgerottet. — Ich bin jung geweſen und alt geworden, und habe noch nie geſehen den Gerechten verlaſſen, oder ſeinen Samen nach Brod gehen. So laß denn vom Böſen, und thue Gutes, und bleibe gut immerdar.

15.

Unerkannte Quellen der Feindschaft.

Röm. 12, 6.

Nicht rauh, nicht hart, nicht menschenfeindlich,
Nein, eifrig Jeden zu erfreu'n,
Und sanft und anmuthvoll und freundlich
Soll jeder Jünger Jesu sein.
Ach, wären wir's! Ach, glichen wir,
O Vorbild aller Liebe, Dir!

In allen Worten und Geberden,
In allen Thaten laß, o Herr,
Uns aller Menschen Freunde werden,
Dir, Heiland, immer ähnlicher!
So werden wir uns ewig freu'n,
Nur so erst Gottes Kinder sein.

„Jeder Mensch hat seine Feinde!" sagt man, und sucht sich damit theils zu beruhigen, theils zu beschönigen, was nicht beschönigt werden soll. Jeder Mensch hat seine Feinde! Als wenn es nun nicht anders sein könnte; als wenn Zwietracht, Verleumdung, Haß, Schadenfreude durchaus vom menschlichen Leben unzertrennlich wären!

„Jeder Mensch hat seine Feinde!" sagt man, und läßt's dabei gut sein; denkt nicht darauf, die Zahl dieser Widersacher zu vermindern, sondern freut sich zuweilen wohl gar, wenn die Menge der Gegner zunimmt; freut sich, weil das Gezerre der vielen ohnmächtigen Gegner Aufsehen erregt, weil dies zuweilen unserer Eitelkeit schmeichelt, weil der Triumph um so größer ist, sie alle zu überwinden. Wenn aber diese Widersacher hie und da Vortheil über uns gewinnen; wenn sie uns Gut und Ehre beschädigen; wenn wir die Pfeile der Bosheit und der Rache schmerzlich empfinden, die sie gegen uns abdrücken: dann verwandelt sich plötzlich das vormalige stolze Hohnlächeln in Wehklage über die Schlechtigkeit der Menschen; dann spricht man nur von der Untreue der Sterblichen, von der Undankbarkeit und Selbstsüchtigkeit sogenannter Freunde; von der Tücke und Falschheit, die in allen Herzen nisten. Und dann

jammert man über die Welt und ihre Trübsale; über die Menge der Sünder, die dem Guten Fallstricke legen.

So ist der Mensch! Verächtlich stolz, so lange er Keinen zu fürchten hat; verächtlich klein und niedergeschlagen, sobald er sieht, daß es ihm mißglückt, und er unterliegen soll. Erst aufgeblasen, schadenfroh, dann tiefgebeugt, fromm, Versöhnung suchend, Menschenliebe empfehlend, wenn er sich zu schwach fühlt, Rache zu üben, oder er mit Furcht noch größern Unfällen entgegensieht.

Ich suche unter allen meinen Bekannten umher; überall höre ich klagen über böswillige Personen, unter deren Verfolgung man zu leiden habe. Hier seufzt der Eine über niederträchtige Verleumdungen; dort der Andere über gehässige Deutungen und boshafte Auslegungen gewisser Reden, die er ohne üble Absicht geführt, oder gewisser Handlungen, die er ohne böse Ahnungen gethan. Ein Dritter beschwert sich über die Aeusserungen neidischer Menschen; ein Vierter über den Druck, welchen er von eigennützigen Leuten zu erdulden hat.

Und wenn ich an mich selbst, an meine bisherige Lage denke — habe ich nicht ähnliche Seufzer geseufzt? Habe ich nicht bald über Diesen, bald über Jenen laute oder leise Beschwerden gehabt? Kannte ich nicht auch Leute, die mir nicht wohl wollten, ohne daß ich ihnen Ursache und Anlaß gegeben, mir entgegen und feindselig zu sein?

Was soll ich dazu sprechen? Sind alle die Menschen, welche mich nicht leiden mögen, alle die, welche etwas wider mich haben, wirklich verderbte, schlechtgesinnte Menschen, mit denen auf keine Art auszukommen und zu leben ist? Wäre ich wirklich allein einer von den wenigen Guten, die auf Erden einzeln und zerstreut dastehen unter den Gottlosen, wie das Lamm unter den Wölfen?

Ach, wie dürfte ich mit gutem Gewissen, mit inniger Ueberzeugung also sprechen! Nein, ich empfinde, ich weiß es, die meisten meiner Nebenmenschen sind nicht viel schlechter, und viele oft besser, als ich bin. Ich empfinde, ich weiß es, Manchen habe ich verkannt, und nachher, wenn ich ihn besser kennen

lernte, schätzen und lieben gelernt. Ich vergesse es nicht, daß ich mit manchem Neider nachmals freundschaftlichen Umgang gepflogen habe, mit dem ich vormals Verdruß hatte. Nicht daß er sich meinetwegen nur plötzlich gebessert hätte; nein, aber ich habe seine Eigenheiten, seine Art zu denken besser kennen gelernt, und vermeide schonungsvoll, ihn da zu reizen, wo er schwach ist. So gewöhnte sich auch wieder ein Anderer allmälig an meine besondere Art zu thun und zu urtheilen, und ward mir gewogener.

Ich empfinde, ich weiß es, daß mich eigentlich Niemand deswegen haßt, weil ich zu fromm, zu rechtschaffen, zu liebevoll bin; — wegen der Menge meiner Tugenden bin ich wahrlich kein Gegenstand der Verachtung, wegen der großen Zahl meiner vortrefflichen Eigenschaften stößt mich gewiß Niemand von sich. Sondern bin ich Vielen nicht lieb, so ist es, weil ich vermuthlich, vielleicht ohne es absichtlich zu wollen, Anlaß dazu gegeben habe; so ist es, weil ich durch wirkliche Fehler anstößig bin, durch Fehler, die ich in meiner Eigenliebe freilich freilich für kleiner halte, als sie Andern, und mit Recht, vorkommen mögen.

Ein Leben aber voller Zwietracht, Groll und Verfolgung, ist es nicht eine Hölle? Wer möchte es wünschen, bis zum letzten Athemzuge in ewigem Hader und Haß und in gegenseitiger Plage zu leben? Wie kurz ist doch die Reihe von Jahren oder Stunden, welche uns zugemessen worden! Wie manchen Tropfen Wermuth mischt das Schicksal ohnehin in den Kelch unsers Lebens — warum ihn denn durch eigene Schuld und muthwillig verbittern?

Der Thor, der Wahnsinnige mag damit zufrieden sein, nicht also der Christ. Gerufen von seinem Schöpfer in die Welt, nach allen Kräften zur Beglückung der Erschaffenen beizutragen, will er auch selber glücklich sein. Er ist es aber nicht, so lange er sich auf seinen Wegen von Feindschaft umringt sieht; er ist es nicht, so lange Widersacher bald hie und da seine nützlichen und unschuldigen Unternehmungen mehr oder weniger verderben wollen. Nur durch Freundschaft ist der Christ glücklich, nur durch Freundschaft kann er beglücken.

An uns allein liegt es, ohne Mühe, ohne schwere und zuvorkommende Schritte zu thun, ohne daß es große Opfer kostet, sogleich einen großen Theil, vielleicht die Hälfte unserer Feinde in Freunde zu verwandeln. Und wenn du dies kannst: warum, o Jünger Jesu, willst du nicht diese Verwandlung deiner Widersacher sogleich, noch in dieser Stunde unternehmen?

Du fragst, wie dies möglich sei. — Wie einfach ist das Mittel, wie begreiflich das Geheimniß!

Gehe in dich selbst zurück, und zähle in der Stille deines Herzens alle diejenigen Personen, welche dir aus irgend einer Ursache zuwider sind; alle diejenigen, welche du vermeidest und zurückstoßest, ohne daß du dir selbst den Grund angeben kannst, warum? alle diejenigen, welches dir zwar nichts Leides und wirklich Böses zugefügt haben, die du aber fürchtest oder hassest, als wenn sie geneigt wären, dir Uebels zu thun. Hast du dir sie nun alle genannt und deinem Gemüth vergegenwärtigt, so denke, was du, ohne sehr zu irren, von ihnen denken kannst: Alle diese Menschen sind mir zuwider, oft weiß ich selbst nicht, warum? Es kann also mein Widerwille gegen sie nur Vorurtheil sein; ich kenne sie alle bei weitem nicht genug, ich habe folglich zu schnell über ihren Werth und Unwerth bei mir gerichtet. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, das sie Fehler haben; aber es ist ja auch möglich, daß sie auch ihre gute Seite haben, die ich noch nicht recht kenne, und durch die sie sich die Freundschaft und das Vertrauen anderer Menschen gewonnen haben. Hinweg mit meinem vorschnellen Urtheil! Wie viel gehört noch dazu, einen Menschen und sein Verdienst ganz zu würdigen! Wie oft habe ich mich schon in Personen geirrt, die ich, ohne sie recht zu kennen, lieb gewann; wie leicht kann ich nicht folglich auch bei denen irren, die ich nicht leiden mag!

Sie, sie wissen es nicht, daß sie dir zuwider sind; wissen es nicht, daß du in deinem Herzen etwas gegen sie hast — wirf dein vorschnelles, absprechendes Urtheil von dir. Denke, daß diese Personen von andern Seiten sehr schätzbar sein können.

Verdamme ſie nicht länger, ſöhne dein Gemüth mit ihnen aus, und die Zahl deiner vermeinten Feinde iſt dann um ein Groſſes verringert, weil du zur Vernunft erwacht biſt, weil der milde Chriſtinsinn, die alleinige und alleinbeglückende Weisheit, dich belebt.

Zwar jene Menſchen waren wohl nicht deine erklärten Feinde; aber du warſt doch im Geheimen ihr Feind. Du thateſt ihnen zwar nichts Leides, aber du wollteſt ihnen nicht wohl. Dadurch muſte, weil ſelten ein Menſch ſeine Geſinnungen recht verbergen kann, in dir Kälte entſtehen, wenn du ihnen begegneteſt; dadurch kommt, wenn du mit ihnen umzugehen genöthigt biſt, ein erzwungenes Weſen, eine erkünſtelte Freundlichkeit, eine mühſame Höflichkeit in dein Betragen gegen ſie. Es konnte kaum fehlen, ſie muſten bei ſich fühlen, dieſer Menſch hat etwas wider mich, und ich habe ihn doch nie beleidigt! — So entſtand auch bei ihnen Kälte und Widerwillen gegen dich; ſo entwickelte ſich der unſelige Keim gegenſeitigen Haſſes aus bloſen, oft ungegründeten Vorurtheilen, aus bloſen Mißverſtändniſſen.

Lege deine Vorurtheile ab gegen Menſchen, die dir zuwider ſind; zeige ihnen, wie du gegen jeden Unbekannten verpflichtet biſt, Freundlichkeit, Liebe; und wahrlich, du haſt an ihnen keine Feinde mehr. Willſt du geliebt ſein: äuſſere du ein liebevolles Betragen zuvor; es wird dir nicht fehlen. Du wirſt erfahren, daß deine Einbildungen oft bei weitem unglücklicher ſind, als die Wirklichkeit werden kann.

Haſt du dich in deinem Herzen und in deinem Betragen erſt einmal mit allen denen verglichen, die dir verhaßt ſind, ohne daß ſie dich je im Ernſt beleidigten: ſo werden dir nur noch wenige Feinde übrig bleiben, mit denen du dich auszugleichen hätteſt. Du wirſt finden, daß du im Grunde gegen weit mehr Perſonen gehäſſige Geſinnungen nährteſt, als andere gegen dich hatten; daß du alſo tadelnswürdiger warſt, als die meiſten deiner eingebildeten Feinde. O wie Manchen, wider den dich deine vorurtheiligen Einbildungen verſtimmten, haſt du durch unbehutſame Aeuſſerungen gegen dich erbittert! Warſt

du immer behutsam genug, dein vorschnelles Urtheil über den Menschen stillschweigend zu bewahren?

Mustere jetzt noch die Reihe derer, die du ausser jenen für deine erklärten Feinde hältst, oder die es offenbar sind. Wenn sie dich hassen — o sie hassen, o sie verachten dich nicht ohne Grund, und sollte dieser Grund zuletzt auch nur in ihrer Einbildung liegen, weil sie dich nicht genug kennen. Erinnere dich, wie es dir mit Andern erging, die du verkanntest und im Stillen haßtest: so ergeht es nun auch Andern mit dir.

Es kränkt dich tief, wenn dich die Welt verkennt; es schmerzt dich, wenn deine Mitbürger, wenn auch gute Menschen dich für schlechter halten, als du bist; dir eine Denkart zutrauen, dir Fehler andichten, welche du nicht hast. Wohlan, wenn es dir weh thut, verkannt zu sein, gehe hin, zeige dich von deiner wahren Seite, zeige deine wirkliche Denkart. Gehe hin, forsche nach, was man wider dich habe; warum sich mancher Rechtschaffene von dir zurückzieht; warum ein Anderer, so oft es Gelegenheit gibt, wider dich spricht. Ruhe nicht, bis du den Grund des Widerwillens und der geheimen Feindschaft erfahren hast — dann zeige von Allem, was dir angedichtet worden, das Gegentheil. Daß man dich verkannte, ist ja zum Theil deine eigene Schuld! Deine eigene, weil du dir zu wenig Mühe gabst, dich erkennen zu lassen; deine eigene, weil du oft zu nachlässig, zu gleichgültig gegen das Urtheil dieses oder jenes Menschen warst, und dann dich mit den Worten tröstetest: „Ich thue recht und scheue Niemanden. Wer kann es allen Leuten recht machen? — Oder: „Mögen die Menschen denken, was sie wollen, ich fürchte mich vor Keinem.“

Siehe, du verachtest die, welche dich Anfangs verkannten. Vielleicht waren es für dich nur geringe Personen, Leute ohne Gewicht und Werth, auf welche du nur wenig Rücksicht zu nehmen dich berechtigt glaubtest. Aber lerne es aus deinen, lerne es endlich aus tausend traurigen Erfahrungen Anderer: es gibt in der Welt keinen kleinen und geringschätzigen Feind! — Der dem Anschein nach unbedeutendste ist oft eben darum der furchtbarste. Er äusserte über dich an mehrern Orten seine

irrige Meinung; Andere sprachen sie leichtsinnig nach, wie es leider nun die unglückliche Gewohnheit vieler Menschen ist; so verbreitete sich die unglückliche Vorstellung von deiner Denkart. So faßte sie auch Wurzel bei achtungswürdigen, rechtschaffenen Menschen, die dir keineswegs gleichgültig sind. Und obwohl diese dich nicht auf das bloße Geschwätz Anderer hin hassen, so sind sie doch zur Behutsamkeit gegen dich, zum Argwohn verführt. So entstand in ihrem Herzen Vorurtheil und Kälte, ward der Same des Widerwillens gegen dich in ihrer Brust ausgestreut.

Was du nun selber verschuldet hast, wer soll es wieder gut machen? Wer kann es? Können es die, welche dich falsch beurtheilen? Aber du hast dich ihnen noch in keinem vortheilhaftern Licht zeigen wollen; du hast noch keine Gelegenheit gesucht, keine benutzt, daß sie dich besser kennen lernten. Du selbst also mußt den ersten Schritt thun, das wider dich herrschende Vorurtheil zu bekämpfen, die geheime, stille Feindschaft der Menschen gegen dich zu zerstören und in Achtung und Liebe zu verwandeln.

Rotteſt du das Vorurtheil gegen manche dir mißfällige Personen aus deiner Brust; bestreiteſt du durch unzweideutige Darlegung deiner Gesinnungen diejenigen Vorurtheile, durch welche Andere gegen dich eingenommen sein können: so bleiben dir nur noch wenig wahre Feinde. Denn die meisten der alltäglichen Feindschaften entspringen nur aus falschen Einbildungen, die meisten Streitigkeiten und Zwiste aus Mißverständnissen, über welche man sich nicht erklärte.

Du klagst über Feinde, und behaupteſt, doch Keinen derer, die dir übel wollen, wissentlich beleidigt zu haben. Du fühlst es bei dir, daß du der Achtung guter Menschen nicht ganz unwürdig seieſt. Du fühlst dich rein von groben Ausschweifungen, unbesudelt von schändlichen Handlungen, unentweiht von offenbaren, schreckenden Lastern. Du biſt kein Ehebrecher, kein Trunkenbold, kein Betrüger, kein Verleumder, kein Verschwender, kein Spieler! — Denn wärſt du Eins von dieſen, wie möchteſt du dich beklagen, daß man dich verabscheue; verachte,

a du dich selbst des Abscheues und der Verachtung würdig fin-
en müßtest?

Aber oft kann derjenige, welcher rein von groben Lastern
t, dennoch sich durch gewisse Unarten und anstößige Eigenheiten
ei den Menschen verhaßt machen; kann durch üble und mit
en anständigen Sitten in Widerspruch stehende Gewohnheiten
icherlich werden, welches im bürgerlichen Leben oft so gefähr-
ch ist, als die allgemeine Verachtung.

Du kennst vielleicht an dir dergleichen Mängel; deine ver-
trauten Freunde und Bekannten haben dich vielleicht schon mehr-
mals auf dieselben aufmerksam gemacht. Warum legst du, und
wäre es dir auch Anfangs schwer angekommen, diese Unarten,
iese anstößigen Eigenheiten, diese lächerliche Art des Betragens
icht ab?

Wohl weiß unsere Eigenliebe Alles zu entschuldigen und zu
echtfertigen; wohl sprechen wir bei uns: „Ich thue durch diese
eine Eigenheiten Niemanden weh; ich schade mit meinen Ge-
ohnheiten keiner Seele. Warum verachtet man mich? Warum
egegnet man mir mit Widerwillen? Haben nicht alle Menschen
re Schwächen und Unvollkommenheiten!“

Aber, lieber Christ, wenn du schon keinen Menschen dadurch
eleidigst; so beleidigst du doch vielleicht das in der Gesell-
haft geltende Gefühl des Wohlanständigen; du beleidigst ge-
isse angenommene Begriffe von dem, was schicklich ist; deine
bweichungen vom Gewöhnlichen scheinen eine Verachtung des-
n zu werden, was Andere für würdiger halten; dein Ton,
ein Betragen, deine Art dich auszudrücken, veranlaßt zu fal-
hen Urtheilen über dich, weil du dir keine Mühe gibst, einen
ir nachtheiligen Schein zu vermeiden.

So kannst du im Grunde deines Herzens es gut meinen,
nd dennoch theils gefürchtet, theils verachtet und vielen recht-
haffenen Menschen mißfällig sein. Zwar deine Mängel sind
ine Verbrechen, keine Sünden; der Religionslehrer nennt sie
icht von der Kanzel; das Gesetz des Landes verfällt sie nicht in
Strafe. Allein diese deine anstößigen Eigenheiten sind Verge-
ungen gegen gewisse zarte Pflichten, welche wir denen schul-

[illegible] zu leben uns Gott bestimmt hatte.

Du willst, als Christ, Friede halten mit allen Menschen; wohlan, bahne den Weg zum Frieden, indem du, was ihnen an dir mißfällt, meidest. Dadurch, daß du dich änderst, um den Menschen zu gefallen, wirst du weder schlechter (denn sie begehren keine Schlechtigkeit von dir) noch wirst du sittlich besser und tugendhafter; denn jene üble Eigenheiten haben vielleicht mit deinem Herzen keine Verwandtschaft: du wirst nur so, wie du sein sollst, um Keinem anstößig zu werden. Und du sollst also werden, damit du Liebe in vollem Maße von allen denen genießest, die mit dir in Verbindung stehen. Du sollst aber nach Frieden mit den Menschen streben, um dein Dasein ruhig und glückselig zu genießen; dies kannst du nicht, ohne die Achtung und das Vertrauen deines Nächsten. Ohne Vertrauen deines Nächsten bist du nicht vermögend, so viel Gutes zu stiften, so nützlich zu sein, als du könntest — du kannst nicht Gottes Willen in vollem Maße erfüllen.

Und so kann auch das Unanständige und überhaupt dasjenige, was wider die eingeführten Gebräuche und Sitten des geselligen Umgangs verstößt, Sache der Religion sein. Jesu Religion gebietet: „Habet mit allen Menschen Friede, so viel an euch ist!“ (Röm. 12, 18.) So wird uns denn selbst der geringste Anlaß, durch welchen wir Vertrauen und Freundschaft gewinnen können, zur Pflicht, und jede, auch die kleinere Vernachlässigung zur Sünde. Oft gingen die größten Uebel aus kaum bemerkbaren Quellen hervor; und die bittersten, unseligsten Feindschaften entspannen sich durch falsche Urtheile, zu welchen das äussere Betragen der Menschen oft bei Kleinigkeiten den ersten Grund legte.

Ach, es ist den meisten Menschen viel leichter, sich grober Vergehungen zu enthalten, als gewissen angenommenen Arten, zu sein und zu handeln, zu entsagen. Ehrgefühl schreckt sie von jenen zurück, und falscher Ehrgeiz macht sie diesen getreu. Sie sind oft ganz stolz darauf, eben diese Fehler, dies, was [illegible] mißfällt, zu haben. Sie setzen einen Triumph darein,

ch nicht leicht durch Jemand beschränken zu lassen. „Wie wir un sind (sprechen sie), so müßt ihr uns nehmen!“ und die Thoren freuen sich, solchen Trotz beweisen zu können.

Mit diesem Trotz, mit dieser kindischen Eitelkeit und Laune erspielen sie oft die theuerste Freundschaft, die Achtung guter Menschen — oft ihr und ihrer Verwandten Lebensglück. Gewöhnlich verspottet und verlacht, oft von denen, welche ihnen vielleicht die meiste Ehrfurcht zollen sollten; noch allgemeiner mit Widerwillen bemerkt und zurückgesetzt von denen, die mit ihnen in keiner nahen Berührung stehen; ganz vermieden von den Meisten: gehen die bedauernswürdigen Sklaven ihrer Launen und Grillen ungeliebt dahin; unfähig, ihren nützlichen Wirkungskreis so sehr zu erweitern, als sie könnten; unfähig, so viel Glück und Freude zu schaffen, als sie sollten. Sie möchten, die Welt solle sich nach ihren Einbildungen und Launen und Eigenheiten fügen — wehe, wenn die Welt das Spielwerk der Thoren wäre! — Aber sie täuschen sich, und verderben zuletzt in ihrem Eigensinn. Nur zu spät klagen sie einst um das elend hingebrachte Leben; zu spät um den Mangel an wahrer Freundschaft auf Erden; zu spät über Verfolgung, Mißgunst und Verachtung, die sie von Menschen erfahren müssen, welche sie nicht beleidigt zu haben glaubten.

16.

Gebrochene Freundschaft.

Spr. Sal. 15. 17.

Lieblich ist wenn Schwestern. Brüder
Friedlich bei einander sind.
Und wie eines Leibes Glieder
Einig und verträglich sind:
Einer zart den Andern ehrt
Keins das Andere verkehrt.

Ach. zu ihnen zu gehören
Die sich liebevoll bemühn.
Keine Fröhlichkeit zu stören
Enger Herz an Herz zu ziehn.
Stets den Andern zu erfreun —
Dieser Pflicht will ich mich weihn.

Kein Anblick ist trauriger, als eine Familie voll Zanks und Unfriedens! — Leider ist er gar nicht selten. Wir sehen zuweilen leibliche Brüder gegen einander so gleichgültig, so lieblos, ja so feindselig, als wenn sie nur darum unter einem Mutterherzen gelegen, nur darum von der gleichen Mutterbrust genährt worden wären, um sich in ihren Denkarten und Wünschen auf ewig zu trennen. Wir sehen zuweilen Schwester gegen Schwester so unfreundlich, gehässig, unversöhnlich und in fortwährender heimlicher Erbitterung leben, daß es auch den fremdesten Zuschauer erschreckt. Ja, es ist nur allzugewöhnlich, daß Blutsverwandte unter einander in weit weniger herzlichem Einverständnisse leben, als mit Fremden; und sich unter einander weit weniger Dienstgefälligkeiten leisten, als sie ganz unbekannten Personen leisten würden, wenn ein Anlaß dazu erschiene.

Fragt man sich nach dem Grund dieser Gleichgültigkeit oder dieses Hasses, so ist er selten erheblich. Man hat sich einander nur Kleinigkeiten vorzuwerfen, welche oft nicht der Mühe werth sind, erzählt zu werden; ja die man sich sogar zu erzählen schämt, weil man voraus sieht, daß kein Mensch dieselben wichtig genug finden würde, als eine Ursache so tiefer Erbitterung zu gelten. Man begnügt sich daher im Allgemeinen, nur

e unverträgliche Gemüthsart des Andern, seine Liebloſigkeit, alſchheit, Undankbarkeit oder Herzensſchlechtigkeit anzuklagen.

Gar oft bemerkt man dieſen tiefen, gegenſeitigen Haß auch nter ſolchen Leuten, die vorher die vertrauteſten reunde waren. Sie, die ehemals beſtändig beiſammen aren, ſich alle ihre großen und kleinen Angelegenheiten, re Plane, Ausſichten und Wünſche wechſelsweiſe mittheil- n, nicht ohne einander glücklich ſein zu können ſchienen, ben dieſe ſind nachher, wenn durch eine traurige Veranlaſſung ie Freundſchaft gebrochen ward, gegen einander auf die unbil- igſte Weiſe hart im Urtheil, ungerecht, kalt, boshaft, voll hneidender Verachtung. Es iſt umſonſt, ſie zuſammenzufüh- en, die Künſte der Ausſöhnung zu verſuchen. Sie wollen von inander nichts mehr hören; es iſt ihnen jetzt eben ſo viel erth, ſich zu meiden, ſich nie zu begegnen, nichts von einan- er zu wiſſen, als vormals ihre größte Freude war, einander ufzuſuchen und zu finden, Herz in Herz auszuſchütten, und, onnten ſie nicht mit einander reden, doch wenigſtens in der bweſenheit von einander zu ſprechen. Je feuriger die ehema- ige Freundſchaft, je heftiger die darauf folgende Feindſchaft. Und mit Recht ſagt der lebenserfahrne Salomo, voll Kenntniß des menſchlichen Herzens: Ein verletzter Bruder iſt härter zu gewinnen, als eine feſte Stadt! (Spr. Sal. 18, 19.)

Wie ſoll ich mir dieſe betrübende Erſcheinung erklären? Ach, ſie hat wohl mancherlei tiefliegende Urſachen.

Zur Unliebe und Zwietracht unter Geſchwiſtern mag wohl oft die falſche Erziehungsart von Seiten unverſtändiger Aeltern viel beitragen, wenn der Vater einem Kinde, die Mutter einem andern den Vorzug gibt, und dadurch gegenſeitigen Neid erweckt, oder zu Neckereien reizt. Doch mehr noch kann die allzugroße Altersverſchiedenheit unter Geſchwiſtern Böſes ſtiften, wenn die Erwachſenen ſich eine gewiſſe Hoheit über die Jüngern anmaßen, und ihre Ueberlegenheit an Jahren, Kenntniſſen und äuſſerlichen Verhältniſſen auf unkluge, gebieteriſche, oder doch nicht genug ſchonungsvolle Weiſe fühlbar werden laſſen.

Die Jüngern mögen sich das ungern belieben lassen; sie sehen in den Erwachsenen keine Vorgesetzten, keine Aeltern, denen Ehrfurcht gebühret, sondern Personen, die mit ihnen gleiche Rechte haben. So ist meistens die Unvorsichtigkeit der Erwachsenen die erste Ursache zum Bruch des geschwisterlichen Friedens; aber die Jüngern pflegen zuerst in ihrem gereizten Ungestüm den Frieden zu brechen, weil sie keine Liebe empfanden und empfinden lernten. Zu diesen Umständen können sich dann noch alle diejenigen Veranlassungen von Feindschaft gesellen, die auch bei andern Personen eintreten, welche lange Zeit in engen Verhältnissen beisammen leben müssen, oder durch eigene Neigung solchen nahen Umgang wählten.

Denn ein jeder vertrauter Umgang, ja schon ein längeres Zusammenwohnen allein, bei welchem es gar nicht einmal auf Freundschaft abgesehen ist, bewegt zu Annäherungen der Gemüther. Man sieht sich täglich, und kann sich in seinen Ansichten der Dinge, in seinen Gemüthseigenthümlichkeiten, weniger vor einander, als gegen Fremde verbergen. Man kann nicht unterlassen, sich mancherlei Mittheilungen zu machen. Die Gewohnheit macht Eins dem Andern mehr oder weniger zum Bedürfniß. Dadurch entstehen täglich neue Berührungspunkte, und die Menge derselben schließt enger die Bande der Vertraulichkeit. Aber eben diese vielen Berührungspunkte sind auch eben so viele verwundbare Stellen des Herzens, welche man einem Fremden nicht so leicht bloßstellt. Kränkungen, die uns hier widerfahren, schmerzen empfindlicher und vielfacher. Daher kann uns kein Fremder so tief beleidigen, als der Freund oder die Freundin; auch nie so leicht, weil dazu die Mannigfaltigkeit des Stoffes fehlt. Ist nun aber einmal die Kränkung vollbracht, so ist die gegenseitige Abneigung dann um so viel größer, als die Menge der ehemaligen Berührungspunkte zahlreicher war. Je offener, je argloser, je liebender man sich dem Andern hingab, je unverzeihlicher scheint der kleinste Verrath an unserm Herzen zu sein. Man hält sich für den ganz betrogenen Theil; Alles für Heuchelei, was der Andere that; findet sein Betragen unbegreiflich; seine Verstellungskunst teuf-

isch, und faßt ein Mißtrauen gegen die gesammte menschliche Natur.

Selten haben wir ein so treues Gedächtniß für die Gefälligkeiten und Freundschaftsbeweise, die wir von Andern erhielten, als die wir ihnen gaben. Was uns Andere Liebes thun, scheint uns geringfügig gegen das, was wir ihnen leisten oder gern leisten möchten. Denn wir kennen nicht die Empfindungen, welche sie dabei haben mochten, sondern nur die, welche wir hatten, und kaum so herzlich gegen sie äussern konnten, als wir oft gern gethan hätten. Darum ist nach jeder gebrochenen Freundschaft die Klage des Getrennten immer am lautesten über Undank und schändliche Vergeltung aller Liebe. Aber die Wunden, welche der wirkliche oder vermeinte Undank schlägt, sind allezeit die brennendsten.

Selbst die Menge von Erinnerungen des genossenen Glücks im ehemaligen freundlichen Umgang verbittern das Andenken an die Zeiten der Freundschaft. Es scheint Alles nur eine ungeheure Täuschung, und uns damit ein edler Traum unsers Lebens geraubt zu sein. Diese Erinnerungen ekeln uns an, wie Leichname falscher Freuden. Wir möchten die ganze Vergangenheit aus unserm Gedächtnisse hinwegwischen, wenn wir es könnten, denn Alles darin mahnt uns an die schwärzesten der menschlichen Laster, an Verrath, Heuchelei, Treulosigkeit und Undankbarkeit.

Kann alles dies nach gebrochener Freundschaft schon die Gemüther wider einander unversöhnlich erbittern, so vergrößert nicht selten auch den gegenseitigen Haß noch die gegenseitige Furcht. Man bereut, allzuleichtgläubig und allzuoffenherzig gewesen zu sein, sich allzuviel vergeben, allzuviel von seinem Innersten offenbart, sich dem Andern allzusehr hingeliefert zu haben. Man sieht seine geheimsten Angelegenheiten, Urtheile, Ansichten, vielleicht seine Ehre, sein ganzes Glück in der Gewalt derjenigen Person, welche von allen Sterblichen unter der Sonne die allerunwertheste und gefährlichste zu sein scheint. Wie mag da so leicht Versöhnung statt finden? Wie kann man

da so leicht das verlorne Vertrauen wieder finden? Wahrlich, ein verlorner Bruder ist härter wieder zu gewinnen, als eine feste Stadt! — Je aufrichtiger und je zärtlicher man liebte, je blutiger ist der Schmerz des sich verrathen oder betrogen glaubenden Herzens.

Es muß guten und gefühlvollen Menschen, es muß wahrhaft christlichen Gemüthern beinahe noch mehr daran liegen, wie sie einen Bruch der Freundschaft verhüten, als wie sie ihn verbessern. Es muß am meisten demjenigen daran liegen, der wirklich noch der Wonne eines vertraulichen Umgangs mit einer ihm theuern Person genießt, und durch solchen Freundschaftsbruch den angenehmsten Genuß seines Lebens einbüßen würde, daß er die Störung seiner gegenwärtigen Glückseligkeit verhüte.

Wohl denkt Jeder: dies ist nicht schwer — allein die Liebe ist leichtgläubig und vertrauensvoll, sonst wäre sie nicht Liebe. Unzählige erfuhren dies Unglück, weil sie es nicht glaubten, weil sie sich für weiser und stärker hielten, als sie waren; weil sie wähnten, sich und ihren Freund oder ihre Freundin auf das Beste zu kennen; weil sie sich für allzufest geliebt meinten, als daß jemals eine Trennung solcher Herzen, eine eintretende Kälte, oder gar ein unerbittlicher Haß möglich wäre.

Vorsicht ist zu allen Dingen nütze. Auch hier. Zeit, Gelegenheiten, Erfahrungen und manche unvorhergesehene Ereignisse änderten schon manchen Sinn, und gewöhnlich hat unter getrennten Freunden Einer so viel zur Zerstörung der schönen Verhältnisse gewirkt, als der Andere.

Vorsicht ist zu allen Dingen nütze! Du bedarfst der Vorsicht vielleicht weniger wegen der Gemüthsart deines Freundes, als wegen deiner eigenen. Sei auf deiner Hut gegen dich selbst; nicht so sehr gegen ihn, den du kennst, den du vielleicht schon geprüft und bewährt gefunden hast. In vielen Stücken lernt man Andere weit bälder kennen, als sich selbst.

Willst du die Freundschaft deines Freundes mit Sicherheit und unverletzt bewahren, so wirst du dies nicht so sehr bloß durch die Innigkeit oder gar Leidenschaftlichkeit deiner Zunei-

gung vermögen, als dadurch, daß du ihm durch deine Handlungsweise gegen ihn und Andere, durch deine Tugend, durch fortschreitende Veredlung, eine steigende Hochachtung und Liebe einflößest. Leidenschaftliche Zärtlichkeit kann zuweilen zudringlich und lästig werden; eine tugendhafte Gesinnung und Handlungsart erregen aber wachsenden Beifall. Je mehr Achtung du bei andern Menschen durch dein Betragen erwirbst, je stolzer wird dein Freund auf die Freundschaft mit dir, je unverbrüchlicher wird diese sein. Rotte also jeden dir anhängenden Fehler aus; zeige keine Schwächen; erscheine, einsam oder in Gesellschaften, im Gespräch oder in der That, durch Tugenden jeder Gattung liebenswürdiger, und du wirst immer treuer geliebt werden. Dieses Erscheinen sei aber keine Heuchelei, sondern Wahrheit. Das Auge des Freundes durchsieht dich früher, als du es ahnest. Heuchelei ist ein Selbstmord der Freundschaft. — Auch aus Liebe zu deinem Freunde, auch aufgemuntert von ihm, gestatte dir keine Schwäche, keinen Fehltritt, selbst wenn eine eigene Versuchung dazu schon in dir wäre. Denn du hast, indem du deiner unwürdig vor ihm stehst, sogar wenn diese Unwürdigkeit nur Erfüllung seiner eigenen Wünsche wäre, Verzicht auf seine wahre Hochschätzung gethan. Er wird dich bald weniger lieben müssen, weil er dich nicht mehr ehren kann, wie sonst, und weil dir nun das gebricht, wodurch du allein ihm theuer werden konntest.

Verzeihe dir keinen Fehltritt; desto williger sei, deinem Freunde Fehler und Schwachheiten zu verzeihen. Deiner Tugendhaftigkeit Beispiel wird ihn von denselben reinigen. Er wird, dich bewundernd, dich hochachtend, nicht das Gefühl ertragen können, deiner unwürdig zu sein. Verzeihe ihm Fehler und Schwächen, aber ohne denselben Beifall zuzulächeln. Dein Lächeln würde ihn in dem Unedeln bestärken, und dich selbst in seinen Augen erniedrigen, als krankte dein Herz an den gleichen Mängeln. Er wird dich bald geringschätziger ansehen. Verzeihe ihm Fehler und Schwächen, aber nicht in der Absicht, dafür Vergeltungsrecht zu üben, und

von ihm desto größere Nachsicht deiner Mängel zu fordern. Denn Jeder hält sich gern seine Unvollkommenheiten zu gut; dagegen widersprechen ihm doch die eines Andern, und was man sich selbst oft vergibt (die Eigenliebe bringt immerdar eine Rechtfertigung an), entschuldigt man ungern, wenn es Andere thun.

Es ist nicht genug, anstößige Fehler oder offenbare Vergehungen zu meiden, wodurch wir die Achtung gegen uns mindern, sondern wir müssen auch in kleinen Nebendingen die Hochschätzung und Freundschaft dessen zu fesseln wissen, der uns lieb ist. Eine geringe Unaufmerksamkeit, ein Mangel zuvorkommender Aufmerksamkeit, an sich unwichtige Nachlässigkeiten, welche wir uns gegen eine uns werthe Person erlauben, nicht geziemende Freiheiten, die wir uns herausnehmen, haben weit öfter den Bruch einer Freundschaft bewirkt, als wirkliches schweres Verschulden. Denn vor diesem pflegt man sich gewöhnlich sorgfältiger in Acht zu nehmen, hingegen glaubt man im Umgang mit vertrauten Personen, wie man sich oft auszudrücken pflegt, nicht so viel Umstände machen zu dürfen, als mit Andern. Allein wir bedenken dann nicht, daß tausend kleine Verbindlichkeiten, ein gefälliges Betragen, ein zuvorkommendes Wesen, dem Freunde nicht minder angenehm, als dem Fremden sind, daß wir den Freund dadurch eben vielleicht zuerst gewannen; daß das Vernachlässigen derselben schon eine Vernachlässigung der Freundschaft selbst ist. Nein, behandle mit Herz und Gemüth deinen Vertrauten wie dein anderes Ich; aber in deinem Aeusserlichen wie einen liebenswürdigen Fremden, dessen Gunst du erst gewinnen möchtest. Darum sind der unglücklichen Ehen, wie der gebrochenen Freundschaften, so viele, weil die Menschen nach Erreichung des Zieles vergaßen, daß man, um ein Glück zu behalten, dieselben Mittel anwenden müsse, deren man nöthig hatte, es zu erwerben. Daher die vielfältigen Klagen über einander: ich habe mich in ihm getäuscht; seine Liebenswürdigkeit war nur Verstellung; er ist ein ganz anderer Mensch, wenn man ihn näher kennen lernt. Die Klagen sind zum Theil gegründet, sobald der, welcher

lange strebte, dem Andern zu gefallen, aufhören will, durch das zu gefallen, wodurch er gefiel.

Oft aber sind es nur unglückliche Mißverständnisse, welche den Bruch der Freundschaft befördern. Es können zwei Menschen gleich gut, gleich liebenswürdig, und in ihren Eigenheiten ganz für einander geschaffen sein; aber aus Mangel an offenherziger Erklärung über das, was vielleicht kränkte, aus unzeitigem Zartgefühl, aus übel angebrachtem Stolz oder kleinem Trotz, ging nicht selten ein ganzes, schönes Lebensglück verloren. Wir müssen weder fordern, daß unser Freund allwissend sei, noch von uns selbst in der Meinung stehen, daß wir immer die Wahrheit erblicken, und die Worte und Handlungen des Andern richtig auslegen. Es können zuweilen Umstände sich aneinander reihen, die in der That verursachen, daß der Freund allen Schein wider sich hat, oder wir ihn gegen uns haben. Unser Glück ist unwiederbringlich dahin, wenn wir einen Augenblick lang den Verdacht nähren. Wir müssen das, was uns betrübt, näher untersuchen; wir müssen nicht fremden Augen, nicht fremden Berichten, selbst nicht dem trauen, was wir selbst gesehen und gehört haben: sondern die Ursache unserer Unruhe frei dem Freunde offenbaren, und Offenbarung und Aufschluß seines Betragens von ihm erwarten. Versäumen wir es, so ist unsere Liebe selbst weder mehr so stark, noch so rein, als sie sein sollte. Der Argwohn, sobald er einmal festhält, kann dann nicht mehr verschwinden; er stellt uns nun Alles in verrätherischem Lichte dar; macht die einfachsten Worte und Handlungen des Andern zweideutig, und flößt Erbitterung und Kälte gegen das vielleicht getreueste Herz ein.

Zerrissene Freundschaft ist zerrissenes Leben. Wer einen Freund gewonnen, halte ihn mit zärtlicher Sorgfalt; denn einen zweiten findet er so leicht nicht wieder, der ihm das werde, was jener ist. Und du, der du, was du liebtest, verloren hast, und dich sehnst, das entfremdete Herz wieder zu finden, folge deinem Triebe. Wer wahrhaft geliebt hat, vergißt nicht so leicht. Auch vielleicht dein ehemaliger Freund empfindet und verbirgt jetzt den gleichen Schmerz um dich, den du um ihn lei-

deſt. Aber dein Stolz, dies nicht zu bekennen, zwingt ihn zum Gegenſtolz. Niemand will ſich da demüthigen, wo er Achtung zu ärnten wünſcht; Keiner will durch Nachgiebigkeit ſeine gerechte Sache verdächtigen, und den Stolz der Unſchuld aufopfern. — So bleibet ihr geſchieden, die ihr doch ſehnſuchtsvoll in euern Gedanken und Träumen für einander lebt. Vielleicht löſet erſt zu ſpät ein Zufall das Räthſel, was den Argwohn erzeugte, und klärt das Mißverſtändniß auf, welches zwei gute Herzen von einander riß.

Höre, auch getrennt von dem dir einſt theuern Freund, nicht auf, ihn zu lieben. Sei auch abweſend um ihn beſorgt, rede von ihm mit jener Wärme, die er dir einſt durch ſeine Tugend und Liebenswürdigkeit einflößte; vertheidige ihn, auch wenn du Unrecht von ihm erlitten, gegen ſeine Widerſacher; entſchuldige ihn, wo er fehlte, und zeige ſein Gutes denen, die es nicht kennen; hilf ihm im Stillen unbemerkt, wie ein liebender Schutzengel, — und, es mögen Monden, es mögen Jahre verſchwinden, einſt liegt er weinend, liebend, verſöhnt wieder an deiner Bruſt. Die Treue deiner Freundſchaft wird ihn von der Wahrheit und Erhabenheit derſelben überzeugen; es wird ſich ſeine Liebe wieder im Anblick deiner Tugend verjüngen, und der Gedanke an die vormalige Trennung nur eine Zärtlichkeit für die Zukunft erhöhen.

Tritt zu ihm, liebend, offen, ein Erinnerer aus der ſchönen Vergangenheit; enthülle dein Betragen; bekenne freundlich, wo du irrteſt; fordere gleiche Erklärung von ihm, jeder Verdacht werde entwurzelt, jeder Mißverſtand gehoben. Du darfſt wieder ſprechen: ich habe einen Freund, einen Bruder, eine Schweſter!

Wer liebt und treu lieben kann, der iſt noch kein ganz verdorbener Menſch; er iſt aller Vollkommenheiten fähig, er iſt auf dem Wege, ſie zu erringen. Wer aber geliebt wird, und ſich anhaltend ſeinen Freunden liebenswürdig zu machen weiß, gibt damit den unzweifelhafteſten Beweis von der Vortrefflichkeit ſeines Gemüths. Frage dich dann ſelber: wen liebſt du und wie liebſt du? Prüfe: von wie vielen wirſt du geſchätzt?

n welchen Personen wirst du geliebt, und mit welcher Treue? – so kannst du dir eine Vorstellung von deinem eigenen Were machen. Zwar nicht mit allen Menschen kannst du in veraulichen, engen Verbindungen leben; wohl aber allen Guten ch den Wunsch einflößen, mit dir in solchen zu sein. Dem bsen gefällt Niemand, als er sich selbst. Er ist nur sein eiger Freund, und macht Andere nur zu Werkzeugen seiner Abhten und vorübergehenden Begierden.

Ja, Schöpfer des himmlischen Gefühls der Freundschaft, elches in meinem Herzen lodert, auch ich will mich prüfen, id meinen Werth in der Zahl und in dem Werthe derjenigen ersonen erkennen, deren Zuneigung ich genieſſe. O, mein ewissen sagt mir es schon voraus, ich bin nicht so allgemein achtet und geliebt, als ich könnte und sein sollte! Und wer cht geliebt wird, hat nur sich selber anzuklagen, daß er durch ollkommenheit und Seelengüte nicht liebenswürdig zu sein eiß. — Nur durch das Wohlgefallen aller guten Menschen an ir bin ich Deines Wohlgefallens, o Gott, gewisser. Wie selig nnte ich doch sein! Wie wenig bin ich es! O, daß ich es ürde! Amen.

17.

Die Klippen der Freundschaft.

1 Kor. 13, 4—8.

war gebietet uns die Religion, zwar gebietet uns unser Herz iebe zu jedem der mit uns auf Erden lebenden Sterblichen, it denen wir in irgend eine Verbindung kommen. Die Aeusseingen dieser Menschenliebe bestehen darin, daß wir Keinen issen, sondern mit freundlichem Gemüthe das Beste und den utzen jedes Einzelnen befördern, so viel in unsern Kräften ht. — Aber dies alles hindert uns nicht, daß wir nicht auch wisse Menschen finden, denen wir mit einer besonders zärthen Zuneigung ergeben sind; für die unser Herz lebhafter lägt; für die zu leben, oder denen eine Freude zu machen,

uns selbst die höchste und innigste aller Freuden ist. Wo ist der Mensch, welcher noch nie das stille Entzücken der Freundschaft, die Seligkeit empfunden hat, zu lieben und geliebt zu werden?

Ich denke hier nicht an jene Freundschaft, welche zwischen Aeltern und Kindern, zwischen gutartigen Geschwistern, zwischen Personen beiderlei Geschlechts, oder zwischen Ehegatten Statt findet; sondern an die Freundschaft, welche Personen von gleichem Geschlecht und Alter nach freier Wahl mit einander stiften. So ist die Freundschaft Davids und Jonathans im Alterthum berühmt geworden. So hatte Jesus selbst eine zärtlichere Zuneigung für den Jünger Johannes, den er noch vom Kreuze herab wie sein anderes Selbst betrachtete.

Einen Vertrauten zu haben in allen Lagen des Lebens, ist ein Bedürfniß zartfühlender Herzen. Wer ohne Freund ist, geht wie ein Fremdling über die Erde, der Niemandem gehört. Sogar Kinder in ihren unschuldigen Spielen, ehe sie sich selbst noch Rechenschaft von ihren Gefühlen geben können, hegen schon die Gefühle der Freundschaft. Eine unbekannte, sanfte Gewalt zieht sie zusammen. Einen geben sie vor allen Andern den Vorzug. Mit einem vor allen Andern theilen sie am liebsten ihre kleinen Geschenke, ihre frohen Stunden. Einem vor allen Andern weinen sie am lautesten nach, wenn sie von ihm getrennt werden.

Der Bund der Freundschaft, in welchem sich schöne Seelen auf Erden vereinigen, ist die Krone ihres Lebens, ist eine von den Seligkeiten, welche der Sterbliche mit dem Engel theilt. Er hat nichts gemein mit jener bloßen vertraulichen Bekanntschaft, in welcher wir oft den schon mit dem Namen eines Freundes zu bezeichnen pflegen, mit dem wir einigen Umgang haben, oder von dem uns einige Gefälligkeiten erzeigt sind.

Aber keine Klage hört man wohl alltäglicher werden, als die Klage über Seltenheit wahrer Freundschaft. „Wo soll ich den Freund finden?“ spricht Mancher: „Ich glaubte schon oft ihn gefunden zu haben, und ward eben so oft bitterlich getäuscht. Wo ich Töne der aufrichtigsten Liebe zu hören wähnte, waren es nur die schmeichelhaften Ausdrücke der Höflichkeit.

Wo ich ein unbefangenes Herz ſuchte, entdeckte ich zuletzt nur gemeinen Eigennutz. Wo ich ewige Treue erwartete, begegnete mir nur Leichtſinn, und ich ward vergeſſen, ſobald ein Anderer Luſt bezeugte, mich zu verdrängen. Dieſen riſſen neue Bekanntſchaften von mir; Jenem erkaltete das Herz, als er in glänzendere Umſtände kam, denn ich.“

Leider ſind dieſe und ähnliche Klagen nicht nur häufig, ſondern auch oft nur allzuſehr gegründet. Wer mag das Herz der Sterblichen immer bis auf ſein Innerſtes erforſchen? Wer kann Bürge ſein für des Menſchen veränderlichen Sinn? — Wenn nach einer Reihe von Jahren uns Freunde kälter begegnen, die ehemals ſchworen, nur mit uns und für uns zu leben und zu ſterben — ach, laßt uns doch immer geneigt ſein, es ihnen zu verzeihen, wenn ſie nicht mehr ſind, wie ſie vormals waren, wie ſie wohl ſein ſollten! — Jahre ändern die Beſchaffenheit des Leibes und mit ihr wohl auch die Lebhaftigkeit des Gemüths. Andere Verhältniſſe, auſſerordentliche Schickſale, neue Umgebungen, ſchmerzliche Erfahrungen, Unglücksfälle, die den Muth beugen, Sorgen, die unſere Lebensfreuden verzehren, können ſo Vieles anders machen.

Warum wollen wir auf unſere ehemaligen, nun gleichgültig gegen uns gewordenen Freunde Vorwürfe häufen? Warum wollen wir ihnen, weil ſie uns nicht mehr mit dem Feuer, mit der rührenden Zärtlichkeit lieben, wie ſonſt, ein gutes Herz abſprechen? — Denken wir doch nur an uns ſelbſt: haben wir anders gehandelt, als ſie?

Haſt du nicht manchen Freund deiner Jugend, an dem du ehemals mit voller Seele hingſt, vergeſſen? Würdeſt du, wenn er jetzt zu dir käme, ihn noch ſo lieben können, wie damals, da ihr noch gleiches Schickſal, gleiche Freuden und Leiden mit einander theiltet? — Erinnere dich nur, Mancher und Manche, mit dem oder mit der du in ſchönern Stunden der Vergangenheit den Bruder- und Schweſterbund geſchloſſen haſt — ſind ſie dir jetzt noch ſo lieb und werth, wie vormals? Könnteſt du ſie, nun das Schickſal mit dir und ihnen ſo Manches anders verfügt hat, noch mit der vormaligen Innigkeit lieben? Wie ſehr hat

ſich ſeitdem dein und ihr Geſchmack, dein und ihr Beruf, dein und ihr Karakter, deine und ihre Neigung verändert! Vielleicht iſt dein Herz, vielleicht iſt das ihrige nicht ſchlechter geworden — und doch paſſet ihr nicht mehr für einander, denn eure Meinungen, eure Temperamente, eure Anſichten der Welt ſind nicht mehr die vorigen.

Freilich, ſolche Erfahrungen von zerriſſener Freundſchaft ſind ſchmerzlich; aber ſie ſind unausweichlich. Sie ſind im Roſengarten des Lebens die Dornen, von denen wir unſere Einſicht, und Weltklugheit, aber auch unſere Seelenſtärke gewinnen.

Eben darum, weil Bande ſo ſelten ſind, welche, einmal geknüpft, unzerriſſen bleiben, eben darum iſt treue Freundſchaft eins der ſchönſten und bewunderungswürdigſten Güter des Lebens; eben darum iſt eine Liebe gleichgeſchaffener Seelen, die bis ans Grab dauert, die über das Grab hinaus lebt, die kein Schickſal, kein Tod ändern kann, das höchſte Gut gefühlvoller Menſchen, und ein Gegenſtand der Ehrfurcht für Alle, die ſie kennen.

Aber, verbergen wir es uns nicht, ſehr oft ſind wir ſelbſt daran Schuld, daß der Bund der Freundſchaft von keiner langen Dauer iſt; ſehr oft ſind wir ſelbſt daran Schuld, daß wir keine wahren Freunde finden.

Mancher von einer allzulebhaften Gemüthsart machte ſich von der Freundſchaft, von ihrem Glück, von ihren Pflichten allzuſchwärmeriſche Vorſtellungen. Er lebte zu ſehr in ſeinen Empfindungen, und forderte von dem Freunde eine gleich anhaltende Begeiſterung, die ihm bei ſeiner Art zu denken und zu leben nicht möglich war. So ward man endlich geneigt, das für Kälte zu halten, was nur Ruhe war, und über Gleichgültigkeit zu klagen, wo nur Mangel des Ausdrucks der Schwärmerei und nüchterne Beſonnenheit Statt fand. So endete ſchon mehr als eine Freundſchaft, die raſch, oft mit Entzücken geſchloſſen ward, nach weniger Zeit, weil die Aufwallungen eines Augenblicks keine Sache des ganzen Lebens ſein konnten. — Dieſe ſchwärmeriſchen Vorſtellungen von der Freund-

schaft, welche um des Freundes willen Alles vergessen, Alles aufopfern soll, sind besonders jungen Leuten eigen, welche, ohne Erfahrung von der kalten Wirklichkeit des Lebens, nur in ihren schönern Träumen wohnen. Sie begehren stolz genug, daß sich eine ganze Welt für sie verwandeln soll; sie denken nicht bescheiden genug, daß sie sich der Welt, wie sie nun ist, angemessen stimmen sollen.

Eine andere Klippe der Freundschaft ist nicht selten die unüberlegte Wahl des Freundes. Wie werden doch auch die meisten Freundschaften geschlossen? Gewöhnlich ohne lange Prüfung, nach dem ersten vortheilhaften Eindruck des Augenblicks. Man liebt, weil uns irgend eine glänzende Eigenschaft des neuen Freundes bezaubert hat, ohne uns darum zu bekümmern, welche Fehler er besitze, welche üble Gemüthsneigungen, die er nicht zur Schau trägt, und gern vor sich selbst verheimlichen möchte. — Aber bei längerm Umgange verräth sich auch das Mangelhafte in der Denkart und Handlungsweise — dann bedauern wir ihn und uns, und die Flamme der Freundschaft erlöscht oft eben so plötzlich, als sie aufloderte.

Freundschaft, wenn sie dauerhaft gegründet werden soll, muß auf einer gewissen Gleichheit der Gemüthsanlagen, der Ansichten, Wünsche und Zwecke, sogar des Alters und Standes beruhen. Sie muß nichts sein, als eine gegenseitige Hochachtung und Bewunderung der Vollkommenheiten und liebenswürdigen Eigenschaften. Wo diese gegenseitige Hochachtung nicht von selbst eintritt, wo sie erst erkünstelt werden muß, wo sie ganz wegfällt, da ist keine Freundschaft, sondern irgend ein Eigennutz, oder eine Selbsttäuschung, welche schnell genug verfliegen wird.

Durchmustere nun die Reihe derjenigen, welche ehemals deine Freunde gewesen sind; blicke auf diejenigen, welche es gegenwärtig sind, oder welche du dafür hältst, und du wirst schon jetzt, wenn dich deine Gefühle nicht überraschen, einsehen, warum manche ehemalige Freundschaft nicht auf lange Zeit bestehen konnte, und warum noch manche gegenwärtige Freund-

schaft früher oder später aufhören, oder zuletzt nur in eine bloße freundliche Bekanntschaft übergehen wird.

Du kannst nicht in das Herz deiner gewesenen und deiner jetzigen Freunde sehen. Gott, der Allwisser, kann es allein. — Aber wirf nur einen Blick in die Tiefen deines eigenen Gemüthes. Frage dich: warum schlossest du so manche Freundschaft? Handeltest du auch dabei mit kalter Erwägung aller Umstände? oder überliessest du dich nur bloß dem lebhaften Eindruck angenehmer Gefühle? Geschah dies, wohlan, so verdienst du durch deine Gefühle für deinen ehemaligen Leichtsinn gestraft zu werden, um weiser zu sein.

Hast du, als du Freundschaft schlossest, an die Ungleichheit deines Alters gedacht, welches zwischen dir und ihm Statt fand? Hast du erwogen, ob sein Stand und Beruf ihn nicht ganz von dir trennen, und seinem Geiste, seinen Anlagen, seinen Empfindungen eine ganz andere Richtung geben mußten, als die deinigen haben?

Gehe in dich zurück, und frage dich: waren die Beweggründe, aus welchen du manche Freundschaft geschlossen hast, wohl immer die reinsten, die bei solch einem heiligen Bunde hätten obwalten sollen? War es nicht zuweilen bloß die Annehmlichkeit der Gestalt oder der Gesichtszüge, die dein Herz gewannen, ohne daß du weiter auf die Denkart oder äussere Verhältnisse dessen achtetest, mit dem du Freundschaft schlossest? Oder lag bei dir nicht ein dunkeles Gefühl des Ehrgeizes zum Grunde, das dich an Diesen oder Jenen zog, weil es dir damals schmeichelhaft schien, sein Freund zu heißen? Oder leitete deine Wahl nicht irgend ein geheimer Eigennutz, den du, ohne eben bestimmt darauf zu zählen, doch im Fall der Noth durch den vermeinten Freund vielleicht befriedigen zu können hofftest?

O, wer kennt die vielen dunkeln Stellen des menschlichen Herzens alle! wer die feinen Täuschungen alle, mit denen wir thöricht genug sind, uns selbst zu unserm Schaden zu hintergehen.

Eine andere nicht geringere Klippe der Freundschaft ist, daß der Mensch so selten geneigt ist, einem Freunde etwas zu

rzeihen, aber sich selbst gern Alles zu gut gehalten wissen will. Wir begehren, daß unser Freund gut, edel, fehlerlos sei, daß manche anstößige Eigenschaften ablege. Aber bei diesem Zartgefühl gegen fremde Schwächen fällt es uns nicht bei, daß wir selbst unsere Unvollkommenheiten ablegen, durch welche die Hochachtung des Freundes nothwendig geringer werden muß. Ach, es ist nur zu wahr, der Mensch liebt oft seine Fehler mehr, als seine Freunde, und bleibt jenen viel treuer als diesen. Er will, wenn es sein muß, lieber den Bruder verlieren, als den Flecken seiner Seele.

Wenn nun aber der Freund wegen deiner Unvollkommenheiten endlich seine Hochachtung vermindert fühlt: wie kannst du wärmere Freundschaft von ihm fordern? Wenn nun endlich der Eindruck deiner Vorzüge, die den Freund dir Anfangs gewonnen haben, durch den Eindruck deiner Fehler vermindert wird: wessen ist die Schuld, wenn die Bande der Freundschaft endlich mürbe werden? Lag es nicht an dir, die Zärtlichkeit des Freundes zu erhöhen, indem du deine Tugenden vermehrtest, die dich ihm und Allen liebenswürdiger machen konnten?

Hast du einen Freund, der dir über Alles lieb ist, willst du seine Liebe ewig fesseln — fessele durch neue Vollkommenheiten eines Karakters seine Hochachtung. Du kennst deine Laster, deine Fehler, deine Schwächen; du kennst sie gewiß, weil du sie allem gern verheimlichst, dessen Achtung du gewinnen möchtest. Wohlan, verheimliche sie nicht länger; spiele gegen den Freund nicht mehr eine künstliche Rolle; früher oder später reißt dir noch ein Zufall die Larve ab, und du würdest dann, und mit Recht, ein Gegenstand der Verachtung dessen werden, der dich vorher zu hoch geschätzt hat. Verheimliche sie nicht länger, sondern lege sie gänzlich von dir ab, es koste dir auch noch so viel Aufmerksamkeit, noch so viel Ueberwindung und Mühe! Siehe, dann erst hat die Freundschaft ihr herrlichstes Licht erreicht, ihr bestes Werk in dir vollbracht. Sie hat dich geheiligt, veredelt! Freundschaft und Religion umarmen sich über dir! der lohnende Himmel lächelt dich an, und Gott segnet den Bund

der Seelen, der für die Ewigkeit geschlossen ist, weil er auf das gegründet werden, das ewig gut und währet.

Daher eine Klippe, an welcher schon manche Freundschaft gescheitert, ist der Mangel wahren, reinen Zartgefühls derer unter einander, welche sich Freunde nennen. Es gibt Menschen, welche glauben, sie dürfen sich gegen einen Freund schon mehr erlauben, als gegen einen Fremden; sie dürfen von einem Freunde schon mehr Aufmerksamkeit fordern, oder mehr Nachsicht, als von einem Andern. Statt vertraulicher zu sein, werden sie überlästig, eigennützig.

Allein eben dergleichen Leute sind in ihren Forderungen gegen den Freund desto unbescheidener und unmäßiger. Er soll ihnen Alles leisten; er soll ihnen Alles nachsehen; er soll sie mit allen Unarten lieben, weil er ihr Freund ist; das heißt, sie fordern Freundschaft, ohne Lust zu haben, Freundschaft zu geben; sie fordern Freundschaft, indem sie dieselbe zerstören.

Nicht gegen den Fremden, nein, gegen den Freund und Vertrauten müssen wir die größte Aufmerksamkeit beweisen; nicht den Fremden, nein, den Freund, von welchem wir geliebt sein wollen, müssen wir mit der zartesten Schonung behandeln. Denn am Ende kann es ziemlich einerlei sein, ob der Fremde gegen uns gleichgültig bleibt, oder nicht; aber durch Unachtsamkeit und Vernachlässigung gewisser zarter Verhältnisse gehen wir in die Gefahr, Zuneigung und Hochachtung eines Geliebten einzubüßen.

Personen aber, welche sich gegen Freunde Alles erlauben, Alles verzeihen wollen, sind gewöhnlich nur eigennützig, sich selbst verzärtelnd; sie lieben bloß aus Eitelkeit, aus Gefallsucht, das heißt, sie lieben nicht Andere, sondern wollen nur geliebt sein. — Sie sind fähiger, Freundschaften zu gewinnen, als sie zu bewahren. Sie werden immer bald wieder zurückgestoßen in den Schlamm ihrer kleinlichen Selbstsucht, sobald man sie näher kennt. Sie werden zuletzt des beständigen Wechsels gewohnt; sie sind zuletzt keiner wahren, dauerhaften Freundschaft mehr fähig; sie buhlen gleichsam um die Liebe Aller, und empfangen eben so wenig Freundschaft, als sie gewähren.

Gleichheit der Herzen, der Zwecke, der Tugenden ist die eiserne Grundfeste der Freundschaft; aber auch Gleichheit aller gegenseitigen Verhältnisse der sich liebenden Personen. Kein Freund muß dem andern in Lebensverhältnissen untergeordnet, keiner von dem andern abhängig sein; keiner muß der Wohlthäter oder Unterstützer des andern sein. Fordere von deinem Freunde Herz, Liebe, Rath und Treue; aber vom Fremden borge Geld. Sobald du deine Abhängigkeit vom Freunde fühlst, ist das alte, schöne Gleichgewicht unterbrochen. Deine Freundschaft wird dir selbst als Eigennutz erscheinen, und du kannst den nicht mehr mit brüderlicher Gleichheit lieben, in dem du einen Wohlthäter zu verehren hast.

Fähig sollst du sein, dem Freunde Geld, Gut, Leben — Alles zu opfern; fähig soll seine Freundschaft zu dem gleichen Opfer auch für dich sein. Aber nur im großen, furchtbaren Nothfalle sei es dargebracht, und dann mit heldenmüthiger, mit himmlischer Freude. — Aber dieses Ersparniß des Besten für den großen Augenblick der Nothwendigkeit werde im Geschäfte der Freundschaft kein alltägliches Gewerbe! Es entadelt die Freundschaft und macht ihre Reinheit trübe. Es leitet zu Mißhelligkeiten über geringfügige Sachen, und läßt zwischen den heiligsten Empfindungen die widerliche Sprache des Eigennutzes tönen. — Wie manche Freundschaft brach, welche diese Klippe nicht zu vermeiden wußte!

Auch ich habe Freunde! Und Du, Gott, mein ewiger Freund, führtest sie mir auf den Wegen meines Lebens zu. — Wenigstens nicht durch meine Unwürdigkeit und Schuld gehe mir einer derselben verloren! Ehrfurchtvoll gegen die zarten Bande des Herzens, will ich sie nie mit unedelm Eigennutze, mit thörichtem Eigensinn entweihen; will in dies Himmlische nie das Irdische mengen. Ich will durch Tugenden, die mir fehlen, die Hochachtung, die liebende Bewunderung des Freundes für jene guten Eigenschaften vermehren, die mir jene Anhänglichkeit erworben. — So, o mein Gott, mein Vater, so erhalte ich mir die Liebe meiner Geliebten! So dauert der Bund der Seelen, geschlossen diesseits des Grabes, jenseits des Todes fort!

18.

Eigene Vorzüge und fremde.

Jak. 3, 13 — 18.

Gott hat dir selbst dein Loos beschieden:
Nimm's dankbar an aus seiner Hand.
Erfülle jede Pflicht zufrieden.
Die seine Huld damit verband.
Er gibt dir Munterkeit und Kräfte,
Und nährt und stärkt dich väterlich:
Sie brauchen, das ist dein Geschäfte,
Und ihr Gebrauch ist Glück für dich.

Hat Andern deines Vaters Segen
Mehr Güter anvertraut, als dir:
Darf dies wohl deinen Neid erregen?
Denk: wer ist Gott? und wer sind wir?
Weiß er nicht besser, was dir nützet,
Und was dem Nächsten nützt, als du?
Wenn er dich nährt, regiert und schützet,
Was fehlet dann noch deiner Ruh'?

Ein Weiser der Vorzeit hat gesagt: das merkwürdigste Räthsel für den Menschen ist — der Mensch. Und in der That, er ist's, in mehr denn einer Rücksicht. Wer hat sich nicht selbst schon beobachtet, wenn auch noch so flüchtig, und sich nicht zuweilen auf den sonderbarsten Widersprüchen ertappt? Er ist's, aus dessen Munde kalt und warm geht; der sich von Stunde zu Stunde in seinem ganzen Wesen zu verwandeln scheint; der mit den Anlagen zum Engel sich auf Erden eine Hölle schafft; und bei aller seiner Ohnmacht, in der er dem Wurme des Staubes gleichet, mit den Augen seines Geistes das Weltall durchfliegt und mit Seelengröße die strengsten Schicksale überwindet.

Zu den wunderlichen Widersprüchen im Menschen verdient bei Vielen auch der gezählt zu werden, daß man oft, ohne mit seiner Lage zufrieden zu sein, sie gegen Andere preiset, und sogar mit ihr prahlt — und vielleicht im Augenblick, da man alle Ursache hätte, sich seines Erdenlooses zu freuen, verdrießlich wird, wenn Andere es besser zu haben scheinen.

In beiden Fällen verräth der Mensch eine große Schwäche seines Gemüthes. Zwar das Wohlgefallen, welches wir an

unſern eigenen Vollkommenheiten haben; die Freude über das Wohlgelingen mehrerer Unternehmungen und Arbeiten; das Vergnügen, welches wir beim Anblick unſerer angenehmen Verhältniſſe im häuslichen und bürgerlichen Leben empfinden, iſt ſehr natürlich, und macht einen Theil des irdiſchen Glückes aus, welches doch immer das Ziel unſerer Mühen iſt. Aber dieſe frohe Stimmung, in welche uns unſere Vorzüge verſetzen, iſt wohl ſelten ſtürmiſch; und wenn es die Freude zuweilen bei unverhofften Erſcheinungen des Glücks iſt, wird ſie niemals von anhaltender Dauer ſein. Der reine Ausdruck innerer Zufriedenheit iſt ein heiteres Weſen, welches ſich, auch wenn wir einſam ſind, nicht von uns trennt, und ſich gegen andere Menſchen in einem freundlichen Wohlwollen und in Theilnahme an ihrem Glücke, in tröſtenden und beruhigenden Zuſprüchen äuſſert. Denn nur wer froh iſt, hat die lebendigſte Sehnſucht, auch Andere froh zu ſehen und froh zu machen.

Man kann hingegen mit vieler Sicherheit glauben, daß der, welcher mit ſeinen Vorzügen, mit ſeinen Glücksgaben gegen Andere gern prangt, keineswegs zufrieden, ſondern in ſeinem Innerſten dennoch unglücklich ſei. Wer ſich gefliſſentlich das Anſehen gibt, es bleibe ihm nichts zu wünſchen übrig; wer gern von dem ſpricht, was er hat, dem fehlt noch viel! Wer gern behaupten möchte, oder wahrnehmen läßt, was er beſitze, ſei alles beſſer, vortrefflicher, als anderes der gleichen Art, was Andere beſitzen: iſt nicht zufrieden mit dem, was er beſitzt. Gewöhnlich iſt es nur ſein Unmuth, der ſich gern ſelbſt täuſchen möchte; ſein Stolz, der Andern nicht weichen möchte; ſeine Eitelkeit, welche ſich gern das Vergnügen gewähren möchte, beneidet zu ſein.

Eine jede Schwachheit des Gemüthes iſt aber wohl auch immer mit einer Schwäche des Verſtandes verbunden. So auch hier. Denn der, welcher gern rühmt, wie glücklich er ſei, wie bei ihm Alles beſſer ſei, als bei Andern, erreicht ſeinen Zweck am ſchlechteſten. Er verräth gewöhnlich ſchon mit ſeinen eigenen Worten, daß ihm zu ſeinem wahren Wohlſein Vieles man-

gele. Wem könnte wohl zu Muthe ſein, den Ruhmdurſt und Eitelkeit martern?

Von der andern Seite offenbart ſich nicht minder Schwäche des Gemüths und Verſtandes, wenn der Menſch vollkommene Urſache hätte, in ſeiner Lage zufrieden zu ſein, und dennoch Verdruß fühlt bei den Vorzügen und Glücksbegünſtigungen Anderer. Dieſer Verdruß entſteht nicht immer aus unerſättlicher Habſucht, ſondern oft mißgönnt man einem Andern, was man ſelber zu beſitzen nicht einmal wünſcht. Man will dem Menſchen nicht wohl, darum gönnt man ihm die Vorzüge und Glücksgeſchenke nicht, die ihm in den Augen Anderer noch einigen Werth geben könnten. Eine ſolche Mißgunſt iſt der Ausſpruch geheimer Verachtung des Nächſten, oder verborgener Feindſchaft, oft auch nur einer lächerlichen Eitelkeit. Denn wie Viele ſind nicht, welche einem Andern dasjenige mißgönnen, was ſie doch ſelbſt auch beſitzen! Aber ſie möchten es allein haben, um dadurch mehr angeſehen zu werden. Was nicht mehr ihr ausſchließlicher Alleinbeſitz iſt, hört in ihren Augen auf, ein Vorzug zu ſein. Das Beſte verliert für ſie den Werth, wenn es Viele eben ſo gut haben.

O, welch ein elender, nichtiger Vorzug muß derjenige ſein, welcher ſeine ganze Vortrefflichkeit einer eiteln Einbildung dankt! Und welche kleine Seele muß diejenige ſein, welche ſich an ſolchen Selbſttäuſchungen weiden kann! Glücklich iſt ſie nicht, weil ihr Vorzug einer Seifenblaſe gleicht, die nur Werth hat für den, der ſie mit ſeinem Hauche ſchuf, während der geringſte Hauch ſie wieder zerdrückt.

Doch die Zahl derer iſt nicht klein, die den ganzen Umfang ihrer glückſeligen Verhältniſſe über eine Spielerei ihrer Eitelkeit vergeſſen können; die da blind ſind und ungerecht gegen ihre wirklichen Vorzüge, Verdienſte und Güter, bloß einer eigenſinnigen Laune willen; die Alles beſitzen, was ſie vernünftiger Weiſe zu ihrem Lebensglück fordern können, und dennoch von Mißgunſt gequält werden um Dinge, die ſie entweder ſo gut haben, als Andere, oder nicht einmal zu haben verlangen.

Man kann ſolche Perſonen darum noch nicht neidiſch nennen.

Neid quillt aus einer schwärzern Quelle. Ist Mißgunst oft nur eine Wirkung der Thorheit: so ist Neid immer die Frucht eines verdorbenen Herzens. Der Neid ist die Verschwisterung mehrerer Untugenden zu einem einzigen Hauptlaster; er trägt zu gleicher Zeit die Abscheulichkeit der ungenügsamen Habsucht, des Stolzes, der Menschenfeindlichkeit. Er verwüstet nicht nur die Lebensruhe dessen, in dem er wohnt, sondern er lechzet nach Zerstörung fremden Glückes. Seine Kinder sind die Schadenfreude, die Verleumdung, die Ungerechtigkeit, die Heuchelei, der Haß. Neid ist Unzufriedenheit über Begünstigungen und Vorzüge, die man nicht hat, und die man selten haben möchte; ein Streben, sie dem zu rauben, der sie besitzt, um sie sich selbst zuzueignen, oder auch nur sie an Andern zu zerstören, wenn man zu ihrem Besitz nicht gelangen kann.

Dies Laster ist vollkommen thierischer Natur. Auch das gierige Vieh blickt neidisch auf den Bissen des andern, und trachtet, denselben an sich zu reissen. Daher überfällt uns unwillkürlich Ekel und Widerwillen gegen den Menschen, an welchem wir die Aeusserung des Neides wahrnehmen. Wir fühlen sogleich dessen ganze Niederträchtigkeit, aber auch die Größe des Uebels, das er sich selber schafft. Denn er ist darum einer der Unglückseligsten, weil er von der Genügsamkeit am entferntesten ist.

Zwar auch in guten Menschen können bei dem Anblick fremder Vorzüge Wünsche entstehen, sie ebenfalls zu besitzen. Diese Wünsche können sogar thätig werden. Allein dann nimmt solche Thätigkeit eine Richtung, die frommer und edler Menschen würdig ist. Sie will nicht den Nächsten seiner Vorzüge berauben, sondern sie strebt, während sie sein Glück unverletzt läßt, sich ein gleiches auf rechtlichen Wegen zu erwerben. Sie wird zu einer rühmlichen Nacheiferung im Guten. Und diese ist oft die Mutter der schönsten Handlungen.

So verächtlich einem Jeden die Niederträchtigkeit des Neides ist, wenn man sie in Worten, Geberden und Werken eines Andern erblickt, — so gern schleicht sich diese häßliche Empfindung in des Menschen Brust, um sein Lebensglück zu vergiften. Hört man nicht fast täglich über die Wirkungen der Mißgunst

und des Neides klagen? Ist man nicht fast täglich Augen- und Ohrenzeuge des hungrigen Brodneides, wo Einer den Andern haßt, verleumdet, weil ihm sein Erwerb mehr Glück, mehr Beifall, mehr Ehre bringt? Ist man nicht täglich Augen- und Ohrenzeuge des Ruhmneides, dem es unerträglich ist, fremdes Lob zu hören, geschweige es auszusprechen, und der, wenn er es dennoch zu sprechen gezwungen ist, nur darin einigen Trost findet, wenn er ein giftiges Aber hinter dem Lobspruch herschleichen lassen kann? Ist man nicht täglich Augen- und Ohrenzeuge jener neidischen Eitelkeit, die sich darin gefällt, hinterrücks eine Tugend verdächtig zu machen, welche man am Andern liebt; natürliche Gaben und Vorzüge zu verkleinern, die man nicht selbst erwerben kann; am Menschen die Schattenseite in kleinen Fehlern aufzusuchen, und dieselben in große Laster umzugestalten, weil es zu viele andere Personen gibt, welche sich an den wirklichen Vorzügen und Liebenswürdigkeiten des beneideten Gegenstandes erfreuen? Woher die meisten Lästerungen, gehässigen oder spöttischen Bemerkungen, welche man so oft in Gesellschaften mit anhören muß, wenn sie nicht aus der bittern Quelle des Neides flössen?

Selbst der Neidische fühlt das Schimpfliche seines Betragens. Aber darum sucht er es zu bemänteln. Er nimmt nur den Ton des Besserwissens, der Belehrung, oft der menschenfreundlichen Warnung an. Oder er verachtet stolz das Gut und den Vorzug, den zu gewinnen ihm auf andere Weise zu schwer fällt. Oder er versteckt seine Bosheit hinter der frömmelnden Wärme jener Andächtelei, die heut zu Tage in gewissen Volksklassen aus Unverstand Beifall zu gewinnen anfängt. — Wer möchte auch seine ganze Häßlichkeit vor der Welt selber entlarven?

Aller Neid ist ein offenbarer Mangel eigener Seelengröße; ist eine Ungerechtigkeit gegen die Vorsehung; eine Verkennung des Werthes eigener Vorzüge über diejenigen des Nächsten; eine Thorheit, die dem Geiste des wahren Christenthums ganz entgegensteht. — Wer Neid und Mißgunst in seinem Herzen fühlt, ist in dem Augenblick von der ächten Weisheit, dem Christen-

hum, am entferntesten; entfernt sein von diesem, heißt entfernt sein vom Lebensglück.

„Wer ist weise und klug unter euch?“ — spricht die heilige Schrift: „Der erzeige mit seinem guten Wandel seine Werke in der Sanftmuth und Weisheit. Habt ihr aber bittern Zank und Neid in euerm Herzen: so rühmet euch nicht, und lüget nicht wider die Wahrheit. Denn das ist nicht Weisheit, die von oben kommt, sondern irdische, menschlich-teuflische. Denn wo Neid und Zank ist, da ist Unordnung und eitel böses Ding.“ (Jak. 3, 13—16.)

Glaube es, du, der sich mit dem Neide beflecken kann, du bist nicht deswegen neidisch, weil du unglücklich bist; sondern du bist unglücklich, weil du schwach genug bist, neidisch zu sein. Denn wenn du nur einen Augenblick so viel Gewalt über dich hast, den zu vergessen, welchem du seinen Wohlstand, seine Ehre, seine äusserlichen Vorzüge, Kenntnisse, Liebenswürdigkeiten mißgönnst, und siehst auf deine eigene Lage, auf deine dir eigenthümlichen Vorzüge: findest du nicht Ursache genug, zufrieden zu sein? Jeder Mensch hat Eigenschaften, durch welche er vortrefflich sein kann, wenn er sie nur auszubilden weiß; jeder Mensch hat von Gott gewisse Vortheile in seinen Verhältnissen empfangen, wenn er sie nur zu benutzen versteht. Es fehlt uns durchaus nicht an Anlagen, sehr glücklich zu sein, wohl aber entweder an richtiger Beurtheilung unserer Verhältnisse, oder an Reinigkeit des Herzens und jener Mäßigung und Genügsamkeit, ohne welche du elend bleibst, auch wenn du die ganze Welt gewönnest.

Glaube es, glücklich zu sein für dich fällt dir nie schwer: aber es ist schwer, glücklicher zu werden, als Andere. Und doch, eben dies ist das Uebel der Menschen, daß sie für ihr eigenes Wohlsein immer einen fremden Maßstab entlehnen. Sie wollen nicht bloß glücklich für sich sein, so weit sie es nach ihren Kräften, auf ihrem Standpunkt in der Welt sein können; sondern sie wollen Andere im Glück übertreffen.

Aber was heißt es: Andere im Glück übertreffen? Und

wie ist dies möglich? Gott hat Jedem sein Maß von Kraft, von Umständen, von Zwecken gegeben, und nur damit, und nur darin kann er glücklich sein; in keinem Andern, und mit keinen andern Mitteln. — Du hältst diese oder jene Person für beglückter, als dich; aber bist du im Stande, die Grade ihres Glücks zu berechnen, da du nicht ganz sie selbst bist? Freilich, du bemerkst an ihr gewisse Vorzüge, gewisse Gaben, die dir fehlen; Verhältnisse, glückliche Zufälle, allerlei Umstände, die dir abgehen. Du glaubst, wenn du im Besitz derselben wärest, nichts würde deine Seligkeit übertreffen können. Aber wenn du alles das hättest, so würdest du doch damit keine Glückseligkeit gewinnen, sondern nur Hilfsmittel zum frohen Lebensgenuß. Hast du denn schon alle Hilfsmittel benutzt, welche dir die göttliche Vorsehung verliehen? Und wenn dir in der That Alles zu Theil würde, dessen Besitz du Andern mißgönnst: kannst du voraus versichern, ob das deine Ruhe, oder nicht vielmehr dein Verderben begünstigen werde? Weißt du nicht, daß du, unter andern Verhältnissen, ganz ein anderes Gefühl, eine andere Ansicht der Dinge erhältst, gleichsam ein anderer Mensch wirst? Sieh doch das Kind, wie begierig es wünscht, bald groß zu sein, um die Freuden und Vorzüge der Erwachsenen zu genieſſen. Endlich erfüllt der Himmel den Wunsch. Warum sehnt sich denn der Erwachsene so gern nach den stillen, unschuldigen Freuden seiner sorgenlosen Kindheit zurück?

Glücklich sein ist gewiß leicht, wenn man die Störerinnen aller Lebenslust, thörichte Leidenschaften, aus seiner Brust verbannt; genügsam ist mit dem, was Gott gab; mit Fleiß zu vervollkommnen sucht, was man hat; und sich die Gunst aller guten Menschen dadurch erwirkt, daß man ihnen in allen Dingen mit Liebe entgegenkommt. Glücklicher werden, als Andere, oder auch nur so glücklich sein, als sie zu sein scheinen, ist Unsinn, weil kein Sterblicher wissen kann, wie viel oder wenig der Andere glücklich ist. Vielleicht — nur du ahnest es nicht! — ist eben das, was du einer andern Person mißgönnst, die Haupturſache ihres jetzigen oder künftigen Leidens. Du beneidest ihre Schönheit; vielleicht hat sie eben deswegen ihr Herz

versäumt. Du beneidest ihr größeres Vermögen; vielleicht bereitet dies ihren und ihrer Kinder Untergang. Du beneidest ihr Ansehen, ihre Ehre; vielleicht zieht ihr eben das die viele Verfolgung, Haß und Liebloſigkeit zu. Iſt nicht ſelbſt dein Neid ein Uebel für die geachtete Perſon, die dir beneidenswürdig zu ſein ſcheint?

Und biſt du denn gewiß, daß das, was du Andern mißgönnſt, dir in deinen Verhältniſſen, bei deiner Denkart, bei deinen übrigen Anlagen wohlthätig ſein würde? — Biſt du deſſen nach reiflicher Ueberlegung nicht gewiß: warum befleckſt du deine Seele mit der Schande neidiſcher Begierden? Biſt du hingegen überzeugt, ein ſolcher Vorzug, den der Andere hat, könne dir wohl thun: warum ſtrebſt du nicht mit allen Kräften in rühmlicher Nacheiferung, ihn, oder doch Aehnliches, zu gewinnen? — Ein todtes, ohnmächtiges Beneiden führt dich um keinen Schritt weiter: macht dich Andern zum Gegenſtand des Spottes und der Verachtung; trübt dir ſelbſt die Luſt, welche du auch ſchon in deinem gegenwärtigen Zuſtande genieſſen könnteſt.

Gönne Jedem die Vorzüge, welche Gott ihm gab, oder ſein Fleiß erwarb. Keine irdiſche Gabe iſt an ſich gut oder böſe; ſondern ſie wird Alles erſt, wozu der Menſch ſie macht; dem Einen gebiert ſie Heil, dem Andern Verderben.

Iſt, was du dir wünſcheſt, durch Anſtrengung deiner eigenen Kräfte erreichbar: warum legſt du die Hände in den Schoos? Der Neid iſt unfruchtbar an allem Gutem; er gibt dir nur Dornen, während du nach den Roſen begierig biſt. Forderſt du Gaben, welche dir nur durch die Macht der Vorſehung zu Theil werden können, wohlan, benutze erſt die alle zu deinem und anderer Menſchen Glück, welche dir ſchon zu Theil geworden. Lerne erſt mit dem Pfunde wuchern, was dir der Herr gab: dann hält er dich vielleicht würdig, dich als einen getreuen Knecht über Vieles zu ſetzen.

Gott, du mein allweiſer Vater, der Du beſſer mein Inneres kennſt, als ich es ſelbſt vermag, du haſt mich auch zur Glückſeligkeit einberufen in dies Leben, und mir zu dem, was ich

auf meinem Standpunkt hienieden ſein und werden ſoll, alle nöthigen Kräfte und Anlagen mitgetheilt. Ach, wenn ich nur immer Weisheit genug hätte, daß ich meine Beſtimmung recht erkennen, meinen Standpunkt richtig faſſen und beurtheilen könnte; daß ich das Maß meiner Kräfte, die Art meiner Eigenſchaften gehörig erwägen würde! Wie vieles könnte ich damit mir und Andern Gutes ſtiften, wenn ich nur immer das Gute wollte!

Hilf mir, mein Gott, mein Herz bewahren, daß es nicht an ſeinem eigenen Frieden zum Verräther werde durch Eitelkeit, Habſucht, Haß, Mißgunſt und Neid. Und Du, mein Jeſus, o du Frommer, Duldender, Genügſamer! erſcheine mir zum Bilde, wenn ich mit dem, was der Vater mir gegeben, unzufrieden bin, und mir mit eitelm Gram um eitele Dinge die wenigen Stunden verbittere, die ich vielleicht noch zu leben habe. Wer weiß, wie bald das Alles Staub und Aſche und Raub der Vergeſſenheit iſt, was ich bisher noch an meinem Nächſten für beneidenswürdige Schätze hielt! Nur eins iſt unverweslich — die Tugend! Nur eins ewig beſeligend — Deine Gnade und Liebe, Vater im Himmel! Nach jener ſei mein Ringen, — dieſe verleihe mir, o Alliebender, in Ewigkeit. Amen.

19.

e Feindschaft der Gottlosen erhebt den Edeln.

1 Petri 4, 4.

Ich fürchte Gott, was kann mir schaden?
Ach, läutre, Vater, läutre mich,
Bewahre mich auf Deinen Pfaden,
Daß ich Dich ehre, Gott, nur Dich;
Daß ich, Dir ganz geweiht und treu,
Versichert Deiner Güte sei.

Vereint mit Deinen wahren Kindern,
Will ich der Bösen Umgang fliehn;
Will mich zurück von frechen Sündern
In stille Einsamkeiten ziehn.
Verachtung kränkt mich nicht und Spott:
Gott ist mit mir, ich bin mit Gott.

---

in dem Wesen der Tugend eingeschlossen ist ein immer hei-
Gleichmuth und liebende Menschenfreundlichkeit, so liegt
)esen der Herzensverdorbenheit eine beständige Unruhe und
)assen der bessern Menschen. Je inniger der Mensch has-
ie anhaltender er seinen Nächsten verfolgen, je mißgünsti-
r dessen Vorzüge betrachten, je kaltblütiger und überdach-
seine Rache üben kann: um so schlechter ist sein Herz, und
) mehr Anlagen hat er, ein Bösewicht zu werden.
:önnte es auch anders sein? Wenn der Betrüger einen
hen Mann erblickt, muß er nicht von einer unangenehmen
indung gequält werden, und ihm nicht sein eigenes Ge-
ı sagen: er ist besser als du? Aber ein solcher Gedanke ist
:schlagend. Wenn der Ruhmsüchtige einen Mann von
n Geistesvorzügen, der Stolze einen Mann von innern
enſten, der Wollüstling einen Feind von Ausschweifungen
t: muß er nicht nothwendig Selbstverachtung fühlen?
diese Selbstverachtung ist eins der folterndsten Gefühle.
zu dem Beglücktern und Bessern kann daraus nicht her-
hen.
reilich der Gottlose kann es nie dahin bringen, daß er das
enst und die Tugend selbst hassen sollte, denn seine Ver-

nunft, sein Gewissen gebietet ihm das Gegentheil: er wünschte sich ebenfalls mit denselben zu schmücken; selbst der Verbrecher im Kerker macht noch gern seine guten Eigenschaften geltend, um nicht der Gegenstand des vollkommensten Abscheues zu sein: allein statt die Tugend zu hassen, die er nicht besitzt, wälzt er seinen Groll auf denjenigen, der durch sie Vorzüge über ihn hat. Um sich nicht selbst verachten zu müssen, um sich zu trösten, sucht er das Verdienst des bessern Menschen zu verkleinern; nennt er dessen Tugenden nur Heuchelei; spürt er dessen Fehler auf, um desto lauter gegen dieselben zu schreien; macht er Jeden, so viel er kann, argwöhnisch gegen den Verhaßten; überredet er sich gern selbst, daß er in den meisten Stücken besser sei, als jener.

In der That, nur aus Ehrfurcht, welche die Bösen noch vor der Tugend haben, die sie nicht besitzen, entspringt der meiste Groll, Neid und Haß gegen würdige Menschen. Es ist hierin also das Betragen der Sterblichen, je nachdem sie gut oder schlecht denken, einander vollkommen entgegengesetzt. Tugendhafte Christen lieben den Menschen und ehren ihn, ob sie gleich seine Laster und Fehler hassen. Unedle Gemüther hingegen hassen den Menschen, ungeachtet sie die Tugend, welche ihn schmückt, ehren; aber eben deswegen hassen sie ihn.

Hoffe also nie in deinem Leben auf die Liebe und den Beifall aller deiner Mitbürger. Es ist unmöglich, daß du Jedem gefallest. Es ist dir sogar rühmlich, daß du nicht die Freundschaft aller besitzest. Es ist dir rühmlich, wenn dich die Bösen verlästern, wenn sie dem Werthe deiner Denkart und Handlungsweise keine Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das befremdet sie, sagt der Apopel Petrus, daß ihr nicht mit ihnen laufet in dasselbige wüste, unordentliche Wesen und Lästern. (1 Petr. 4, 4.) Sie würden euch preisen, wenn ihr es mit ihnen hieltet; wenn ihr nicht besser sein wolltet, als sie; wenn ihr mit ihnen in ihrem Treiben gemeine Sache machen wolltet, und auf der breiten, alltäglichen Straße des gewöhnlichen Thuns und Wesens ginget. Der Haß der Bösen [illegible]merdar ein vollgültiges, öffentliches Zeugniß unsers Wer-

es, und dann um so unzweifelhafter, wenn wir sie weder persönlich beleidigt, noch uns selbst Vorwürfe zu machen haben, durch irgend eine Unvorsichtigkeit ihren Groll zu verdienen. Der Neid ist allezeit, wider seine eigene Absicht, der beste Lobredner des Verdienstes. Denn wahrlich, man beneidet nur den Bessern, den Glücklichern, nicht aber den Schlechtern, über welchen man sich erhaben glaubt, oder den Unglücklichen, der ohnehin Mitleid bei Guten und Bösen erregt.

Weit entfernt also, daß Haß und Neid der Bösen den wahren Christen beugen, müssen sie vielmehr seinen Muth erheben. Sie geben ihm ein herrliches Zeugniß vor der Welt. Es ist zwar möglich, daß sie dir durch ihre Umtriebe und Lästerungen schaden; es ist möglich, daß der gemeine Haufe unverständiger, schwacher Leute ihr boshaftes Geschwätz eine Zeit lang nachlallt; es ist möglich, daß du durch das leidenschaftliche Treiben deiner Feinde endlich selbst von Rechtschaffenen eine Zeit lang verkannt, leider in deinen geselligen und freundschaftlichen Verhältnissen, in deinen Ansichten, im Gedeihen deiner häuslichen Angelegenheiten gestört wirst: aber deine Tugend, derentwillen du Verfolgung leidest, deine Unschuld wird doch nicht zerstört. Und bist du tugendhaft: so bist du es doch nicht für irdischen Nutzen, nicht, um Ruhm und Vermehrung deines Wohlstandes zu ärndten. Denn hättest du nur dieser wegen das Gute gethan und geliebt, wahrlich, so hast du nicht Verfolgung gelitten um Jesu willen, nicht deines redlichen Herzens willen, sondern wegen eines ehrsüchtigen Sinnes und deiner versteckten Habgier.

Hoffe nicht, die Liebe und den Beifall aller Menschen zu haben. Wer Allen gefällt, ist ein sehr zweideutiges Wesen. Wer Allen gefallen *will*, muß Gefahr laufen, endlich neben der Verachtung der Bessern auch den Spott der Schlechtern zu tragen. Sei zufrieden, daß diejenigen, welche dich und deine wahren Gedanken genauer kennen, dich hochachten, und dein Herz mit derjenigen Begeisterung lieben, welche wahre, eigennützige Tugend jedesmal einzuflößen pflegt. Sei zufrieden, wenn auch würdige, edle Menschen, obgleich über die Reinheit deiner Absichten noch in Zweifel, dennoch deiner *That* ungeheuchelten

Beifall zollen. Sei zufrieden, wenn dich endlich Jeder verkennt, und du keinen einzigen rechten Vertrauten hast, der dich in der Nähe beobachtet, oder dem du dich unbeschränkt offenbaren kannst, daß du Gottes Beifall hast, auf dessen Wegen du wandelst: daß dir dein Herz Zeugniß vor dem Richter der Gedanken gibt. Denn nur das Nützliche, was du leitest, kennt und beurtheilt der Mensch; aber den tugendhaften Sinn, aus welchem und in welchem du das Nützliche thust, kennt und beurtheilt allein Gott.

Neid und Bosheit der Schadenfrohen müssen also dein Gemüth weit mehr erheben, als niederschlagen. Erst an der Geschäftigkeit der Gottlosen wider dich erkennst du, daß du nicht mit ihnen bist, sondern mit Gott. Und wer mit Gott ist, darf der vor Menschen zittern? Es liegt Seligkeit darin, um seiner tugendhaften Bemühungen willen zu leiden. Zwar Anerkennung unsers Werthes und Dankbarkeit für das Gute, das wir gethan haben, ist schmeichelhaft und insofern erfreulich, als wir dadurch überzeugt werden, es sei noch reger Sinn für Edelmuth und Frömmigkeit und Seelengüte in der Welt; aber Haß um unserer Tugend, Verfolgung um unserer Unschuld willen, Undank für Wohlthaten, ist für ein wahrhaft himmlisches, reines Gemüth die Quelle von noch unendlich zartern Freuden. Erst dann fühlen wir, um wie erhabener wir stehen, als die Welt, wie einsam wir mit unserer Tugend sind, nur von Gott gekannt; denn auch Gott, der Allerheiligste, ist ja einsam, weil Niemand heilig ist, denn er allein. Erst dann ist es in unserer Seele, wie ein schönes Leuchten aus jener Welt, wo der Tugend die schönsten Kränze geflochten werden. Wohlthat, die schon hienieden vergolten, Tugend, die schon irdisch mit Ruhm gekrönt wird, ist gewissermaßen eine schon bezahlte Tugend, eine zurückerstattete Wohlthat. Sie erhebt nicht mehr das Gemüth so sehr. Es ist abgetragene Schuld.

Wiewohl nun der Haß der Gottlosen, oder Gleichgültigkeit gemeiner Seelen gegen das Gute, so wir thun, jedem edeln Christen neben dem wehmüthigen Gefühl, welches Liebloſigkeit immer erhebt, auch Freude bringt: müssen wir uns doch auch

nicht selbst täuschen, und glauben, alle diejenigen seien schlechtdenkende Menschen, die uns nicht wohlwollen, oder unsere Sache nicht mit demjenigen Eifer unterstützen, welchen wir wünschen. Und doch ist dies ein gewöhnlicher Fehler, daß man aus Mißmuth sogleich Jeden in Verdacht des Bösen hat, der unsere redlichen Absichten nicht auf der Stelle anerkennt und zur Ausführung eines guten Werkes die Hand bietet. Hier ist meistens nur gekränkte Eigenliebe, die den Kaltsinnigen zu schnell verdammt. Man betrügt sich dann gern selbst, weil etwas Angenehmes in dem Gefühl liegt, verkannt zu sein. Man bemäntelt seine Empfindlichkeit, so schön man kann.

Wirklich pflegt es oft zu geschehen, daß auch rechtschaffene Leute uns lange verkennen, mißtrauisch gegen unsere Schritte sind, und nicht sogleich freudig Hand anlegen, um das zu befördern, was wir für gut halten. Denn die Meinungen und Erfahrungen der Menschen können von einander sehr verschieden sein, obgleich ihre Herzen gleich gut sein mögen. Darum sieht man vortreffliche Personen oft auf ganz von einander abweichenden Wegen zu einerlei lobenswürdigem Ziele eilen. Auch ist Mancher durch mancherlei Veranlassungen vorsichtiger geworden; er ward vielleicht schon oft durch ehrliche Mienen getäuscht. Ein Anderer ist schon von Natur kälter und bedachtsamer; ein Anderer bemerkt vielleicht neben unserm guten Willen eine ihm nicht zweckmäßig scheinende Wahl des Mittels, wodurch wir das Gute zu bewirken hoffen; wieder ein Anderer, vielleicht durch widrige Schicksale ängstlicher geworden, bildet sich ein, Hindernisse zu sehen, die vielleicht nicht so leicht überstiegen werden könnten, oder sein geübter Scharfblick erkennt in der That dergleichen besser, als wir. Noch ein anderer kann uns schätzen, aber dennoch weder das, was wir geleistet haben, noch was wir leisten wollen, so vorzüglich finden, als wir, von unserer Eigenliebe verführt, glauben, daß es sei. Allein sein Zartgefühl verhindert ihn, dies mit Offenheit uns zu sagen; er will uns nicht kränken, und wir beurtheilen seine Kaltsinnigkeit falsch, wenn wir sie sogleich für Wirkung eines neidischen, unreinen Gemüthes oder einer kleinlichen Denkart halten.

weil sie in ihrer Lage, nach ihren Einsichten und Lebenserfahrungen, unser Thun für nachtheilig halten, beweisen sie damit die Redlichkeit und Kraft ihres Gemüths, daß sie sich dem widersetzen, was sie nicht billigen. So geschieht es gar nicht selten, daß Personen von gleich edeln und menschenfreundlichen Grundsätzen, nur weil sie von abweichenden Gesichtspunkten ausgingen, wider einander handeln, und gegenseitig ihre Absichten zu vereiteln suchen.

Nur die sind unsere wahren Verfolger, welche uns oder die Unserigen, bei aller Unschuld unsers Thuns, oder sogar eben deswegen, weil wir nicht, wie der Apostel sagt, mit ihnen laufen in dasselbige wüste und unordentliche Wesen, persönlich zu schaden und in Unglück und übeln Ruf zu bringen bemüht sind. Ihnen ist es nicht um die Sache zu thun, die sie vielleicht ehren, sondern nur um die Person. Sie erlauben sich die unredlichsten, niedrigsten Mittel, um ihrer Schadenfreude, ihrem Groll, ihrem Neide ein Genüge zu thun. Der Rechtschaffene, will er auch unserer Sache nicht wohl, wird jedesmal doch unerlaubte Mittel verschmähen, sie zu hindern, noch weniger aber solche zu Vernichtung unserer Ehre, unsers Wohlstandes, unsers bürgerlichen Glücks anwenden.

Schmerzlich freilich ist es, wenn unsere Absichten auch von denen verworfen und verkannt werden, die wir selbst als einsichtvolle Menschen geschätzt haben, oder wenn wir in der That wahrnehmen, daß achtungswürdige Personen sich gegen uns einige Schwachheiten zu Schulden kommen lassen. Doch um so größere Hoffnungen haben wir, sie früher oder später in unsere aufrichtigen Freunde zu verwandeln, wenn sie endlich die Redlichkeit unserer Gesinnungen und die Gerechtigkeit unserer Sache erkennen. Denn edle Menschen können zwar irren — wer ist von Irrthum frei? — aber nicht länger fehlen, wenn sie ihres Irrthums überzeugt sind. Je standhafter wir in unsern Grundsätzen bleiben, je ehrwürdiger wird ihnen in der Folge unser Muth sein; je eifriger werden sie sein, das Unrecht wieder doppelt zu vergüten, welches sie uns, wenn auch nur in Gedanken, gethan haben. Wer bei seiner Tugend und

seinem Verdienst am längsten und schwersten duldete, den umringt nachher die größte und willigste Verehrung. So muß selbst, daß die Guten uns verkennen oder wenig begünstigen, dies ein Sporn werden, desto beharrlicher in der Tugend zu sein, desto angelegentlicher das Ziel derselben zu erreichen. Denn erst am Ziel ist Ruhe, ist Sieg.

Wenn dich die Bösen hassen, die Guten verkennen — es erhebe deinen Christenmuth in dem, was du willst und thust; aber es mache dich auch vorsichtiger in deinem Betragen. Vielleicht warst du selbst dir am meisten durch die Art schädlich, wie du von deiner Angelegenheit sprachst, oder sie zu empfehlen suchtest. Vielleicht äusserte st du allzuhohe Erwartungen, oder kündigtest deine entfernten Zwecke zu voreilig an, wodurch Mancher benachtheiligt zu werden fürchtete, oder triumphirtest allzufrüh. Deine hohen Erwartungen bekamen nun das Ansehen überspannter Träumereien; dein voreiliges Frohlocken schien nicht aus der Freude am Gedeihen der guten Sache, sondern aus stolzem Selbstgefühl zu entspringen, welches immerdar für die Eigenliebe Anderer etwas Beleidigendes enthält. Nun haßten dich die Bösen, und verkannten dich die Guten; aber trugst du nicht selbst dazu bei, vielleicht ohne ein Arges darin zu finden? Viel Vortreffliches mißlingt, und mancher Edle wird verkannt, nicht weil man das Vortreffliche selbst hassenswürdig findet, sondern weil es nicht mit erforderlicher Klugheit, billiger Vorsicht und Schonung menschlicher Vorurtheile und Schwächen unternommen ist.

Ziehe dich bescheiden in dich selbst zurück, freue dich im Stillen des Gelingens deiner guten Thaten — rede wenig oder nie von ihnen, sondern laß deinen Thaten die Zunge, für dich zu sprechen. Vermeide Aufsehen zu erregen, und ist es unvermeidlich, so erscheine du mit ungeheuchelter Demuth. Denn auch das Vorzügliche, was du vollbringst, ist es denn mehr gewesen, als deine Pflicht? War es Frucht deiner eigenen Macht, oder hat nicht Gott dir dazu Umstände und Kraft verliehen? Wie könntest du dich rühmen, da dem allein der Ruhm gebührt, dessen Werkzeug du bist!

Handle, aber rede wenig von dem, was du gehandelt hast, oder noch handeln willst. Worten können die Menschen Worte entgegensetzen; aber den Thaten nicht eben so leicht Thaten. Daher findet derjenige den meisten Widerspruch, der die meisten Worte über seine Sache verschwendet; wer im Stillen, ohne Streben nach Lob, das, was recht und nützlich ist, vollbringt, verwandelt den Sinn der Menschen, und macht sie zu seinen eigenen Fürsprechern. Denn er überläßt Jeglichem die kleine Freude, irgend etwas Verdienstliches am früheſten entdeckt oder am lebhafteſten in Schutz genommen zu haben. Nie sollen wir vergessen, daß wir auch für das Beste, was wir thun wollen, die Eigenliebe der Schwachen gewinnen müssen; denn die gutartige Eigenliebe ist der Boden, in welchem edle Gesinnungen aufkeimen müssen.

Der Haß der Gottlosen erhebt den Muth des ächten Christen. Wo Widerstand ist, entwickelt sich immer die stärkere Kraft. Da sehen wir jederzeit die Tugend in ihrer erhabensten Majestät, wo ihr am gewaltigsten entgegengekämpft wird. Da erschien das Christenthum am glänzendsten in seiner weltüberwindenden Herrlichkeit, als die Bekenner desselben, mit den drohendsten Gefahren umringt, zu Foltern, Kerkern und Scheiterhaufen geführt wurden. Du bist um deiner redlichen Gesinnungen willen ein Gegenstand neidischer Verleumdung, deiner Uneigennützigkeit willen ein Gegenstand hämischer Bemerkungen und des Spottes — auf denn, und vollende! Könntest du einen Augenblick in deiner Tugend wanken, du wärest des Hohngelächters würdig, welches um dich her rauschen würde, wenn man sagen könnte: du habest nicht deine Tugend, sondern nur Beifall und Lob der Leute gewollt. Vollende! sei beharrlich in deinem gottgefälligen Edelsinn, ja erhebe dich immer mehr in ihm. Meide um so vorsichtiger jeden Fehltritt; entferne dich um so strenger von jeder Ungerechtigkeit; mache dich um so freier von jeder anstößigen Eigenheit. Denn um so weniger Tadelnswürdiges die Bösen an dir erblicken, um so eifriger suchen sie sich mit deinen Schwachheiten bekannt zu machen. Weil es sie befremdet, daß du ihren niedrigen Sinn

nicht annehmen willst, möchten sie gern bei dir die Spuren einer noch niedrigern Denkart aufsuchen. Können sie dich nicht durch offenbare Fehler, die du an dir trägst, und die sie mit größter Aemsigkeit verkünden, verhaßt machen: so werden sie irgend eine deiner übeln Gewohnheiten ausforschen, um dich mit Lächerlichkeit zu behaften und herabzuwürdigen.

Den Muth des Christen erhebt der Haß des Gottlosen. Du, der du über Kränkungen, über Verleumdungen, über schändliche Anschläge böser Menschen gegen deinen Ruhm, zu klagen Ursache hast; der du selbst über Liebloſigkeit und Gleichgültigkeit der Guten trauerst — vollende deinen Werth, und zwinge endlich selbst deine Feinde zum Geständnisse: du habest über sie gesiegt. Und siegen wirst du, wenn du nicht von Gott und deinen Pflichten weichst; siegen wirst du, wenn du nicht gegen die Person deiner Gegner, sondern gegen die Hindernisse allein kämpfst, die dir entgegengewälzt werden; siegen wirst du, wenn du der Person deiner Feinde eben so viel Achtung beweisest, als deiner eigenen Sache, und Haß mit Freundschaft, Hinterlist mit Offenheit, Tücke mit edler Geradheit, Lästerung mit Anerkennung wirklicher Verdienste deiner allfälligen Verleumder, Leidenschaftlichkeit mit Gemüthsruhe, höhnenden Stolz mit Würde, Prahlerei mit Bescheidenheit erwiederst.

So siegtest Du, Erlöser, den die Welt verkannte. Wer war bei so vieler Liebe, als Du in Deinem Busen trugst, gehaßter, wer bei so vieler Wohlthätigkeit verfolgter, als Du? Als Neid und Bosheit gegen dich ankämpften, mochtest Du nicht Gleiches mit Gleichem vergelten; sondern Liebe zahltest Du, Göttlicher, für Feindschaft. Als Pharisäer und Schriftgelehrte dich verdammten, als das Volk in seinen Urtheilen über Dich wankend ward, als Deine Anhänger von Dir wichen, als einer Deiner Zöglinge, voll schwarzen Undanks, Dich anklagte wegen erdichteter Verbrechen, als ein anderer Dich verläugnete, und die übrigen von ferne standen, und flohen: da wandeltest Du in siegreicher Hoheit durch die Schaaren Deiner Feinde, voll [illegible] Muthes, heiliger denn jemals. Dein Gang zum Kreuzes-

tode war ein Triumphzug, das Ausbluten Deines Lebens war Verklärung. Denn mit Dir war Gott, und Gott war mit Dir!

Sei auch mit mir, o Gott, in den Bedrängnissen meines Lebens, wenn mich die Bösen hassen, und die Guten verkennen. Und bist Du mit mir, wer will denn wider mich sein? Stärke mich in Deiner Wahrheit, und verleihe mir Kraft, im Guten zu beharren; Furchtlosigkeit gegen Umtriebe meiner Widersacher; Unverzagtheit, wenn ihnen ihre bösen Anschläge gelingen; Freudigkeit des guten Gewissens, und das erhabene Gefühl der Unschuld, und den Trost des Beifalls, wenn mich Alles verläßt, und ich einsam stehe, verhöhnt, verachtet, verkannt.

Dann, mein Gott, o du Quell und Beschirmer alles Guten, ist die Wuth und Bosheit derer, die wider mich sind, ohnmächtig. Sie können mich von Allem verdrängen, doch von Dir nicht. Und was habe ich eingebüßt, wenn Du mir bleibst mit Deiner Gnade?

Herr, mein Gott, ich will ewig und unerschütterlich an Dir und Deinen Geboten hangen, ich will Dich nicht verläugnen, ob sich auch eine ganze Welt gegen mich empören möchte. Ich werde mit Deiner Hilfe siegen. Das Gute wird vollbracht werden; auch mein Leiden, welches ich um der gerechten Sache willen trage, wird Dich verherrlichen. Preis sei Dir auch unter meinen Thränen, und Anbetung in Ewigkeit. Amen.

29.

Wie der Christ sein Recht vertheidigt.

Matth. 18. 15—17.

Wo ich reden soll, will ich
Niemals furchtsam schweigen,
Und wo Frechheit fordern, mich
Unerschrocken zeigen;
Gott nur scheu'n und sein Gericht,
Aber Menschenscheu nicht.

Drohet nicht so fürchterlich,
Ich kämpf' meiner Sache:
Nur mein heil'ges Recht will ich,
Aber keine Rache.
Gott gab mir mein Recht und Gut,
Dafür kämpft mein Heldenmuth.

Ich verzeih' euch, will es Gott,
Daß ich unterliege;
Fern von mir sei Stolz und Spott,
Wenn mit Gott ich siege.
Was ich wünsche, soll allein
Meines Feindes Besserung sein.

Selig sind die Friedfertigen, sprach Jesus, denn sie werden Gottes Kinder heißen. (Matth. 5, 9.) — Aber ist es denn möglich, zu allen Zeiten und mit jedem Menschen in Frieden zu leben?

Ist es möglich, sagte Paulus den Römern, so haltet, so viel an euch ist, mit allen Menschen Frieden! — Allein, wenn nun auch bei der vollkommensten Neigung zum Frieden, die in mir wohnt, Andere diesen Frieden nicht mit mir begehren; wenn hier Einer mit Habsucht einhertritt, und durch Betrug oder Gewaltthätigkeit mein Eigenthum auf die ungerechteste Weise schmälern will: soll ich es geschehen lassen? — soll ich ihn dafür noch mit Liebesbezeugungen überhäufen? — Wenn ein Anderer mit Schadenfreude oder Bosheit hingeht, mir die schimpflichsten Dinge nachredet, mit der frechsten Schamlosigkeit Wahres und Falsches durch einander mischt, um meine bürgerliche Ehre zu verderben; soll ich ihn dafür ehren? Ist mein guter Name nicht ein Heiligthum, welches nicht bloß mir, sondern auch meiner Familie gehört, und welches ich meinet-

willen und meiner Angehörigen wegen wider verwegene Angriffe zu beschützen habe? — Wenn ein Dritter mit stolzem Uebermuth und Trotz mich und mein unbestrittenes Recht verkennen, zertreten, mich unter seinen Hochmuth beugen will; soll ich mich ganz duldsam und mit sklavischer Feigheit unter seine Ungerechtigkeit niederbeugen lassen? Was habe ich als Nachfolger Jesu zu thun? — Verlangt es Gott, verlangt es mein Glaube, fordert es Jesus, daß sich jeder Rechtschaffene ohne allen Widerstand, ohne allen Nutzen zum Opfer des Ungerechten mache? Wenn ich friedfertig die Rechte des Andern hochachten soll: habe ich denn kein Recht, und habe ich keine Pflichten, dieses Recht zu beschützen? Wahrlich, also ist es nicht Jesu Sinn gewesen, wenn er lehrte: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen. Nein, er verbot damit die gerechte Selbstvertheidigung nicht. Denn wäre diese verboten, wahrlich, so würde in kurzer Zeit die Welt ein Raub frecher Frevler sein, die alles göttlichen und menschlichen Rechtes spotten, sobald es darauf ankommt, ihren wilden, ungerechten Begierden ein Genüge zu thun.

Ja, ich kann auch segnen, die mir fluchen, aber dennoch ihren Lästerungen und Verleumdungen entgegen arbeiten, und meine Ehre retten. Ich kann die Person meiner Widersacher und Feinde lieben, sie freundlich behandeln; aber ihre unbilligen Forderungen, ihre gegen mich unternommenen Feindseligkeiten mit Nachdruck abwehren. Ich kann auch wohlthun denen, die mich beleidigen, aber zugleich mich entweder gegen ihre Beleidigungen auch in Sicherheit setzen, oder sie zwingen, daß sie aufhören, mich zu beleidigen und mir zu schaden.

Wie weit darf ich aber in Vertheidigung meiner Person und meiner Rechte gehen? — Was ich in der bürgerlichen Gesellschaft und als Mitglied derselben zu thun habe, das weiß ich. Es fehlt mir nicht an Kenntnissen meines Rechts und meiner Vertheidigungsmittel — hingegen das ist es, was ich wissen muß; das ist es, was mir am schwersten wird einzusehen und zu beobachten: in wie fern ich als Christ, als wahrhafter Nachfolger Jesu, von diesem Ver-

[illegible] — Wie leicht könnte ich zu viel thun. Dies wäre aber so nachtheilig für meine Seele, als es nachtheilig für mein Recht wäre, wenn ich zu wenig thäte. Darüber will ich mit Ernst nachdenken. Denn es ist wie ein Widerspruch in mir, wenn ich die mir von Jesu aufgelegten Pflichten gegen meine Feinde mit meinen eigenen Rechten vergleiche, die ich zu vertheidigen habe. Wie löse ich diesen Widerspruch? Wie kann ich mit allem Nachdruck mich gegen Beleidigungen verwahren? Wie kann ich auch mit zwingender Gewalt diejenigen, die mir übel wollen, in die Grenzen ihrer Schuldigkeit zurücktreiben, ohne die christliche Liebe gegen meine Mitmenschen zu verletzen?

Jesus gab seinen Jüngern und Freunden darüber einen genugthuenden Fingerzeig, der auch [illegible] zur Richtschnur gilt. Er ermahnte sie zwar, friedfertig zu sein, aber nicht minder ermahnte er sie, sich gegen Friedensstörer in angemessene Vertheidigung zu setzen. Er ermahnte sie, nicht die ungerechte Person, sondern nur derselben ungerechte Sache zu hassen. Er ermahnte sie, immer zuerst die gelindesten Mittel zu versuchen, und nach deren Vergeblichkeit zu den strengern und härtern überzugehen. — „Sündigte aber dein Bruder an dir," sprach er, „so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein. Höret er dich, so hast du deinen Bruder gewonnen. Höret er dich nicht, so nimm noch einen oder zwei zu dir, auf daß alle Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Mund. Höret er die nicht: so sage es der Gemeine. Höret er die Gemeine nicht, so halte ihn als einen Heiden oder Zöllner." (Matth. 18, 15 — 17.)

Christus empfiehlt also seinen Bekennern nicht, ihr Recht unvertheidigt zu lassen, um sich dem Muthwillen Jedermanns preis zu geben, der Lust hat, sie zu beleidigen. Doch ermahnt er, zuerst das glimpfliche Mittel zu wählen, den gebrochenen Frieden herzustellen. — Er wollte, daß seine Bekenner alle sich unter einander wie Brüder und Schwestern behandeln, gleichsam wie eine Familie Gottes betrachten [illegible]. Erst, wenn die milden Maßregeln fruchtlos sein wür-

er, räth er an, die Beleidiger wie Heiden oder Zöllner zu ehandeln, das heißt, sie vor den obrigkeitlichen Richterstuhl u ziehen, und ihrer Bosheit höhere Gewalt entgegenzustellen. Die damaligen Zöllner im jüdischen Lande waren sämmtlich eiden, nämlich Römer und römische Beamte, welche für den ömischen Kaiser den Zoll in den eroberten, unterthänigen ändern bezogen. Die Juden betrachteten sie immer als ihre nrechtlichen Bezwinger und Unterdrücker. Mit ihnen war, ach jüdischem Gesetz, vertrauter Umgang verunreinigend, da- er ward Streit mit Heiden sogleich dem Richterstuhl vorge- ellt.

Der erste Schritt, welchen ich also gegen denjenigen zu nternehmen habe, der mich beleidigt, mich in meinen Rech- n kränkt, ist, daß ich mich mit ihm über die Ursachen seiner indseligen Handlungsart verständige, und zwar auf eine Art, e durchaus nicht kränkend und demüthigend für ihn ist. „Sün- get dein Bruder an dir, so gehe hin und strafe ihn (das heißt: alte ihm sein Unrecht vor) zwischen dir und ihm allein."

Um hier mit Wirksamkeit zu verfahren, und deinen Belei- ger die Größe seines Unrechts fühlen zu lassen, mußt du selbst ine Heftigkeit sein, gelassen und ruhig. Nur mit nüchternem inn kannst du nüchtern reden, und deine Würde behaupten nd die Schwäche deines Gegners beobachten. — Handle also ie unmittelbar im ersten Zorn. Fasse in der ersten Hitze keinen ntschluß. Denn was du auch im Zorn thust (er ist ein wahr- aft betäubender Rausch), es wird dich gereuen. Du selbst ehst dann die Sache mit falschen Augen an, und greifst sie lsch an. Erinnere dich, wie oft du schon im ersten Ungestüm öchst übereilt gehandelt, die beste Sache verdorben, und dir lber und deinem Recht geschadet hast. Wo Zorn ist, da ist eine Liebe oder Freundschaft und Achtung gegen die Person, ondern Haß. Nie aber sollst du die Person, sondern die un- erechte Sache hassen. Liebe deinen Feind, aber gegen seine Sache handle, in so fern sie dir zum Nachtheil gereicht.

Aufwallungen des Verdrusses nach erlittenen Beleidigungen ind unvermeidlich. Diese Aufwallungen können dir kaum zur

Sünde gerechnet werden, weil sie natürliche Folgen deiner Natur und Beschaffenheit sind. Allein sie sind in dem Augenblick sündlich, da sie dich beherrschen, deinen Verstand betäuben, dich zu raschen, verderblichen, rachsüchtigen Entschlüssen, Worten und Thaten verleiten.

Laß den ersten Sturm des Mißmuths in dir verbrausen; zerstreue dich; warte ruhigere Stunden ab. Erst dann, wenn du bei vollkommener Kaltblütigkeit bist, überlege, was zu thun sei, damit du in deinem angefochtenen Recht geehrt bleibest. — Um dies mit der möglichsten Unbefangenheit zu thun, nimm den allerdings billigen Grundsatz zu deinem Verfahren an, durchaus nicht mehr zu thun, und nicht weiter zu gehen, als zur Sache nothwendig ist! — Und um dies aufs richtigste zu entscheiden, denke: „Soll ich mir um dieser Begebenheit willen durch ein heftiges Einschreiten vielleicht jahrelangen Streit und Verdruß anstiften? Wie kurz ist doch das Leben! Soll ich es mir eines gehässigen Menschen willen auf lange Zeit vergällen? Nimmermehr. Handeln will ich, muß ich; aber mehr will und werde ich nicht thun, als ich selbst dann nicht zu bereuen habe, wenn mir auf dem Krankenbette die Augen brechen, und ich dieser Sache gedenke. Es wird mir dann tief wohlthun, wenn ich mich erinnere, mit Weisheit, mit Würde, mit Mäßigung gehandelt zu haben, — Christ gewesen zu sein.“

In dieser Stimmung der Friedfertigkeit nähere dich dem, über welchen du dich zu beklagen hast. Stelle dir dabei weniger die Größe der dir zugefügten Beleidigung vor, als vielmehr die übrigen guten und löblichen Eigenschaften, die dein Widersacher besitzt. Zeige ihm, daß du sie kennest, daß du ihn deswegen hochachtest, schätzest; daß du eben deswegen bedauerst, mit ihm in irgend einem Unfrieden zu leben, daß du aus Achtung für ihn nichts eifriger wünschest, als dich mit ihm gütlich zu vergleichen. Zeige ihm deine Unschuld, dein Recht, gestehe es ohne Rücksicht freimüthig ein, wo du vielleicht gegen ihn etwas versehen haben könntest, und mit dieser Freimüthigkeit, die ihn bewegen, mit dieser edeln Ruhe, mit dieser Achtung für ihn, die ihn für dich persönlich einnehmen muß, entfalte ihm sein

Unrecht, und die Größe desselben, so schonend jedoch wie möglich. — Die Art deines Betragens wird ihn entwaffnen, besänftigen. Er vermuthete vielleicht, du würdest ihn anfahren, ihn mit Vorwürfen überhäufen. Er hatte sich ohne Zweifel darauf gefaßt gemacht, sich vielleicht schon gerüstet, dir Gleiches mit Gleichem zu erwiedern. Er empfindet seinen Irrthum, er wird verlegen werden. Seine Verlegenheit ist für dich schon ein halber Sieg. — Benutze diesen Sieg mit noch größerer Schonung. Nun entschuldige ihn selber gegen ihn; nun rechne dir ein allenfallsiges Versehen gegen ihn zu größerer Schuld, und gib ihm eine Genugthuung, die er kaum erwartete.

Wahrlich, die meisten Streitigkeiten, die längsten, kostspieligsten Prozesse, die verderblichsten Feindschaften, welche zuletzt in gegenseitige hartnäckige Verfolgungen entarteten, hätten Anfangs mit wenigen Worten, mit einer geringen Gabe Klugheit, auf immer verhütet werden können, wenn im Herzen des Einen oder Andern mehr Christusliebe gelebt hätte. Aber diese Weisheit mangelte: darum ward der Funke, den ein Fingerzeig ausgedrückt haben würde, zur Feuersbrunst, die das Haus verzehrte.

Gewöhnlich ist die Veranlassung zu einer Beleidigung, Kälte und Entzweiung, immer ein Mißverständniß. — Denn so ich beleidigt werde von Jemandem, wider welchen ich mich keines Versehens bewußt bin, ist das Mißverständniß nothwendig auf des Andern Seite; — oder, habe ich etwas wider Jemanden, der mich selbst nie beleidigte, muß ich fürchten, daß wohl der Irrthum auf meiner Seite sein könne. Wie dem auch sei: ein persönliches Zusammentreffen, ein gegenseitiges Erklären, ein ungeheucheltes Verlangen nach Frieden und Einverständniß, ein bescheidenes, kluges, sanftes und herzliches Benehmen ist fähig, in einer einzigen Stunde Jahre voll Aerger und Verderben zu verhüten. Und höret dich dein Gegner (und er wird dich hören, wenn du nicht rechthaberisch die Schuld auf ihn laden willst), so hast du deinen Bruder gewonnen.

Höret er dich nicht, oder vielmehr, sind dein und sein Recht in der That von so sich widersprechender Art, daß unter euch Beiden an keine Ausgleichung zu denken ist: so nimm noch einen

oder zwei zu dir, auf daß alle Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Mund. So spricht Christus.

In der That kann oft der Fall eintreten, daß eine besondere Gemüthsart oder Erbitterung des Einen und Andern keine persönliche Erklärung unter vier Augen gestattet und räthlich macht. Besser dann, man wende sich an eine Person, gegen welche der Andere wirkliche Hochachtung fühlt, lege ihm die Sache vor, und erbitte seine Vermittlung. Sobald man nur die allfälligen Verdienste seines Gegners nicht angreift, nur seinen guten Eigenschaften ungeheuchelte Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird auch der Gegner, indem er dies erfährt, sich geneigt finden lassen, das Gleiche uns zu thun. Die Versöhnung ist zur Hälfte schon gestiftet, und die Vermittelung wird leicht. — Willst du hernach auch nicht deines versöhnten Gegners vertrauter Freund werden: so ist doch die Ruhe deiner Tage besser gegen seine Angriffe und vielleicht gegen seine wirkliche Bösartigkeit gesichert, als wenn du Gewalt gebraucht, seine Beleidigungen mit Gegenkränkungen vergolten und eben damit die ganze Kraft und Lust, dir zu schaden, erst recht wider dich aufgestiftet hättest. Bilde dir nicht in deinem Zorn oder stolzen Selbstgefühl ein, dein Gegner sei viel zu klein, du habest dich gar nicht vor ihm zu fürchten. — Freund, es ist Niemand so ohnmächtig, daß er dir nicht früher oder später einen Schaden zufügen könne, wenn er boshaft genug ist.

Nimm, nach Jesu Rath, noch Einen oder Zwei zu dir, daß der Friede durch sie mit dem hergestellt werde, der dir nicht wohl will. Denn, wie gesagt, oft kann der Fall, welcher den Zwist verursacht, so verwickelt, oder das gegenseitige Recht so widersprechend und unentschieden sein, daß, da keiner Nachgiebigkeit beweisen will, nur durch Unparteiische und durch gütliche Uebereinkunft geschlichtet werden kann. Zeige deinem Gegner, daß du seine Person ehrest, wider ihn selbst nichts habest, aber deinen Rechten nichts vergeben könnest. Zeige ihm unverhohlen, du wollest durchaus mit ihm nicht in Hader leben, und daher dich dem Spruche unparteiischer, rechtschaffener Personen unterwerfen. Die Menschen sind nicht halb so gekränkt, wenn man

ur die Vollgültigkeit ihres Rechts in Zweifel zieht, als wenn
e wahrnehmen, daß man ihnen ein schlechtes Herz oder einen
hwachen Verstand zutraut. Sind sie einmal über die ihnen
ebührende Achtung beruhigt, werden sie jederzeit die Hand wil-
ger zum Frieden reichen, und sich dem Worte schiedsrichter-
cher Freunde unterziehen.

So thue, und du läufst nicht Gefahr, einen Schritt weiter
gehen, als deiner und der Deinigen Ruhe zuträglich ist. Ziehe
zweifelhaften Fällen, und manchmal auch wohl in dir unzwei-
lhaft scheinenden Fällen, einen geringen Verlust langem Streit
id Prozeß vor. Friede ist immerdar Gewinn für deine Ge-
ndheit, für deine Zeit, für dein Vermögen, für die Ruhe und
eiterkeit deines Gemüthes, für die Unschuld und Tugendhaf-
gkeit deiner Denkart. Der glücklichste Prozeß ist noch immer
n Verlust, welchen hintennach aller Gewinn nicht aufzuheben
n Stande ist. Er entwickelt verderbliche Leidenschaften; er
ört die Lebenszufriedenheit; er vererbt Groll und die Giftfrüchte
esselben auf die folgenden Tage und sogar auf nachkommende
eschlechter.

Und hast du das Aeusserste gethan, dich mit dem auszuglei-
chen, der dir entgegen ist, und kann kein Opfer von deiner Seite
m zu friedfertigem Sinn bewegen: dann, du bist es dir, du
ist es den Deinigen schuldig, verwahre und vertheidige
ein Recht mit allen gesetzlich erlaubten Zwangs-
itteln gegen den unversöhnlichen Widersacher,
der, wie sich Jesus nach dem Sprachgebrauch seiner Zeiten und
es jüdischen Volks ausdrückte: halte ihn wie einen Heiden. —
ziehe dich zurück von ihm, meide seinen Umgang; hüte dich auf
lle Weise, mit ihm in eine Berührung zu kommen.

Es gibt Personen, mit welchen beinahe nicht zu leben ist,
i es, daß sie wirklich sehr niederträchtig denken, oder daß sie,
ei allen übrigen guten Eigenschaften, doch gegen uns einen
erderblichen Ton annehmen, der mit unserer Art zu sein un-
erträglich ist. Man muß ihnen ausweichen, so wenig als mög-
ch mit ihnen zu schaffen haben. Es ist besser, von ihnen ver-
essen, als verkannt zu sein. Zeit und Umständn müssen sie

über unsern Werth, über unsere Unschuld eines Bessern belehren. — Weiche ihnen aus, aber hasse sie nicht. Weiche ihnen aus, aber nicht blos mit der Person, sondern selbst mit den Gedanken. Rede nie von ihnen, oder nie anders, als schonend und glimpflich. Deine unvorsichtigen Aeusserungen, bittern Bemerkungen über sie, sind Herausforderungen ihres Zornes. Du bist dann der Schuldige, der Strafwürdige. Deine Unklugheit, deine Leidenschaften verdienen Züchtigung. Du warst kein Christ, und verdienst, wenn du nachher Unrecht leidest von ihrer Rache, kaum Mitleiden. Es ist erlaubt, die Fehler deiner Gegner zu hassen, aber nicht, ihnen nachzuahmen. Du sollst verzeihen.

Einst trat Petrus zu Jesus und sprach: Wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist's genug siebenmal? — Jesus sprach zu ihm: Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal. (Matth. 18, 21.22.) Immer unterscheide die Sache von der Person; dieser, auch wenn sie dich beleidigte, sollst du eher wohl als übel thun; du sollst sie mit Großmuth behandeln, während du dich gegen ihre Beleidigungen beschützest, und deine Rechte sicherst.

Persönliche Rache ist dir nach göttlichen und menschlichen Ordnungen untersagt. Duldest du an deiner Ehre, an deinem Vermögen, in deinem Gewerbe, in deinen Freiheiten durch irgend eines Menschen Bosheit, und war zur Abwendung derselben jeder freundliche Versuch eitel: dann rufe den Schutz der bürgerlichen Gesetze an, unter denen du stehest; fordere die Vorgesetzten deines unversöhnlichen Gegners auf, dir Sicherheit, Ruhe und Recht zu schaffen. Dafür hat Gott Obrigkeit angeordnet, dafür ist derselben Gewalt gegeben.

Vertheidige deine Rechte, mache dir deinen Feind unschädlich, aber mit leidenschaftloser Besonnenheit und schonender Menschenliebe. — Mit leidenschaftloser Besonnenheit! Es ist nur zu häufig der Fall, daß ein Mensch, wenn er gerechte Sache zu haben vermeint, sie mit leidenschaftlichem Eifer verdirbt. Er glaubt, ihm könne nie genug Genugthuung geschehen. Er setzt um Dinge, die an sich noch nicht von der allergrößten Erheblichkeit sind, im Eifer sein Alles aufs Spiel, thut

Schritte, die hintennach ihm mehr Schaden bringen, als ihm sein Gegner jemals hätte stiften können. Heftigkeit und Zorn sind allezeit ein Wahnsinn, der sich selber zerfleischt.

Verfechte deine Rechte, unerschrocken, entschlossen, beharrlich — aber mit schonender Menschenliebe! — Du darfst begehren, in deiner Ehre, in deinem Vermögen, in deinen Befugnissen unbeeinträchtigt zu bleiben; du darfst Ersatz um erlittenen Schaden begehren; du darfst begehren, künftig gegen Beeinträchtigungen gesichert zu stehen — aber mehr nicht. Beuge deinen Gegner nicht tiefer, wenn du Sieger bist, als zu deiner Ruhe nothwendig sein mag. Laß den bezwungenen Feind erkennen, daß du nur gerecht, nicht aber rachsüchtig bist. Immer laß eine Möglichkeit zur Versöhnung offen; ja fordere nie die vollste Genugthuung: sondern rühre deinen Gegner durch Edelmuth.

Das heißt wenig, einen Feind demüthigen, wenn man die Gewalt und das Recht in Händen hat; aber einen Feind zwingen, daß er unsern Vorzug und unsere Güte von Herzen anerkenne; ihn zwingen, seinen Haß in Dankbarkeit und Bewunderung zu verwandeln; ihn zwingen, daß er selbst künftig unser Freund, Anhänger und Vertheidiger werde, das ist mehr als gemeiner Sieg, das ist die Macht der Seelenhoheit, die nur bei wahren Weisen und Eingeweihten in des göttlichen Jesu Sinn gefunden wird.

Bin ich nicht ein Kind Gottes? Bin ich nicht der Geweihte Jesu? Und bin ich Dein Kind, o Gott der Barmherzigkeit, der ewigen Gnade und Liebe? Wo sind nun die göttlichen Thaten meines Lebens, die Zeugen meiner erhabenen Abstammung sein könnten? Rache kennt auch das beleidigte Thier. Sollten mich die Gefühle der Rache nur in die Reihe der Thiere niederreissen? Edelmuth gegen Feinde kennt nur der Nachahmer des Göttlichsten unter den Weisen, der Geweihte Jesu. Wie? war ich denn jemals dieses rührenden Edelmuths fähig? Bin ich's jetzt?

Allwissender Gott, ich habe den Muth, tugendhaft zu sein. Ich will handeln, wie dein hochgelobter Sohn in seines irdischen Lebens Tagen. Ich wandelte bisher auf falschen Wegen. Ich

pflanzte Unruhe in mein Leben. Allwiſſender Gott, ich will ein anderer Menſchwerden, als ich bisher war. Ich danke Dir mit Inbrunſt und Ehrfurcht für dieſen Augenblick der Erleuchtung.

21.

Die Rache.

Röm. 12, 17 — 21.

Erhab'ne Seelen ehren
Auch ihres Feindes Werth;
Von ſeinem Haupte wehren
Sie ſelbſt der Rache Schwert.

Zwar ihre Unſchuld ſchirmen
Sie kühn mit feſtem Muth;
Doch in Verfolgungsſtürmen
Wallt ſchneller nicht ihr Blut.

Gott, über alle Welten,
Gott führt die Wag' allein:
Er möge einſt vergelten!
Ihr Rächen heißt — verzeih'n.

Gottes Hand gründete die Verſchiedenheit des Sinnes unter den Menſchen, auf daß ſie durch den allmächtigen Widerſtreit ihrer Kräfte ſich einander zu höherm Glück, zu höherer Erkenntniß, zu höhern Zielen, innigerer Liebe, zu gegenſeitigem Dienſt erheben möchten. Ohne jenen ſanften Widerſtreit unſerer Kräfte würde die Menſchheit nie aus ihrer thieriſcheu Ruhe erwachen, und, wie die Geſchöpfe der Wildniß, keiner ſich um das Weh und Wohl des Andern bekümmern mögen. — Darum ordnete Gottes Hand die Gaben der Menſchen ſo mannigfaltig an; darum gab ſie Reichthum dem Einen, Armuth dem Andern; darum dem Einen ein heißes, dem Andern ein kaltes Vaterland; darum dem Einen nur lebhafte Einbildungskraft, dem Andern Tiefblick und Scharfſinn; darum dem Einen lebhaftere Neigung, dem Andern ſtilleres Blut. So mußte überall Verſchiedenheit unter den Menſchenkindern entſtehen, Verſchiedenheit der Erziehung und Denkarten, Verſchiedenheit der Religion und der Meinungen, Verſchiedenheit der Geſetze und Sprachen, Ver-

ſchiedenheit der Laufbahnen, Wünſche, Beſchäftigungen und Anſichten jedes einzelnen Sterblichen.

Ohne jenen Widerſpruch der Meinungen und Standpunkte — wer hätte ſich um die Erkenntniß der Wahrheit bemühen mögen, wenn alle Menſchen eines Sinnes wären? Ohne Ungleichheit des irdiſchen Vermögens, ohne Reichthum und Armuth — wer hätte gutwillig dem Andern dienen und beiſtehen mögen, da Keiner des Andern nöthig hatte? — Die Welt wäre ein Aufenthalt träger Ruhe und ſeelenloſer Unthätigkeit geweſen; nie wäre ein Ringen, ein Wetteifern, ein Fortſchreiten von Vollkommenheit zu Vollkommenheit geſehen worden; der Zweck der Schöpfung wäre verloren gegangen, und der Menſch, gleich den ſtillen Pflanzen und Steinen, unveredelt auf- und untergegangen.

Die Ungleichheit der Menſchen in Eigenſchaften und Trieben, in Kräften und Vermögen, in Anſichten und Wünſchen, iſt des Schöpfers göttliches Werk. — Aber eben ſo iſt das ewige Geſetz der Liebe und Sanftmuth ſein Werk. Wir können auf Erden von einander abweichende Bahnen wandeln, aber Neid und Verleumdung, Feindſchaft und Verachtung ſollen nicht wie Unkraut aus dem Felde hervorſchieſſen, wo nur unſer Glück blühen darf.

Inzwiſchen iſt es, bei dem großen Widerſtreben, in welchem unſere Abſichten und Zwecke oft gegen diejenigen anderer Menſchen ſtehen, kaum zu vermeiden, daß wir einander nicht mißverſtehen. Bei einiger Neigung zum Zorn, oder nach einigen traurigen Erfahrungen, werden wir leicht geneigt, dasjenige bei Andern, was Irrthum war, für heimtückiſche Abſicht zu halten. — So erwacht die Begierde, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, Böſes mit Böſem zurückzutreiben, uns verurſachten Schaden mit dem Schaden an Andern zu vergelten, — — das heißt: ſo erwacht das Gefühl der Rache.

Was iſt Rache? Es iſt die niedrige, thieriſche Begierde, dem einen Schaden zuzufügen, der uns nach unſerer Meinung beleidigt hat; — es iſt ein heftiges Verlangen, den, welchen wir haſſen, tief zu kränken, um uns dann über ſeinen Schmerz zu

freuen, und in dieser Freude die bittere Empfindung vergessen zu können, die er uns verursacht hat. Es ist nicht die Absicht des Rachedurstigen, seinen Feind zu bessern — denn zu solcher Absicht gehört wahrhafte Menschenliebe und kein Haß — sondern sich ihm fürchterlich zu machen. Wer Jemandem aus Liebe ein Unglück zugefügt, um ihn von irgend einem Fehler zu bessern, der rächt nicht, sondern er straft. So können zärtliche Aeltern das Kind strafen wegen Thorheiten; so straft die Obrigkeit den fehlbaren Unterthan, ohne ihn persönlich zu hassen.

Jetzt, mein Christ, lege die Hand auf's Herz und erforsche dich: Uebtest du niemals Rache? Ist nicht heute noch in dir die Neigung rege, an Diesem oder Jenem Rache üben zu können, wenn auch nur eine kleine Rache, wie du es nennst? — Und, o mein Christ, wenn du dir es nicht läugnen kannst, bist du in diesen thierischen Gefühlen Christi Schüler, Gottes des Erhabenen Bild?

Da nun aber bei der Einrichtung dieser Welt, bei diesem Kampfe der gegenseitigen Wünsche und Zwecke und Ansichten, auch der beste, der tugendhafteste Mensch seine Feinde hat, und nothwendig haben muß, — da es auch selbst derjenige, welcher Jeden mit Freundschaft und Güte behandelt, nicht meiden kann, von andern Menschen verkannt, verleumdet, verfolgt zu werden; — sollen wir ruhig und ohne Gegenwehr die Schmähungen unserer Widersacher ertragen? Sollen wir uns gutmüthig boshaften Menschen preisgeben? Sollen wir ruhig und ohne Murren unsere Ehre zerreissen, unsern Wohlstand verderben, unsere Freunde von uns trennen lassen? Sollen wir, weil wir uns Feinde machen könnten, manches nützliche Unternehmen fahren lassen? Fordert das Christenthum einen so hohen Grad der Sanftmuth von uns?

Nein, wahrlich, das Christenthum fordert dies nicht von uns. Auch Jesus Christus zog sich durch seine Lehre tausend Feinde zu, aber er achtete ihrer nicht, sondern vollendete voll göttlichen Muthes sein Werk. Auch Jesus Christus ward bei seinem Volk, bei seinen Jüngern verleumdet, und er schwieg nicht. Er stellte die Heuchelei und den Stolz seiner Feinde und die Bosheit der-

selben öffentlich an das Tageslicht; er donnerte mit furchtbarer Stimme gegen die Ränkesucht der Pharisäer und Schriftgelehrten; er vertheidigte sich gegen die Ungerechtigkeit ihrer Beschuldigungen, und schwieg nicht; — aber zufrieden damit, wenn er ihre Bosheit entkräftet hatte, nahm er keine Rache an ihnen; er triumphirte nicht über die Demüthigung seiner Feinde mit Schadenfreude; immer war er zur Versöhnung bereit.

Die Religion und das Lebensbeispiel Jesu gebieten uns nicht, daß wir uns, unsere Ehre, unser Eigenthum, unsere Familie, unsere Ruhe der Bosheit schlechtgesinnter Menschen preisgeben sollen; gebieten uns nicht, daß, wenn wir oder unsere Freunde von Bösewichten heimgesucht werden, wir geduldig ihren Anschlägen zusehen, ihre Angriffe mit Sanftmuth ertragen sollen. Nein, Gott gab uns dies Eigenthum; Tugend und Redlichkeit gaben uns diesen guten Namen; wir sollen beides beschützen, wir sollen nicht nur für uns, auch für unsere Freunde gegen die Bosheit kämpfen, und im Nothfall das Leben für sie lassen. (1 Joh. 3, 16.) — Aber rächen sollen wir uns nicht!

Die Religion verbietet nicht Nothwehr, nicht Selbstvertheidigung; aber die Rache ist ungerecht; sie werde in der ersten aufwallenden Hitze geübt, dann ist sie Wahnsinn, worin der Mensch zum wüthenden Thiere hinabsinkt; oder sie werde bei kaltem Blute mit Ueberlegung geübt, dann ist sie satanisch.

Du hast Feinde — wohl dann, auch der Heiligste der Menschen, Jesus, unser Heiland, hatte sie. Willst du ihnen als Mann, als Christ, als Weiser begegnen, willst du deine Ehre, deine Ruhe, dein Eigenthum, deine Freunde gegen sie vertheidigen, ohne die Reinheit und den Adel deiner Seele zu beflecken, ohne mit den niedrigen Gefühlen der Rache dein Herz zu besudeln — blicke auf Jesu Beispiel, horche auf seiner Jünger heiliges Wort. — Und was lehren uns die göttlichen Weisen?

Erlaube dir nie eine Handlung im Aufwallen des Zorns gegen den, von welchem du beleidigt zu sein glaubst. (Jak. 1, 19. 20.) Der Zorn vernichtet deine Vernunft; willst du, den Thieren gleich, vernunftlos handeln? — — Im Zorn schadet der Mensch oft mehr sich selbst, als sei-

nem vermeinten Feinde; er gibt dem Boshaften zuletzt nur neuen Triumph, und ſich ſelbſt Reue. Der Zorn iſt thieriſcher Natur, und entehrt. Und wer darin handelt, begeht eine Unklugheit. Wie mag der Weiſe handeln wie Derjenige, welcher vom Weine berauſcht iſt? Der Zornige ſtellt alle ſeine Schwächen dem Feinde bloß; der Kaltblütige ſieht ſie mit Beſonnenheit, und weiß Nutzen davon zu ziehen.

Handle nie im Zorn, denn du wirſt ſelten klug, niemals pflichtmäßig chriſtlich-groß handeln; ſondern erwarte die ruhigern Augenblicke deines Gemüthes. Zerſtreue dich, vergiß die empfangene Kränkung, laß die wohlthätige Zeit über deine Wunde hingehen, bis ſie geheilt iſt, und ſollten auch mehrere Tage darüber verloren gehen. Was du an der Zeit verloren haſt, wirſt du an Kraft, Beſonnenheit und Weisheit gewonnen haben.

Und biſt du ruhig, wallt dein Herz nicht mehr bei dem Gedanken an deinen Feind auf: dann erforſche mit Beſonnenheit, nicht durch welche Mittel du dich am bitterſten rächen könneſt, ſondern welchen Schaden dir dein Widerſacher verurſacht habe. — Du wirſt finden, daß du eigentlich nicht ſo ſehr über den verurſachten Schaden an deiner Ehre oder an deinem Eigenthum, als über die niedrige, unedle Gemüthsart und Bosheit deſſen erbittert warſt, der dich ſo unwürdig behandelte. — Wohl denn, dieſe Bosheit, dieſe Schlechtigkeit der Geſinnungen deines Feindes, die du mit Recht tief verachteſt, willſt du ſie dir auch zu eigen machen? Willſt du gemein und niedrig handeln wie er? — O ſo biſt du nicht beſſer, als er, ſondern ebenfalls aller Verachtung würdig. — Sei größer, edler als er; nimm keine Rache, nicht an ihm, nicht an dem, was ihm lieb iſt, ſondern begnüge dich, deine und der Deinigen Ehre oder Eigenthum mit klugen Maßregeln zu ſchützen, und dann gelaſſen den Tag zu erwarten, wo du deinen Feind mit Edelmuth beſchämen könneſt. — Und wahrlich, dieſer Tag wird dir nicht fehlen.

Räche dich nicht ſelbſt, ſondern, iſt dir Unrecht widerfahren, ſuche Schutz bei der Obrigkeit, die darüber geſetzt iſt. (Röm. 12, 19.) Als Paulus, der Apoſtel, von ſeinen Feinden übermannt wurde, und ſie ihm dem Tod bereiteten, rief er ſein

römiſches Bürgerrecht an, und verlangte als Bürger Roms den Schutz ſeiner rechtmäßigen Obrigkeit. (Apoſt. Geſch. 25, 7—12.)

Dies iſt das Mittel, welches jedem Chriſten bei wichtigen Beleidigungen geſtattet iſt, denn es iſt der Obrigkeit Pflicht, jeden Bürger gegen die Bosheit Anderer zu ſchirmen. — Inzwiſchen iſt dieſes Mittel nur bei groben Vergehungen unſerer Feinde anwendbar. Wie möchteſt du, als Chriſt und Weiſer, die kleinen Beleidigungen von deinen Feinden noch ſchwerer richten, als eine Obrigkeit die großen?

Wenn die wider dich gerichteten Angriffe deiner Widerſacher nicht von der Art ſind, deswegen mit ihnen vor Gericht zu gehen, ſo vereitle dieſelben dadurch, daß du der Welt deine Unſchuld zeigeſt, und damit den böſen Zweck deiner Feinde vereiteltſt. Sie werden dich wegen deiner Mängel, deiner Unvollkommenheiten, deiner Fehltritte anzutaſten ſuchen — wohlan, entwaffne ſie, und werde in deinen Handlungen das Gegentheil von dem, was ſie dir vorwerfen. Nennen ſie dich ſtolz, beweiſe durch That deine Demuth; nennen ſie dich einen Betrüger, handle nur mit ſtrenger Ehrlichkeit im Kleinſten wie im Größten; nennen ſie dich einen Unfähigen in deiner Kunſt, in deinem Berufsgeſchäft, verdoppele deinen Fleiß und werde fähiger und vollkommener. So tragen ſelbſt deine Feinde zu deiner Veredlung bei; fühlſt du, daß ſie in ihren Vorwürfen Recht haben, o ſo fühlſt du auch dein Unrecht; lege dies ab, und deine Feinde ſtehen entwaffnet, und die edlere Welt umringt dich mit ihrem Beifall.

Es iſt unſere Pflicht, uns und die Unſerigen gegen den böſen Willen unedler Menſchen zu vertheidigen, und die Schändlichkeit derer zu entlarven, die ſich bei der Welt ein Anſehen geben wollen, um uns deſto leichter verderben zu können. Aber in dieſer Nothwehr und Selbſtvertheidigung ſollen wir nicht ſelbſt unedel ſein oder werden. Wir ſollen nicht weiter gehen, als die Nothwendigkeit es verlangt; wir ſollen nicht anhalten im Verfolgen, nicht ſchaden aus Schadenfreude und Muthwillen. Wir müſſen ſo handeln, daß noch immer eine aufrichtige Verſöhnung früher oder ſpäter ſtatt finden könne und möglich ſei.

Es läßt sich nicht läugnen, daß wir, wenn wir unsere Handlungen ernsthaft prüfen, gewöhnlich selbst auf irgend eine Weise Andern einen Anlaß zu Feindseligkeiten gegen uns gegeben haben.

Willst du der Feindseligkeit und den Schmerzen der Rachelust entgehen, so habe so viel an dir ist, Friede mit allen Menschen. (Röm. 12, 17. 18.) Durch ein höfliches, aufrichtig-freundliches und gütiges Wesen in unserm Betragen fesseln wir nicht nur unauflösbar die Herzen unserer Freunde und Bekannten, sondern wir zwingen selbst unsere erklärten Widersacher zu einer sanften Stimmung, und entreissen gleichsam den Flammen ihres Zorns das Oel. — Doch, du bist Christ, du wandelst auf deines Gottes Welt in göttlichen Bahnen göttlichen Zielen entgegen. — Du bist ein Christ, du sollst ein erhabener Mensch sein, und deine reine Seele soll für erhabenere Bestimmungen reif werden! Du sollst dich nicht begnügen, bloß jene Klugheitsmaßregeln zu beobachten; du sollst nicht zufrieden sein, daß du der Rache und Schadenfreude in deinem Herzen keinen Raum gibst — nein, du mußt das Böse mit dem Guten überwinden, und durch Edelmuth und Wohlthat deine Feinde in Bewunderer und Freunde verwandeln. (Röm. 12, 20. 21.)

Als Christus nichts mehr thun konnte für seine Feinde, da betete er noch mit sterbenden Lippen für ihr Wohl.

Weit entfernt, daß du dich mit Gefühlen der Rache wegen empfundener Kränkungen entwürdigest, weit entfernt, daß du nachsinnest, wie du empfangene Beleidigungen empfindlich erwiedern könnest, ergreife die erste Gelegenheit mit Muth, deinem Feinde ein Herz voll Edelmuth zu zeigen. Nimm du ihn in Schutz, wenn Andere ihm Unrecht thun; sprich du von seinen Eigenschaften, wenn Andere ihn verleumden, oder seine Fehler richten; sei du sein Fürsprecher, wenn ihm Hilfe fehlt; ehre du ihn, wenn Andere ihn boshaft demüthigen, ohne übrigens dich selbst ihm aufzudringen, ohne daß er glauben könne, du thätest dergleichen nur aus Furcht. Nicht dich hat

überwunden; du mußt ihn überwinden; er wird dich einst
ıfſuchen und deine Verzeihung anrufen.

Jeſus, in dem ſich Gott mir offenbarte und zeigte, wie ich
enſchlich-göttlich handeln könnte — Jeſus, ſo haſt Du ge-
an! Dir verſagte die feindſelige Welt des Lebens Freuden,
u gabſt ihr die Freuden des ewigen Lebens; Dir verſagte ſie,
o Du Dein Haupt hinlegen konnteſt, Du gabſt ihr die Wol-
ſt ſtiller Ruhe und des Friedens; Dir ſchlugen ſie Todeswun-
n, Du heilteſt großmuthsvoll die ihrigen; Dir rief ſie ihren
luch zum Kreuze hinauf, Du ſegneteſt ſie vom Kreuze herab!

Erhebe mich zu Deiner Seelengröße! Und habe ich Feinde,
) will größer handeln, als ſie denken. Erſcheint ein Tag, eine
elegenheit, da ich Böſes mit Böſem vergelten könnte, da will
) kalt und ruhig das Gute thun, wie die Pflicht es mir ge-
ut. — Ich will ſie beſchämen, aber nur mit meiner Unſchuld,
) will ſie verfolgen, aber nur mit Handlungen des Edelmuths.
as ſei meine Rache, daß ich in der Bruſt meiner Widerſacher
lbſt die Sehnſucht nach Verſöhnung errege.

Herr hilf, laß wohl gelingen! Amen.

22.

Der Sieg über Widerſacher.

Spr. Sal. 16, 7.

Wenn Du durch Widerwärtigkeit
Mich läutern willſt, ich bin bereit,
Die Laſt zu tragen, die Du hier,
Mein Vater, mir
Auflegen willſt: ſie kommt von Dir!

Wo iſt der Held, den je ein Streit,
Wie ſchwer und hart er wäre, reut?
Wenn er nur kämpfte, wie ein Mann,
Das Feld gewann,
Und dann des Siegs ſich freuen kann.

Wir ſollen der Tugend, wir ſollen der Ewigkeit leben.
ahin mahnt, lockt, drängt und treibt uns Alles, jeder Tag,
der ſcheinbare Zufall, jedes Verhältniß. Wir ſträuben uns
nſonſt dagegen. Gott ſelbſt hat den Abſcheu vor dem, was

schlecht und ungerecht ist, in unsere Brust gelegt. Daher die Verachtung und der Haß bei allen Völkern des Erdballs gegen jeden Uebelthäter, gegen den Liebloſen, den Verleumder, den Verführer der Unschuld, den Stolzen, den Entwender fremden Eigenthums, den Meineidigen, den Trunkenbold u. ſ. w.

Dieſer natürliche Abſcheu der Menſchen gegen das, was ſie an Andern Fehlerhaftes erblicken, oder was ſie auch nur für Unrecht halten, iſt der Urſprung der meiſten Verfolgungen und Feindſchaften unter den Sterblichen. Es kann hienieden alſo Niemand die Roſe des Laſters pflücken, ohne ſich ſogleich von Dornen auf allen Seiten umringt zu ſehen. Auch dieſes gehört zur weiſen Welteinrichtung, welche uns vom Böſen zurückſchreckt. Sünder ſogar haſſen an Andern die Sünde, welche ſie ſelber begehen.

Wunderbare, heilige Fügung der Allweisheit, welche ſelbſt meine Feinde zu Schutzengeln meiner Tugend macht, und meinen Widerſachern gebietet, gleich Freunden vor allem Unrecht mich zu warnen!

Ja, ich erkenne es mit Demuth und Erſtaunen: es iſt nichts in dieſer Welt ohne allen Zweck; Alles iſt weiſe geordnet, und ſelbſt dem Uebel muß Heil entquellen.

Auch die Feinde, welche ich habe, ſind meine Wohlthäter.

Und warum habe ich Feinde; warum gibt es Menſchen, die mir nicht wohlwollen? — Etwa, weil ich zu edel denke? weil ich ſie zu liebreich behandle? weil ich ohne Fehler bin? — Nein, ſie wollen mir nicht wohl, weil ſie von mir beleidigt ſind, oder beleidigt zu ſein glauben. Sie haſſen nicht mein Gutes, ſondern meine Mängel: tadeln meine Art zu denken und zu handeln, wodurch ich ihnen wehe thue.

Meine Widerſacher ſind es, die mir eigentlich ſagen, wer ich bin; die mir's ſagen oder fühlen laſſen, wo ich fehlerhaft bin. Sie thun mehr, als die beſten meiner Freunde und Vertrauten, welche mich gewöhnlich mit allzugroßer Nachſicht zu beurtheilen pflegen.

Freilich mag es oft geſchehen, daß diejenigen, welche mir

geneigt sind, ihren Tadel übertreiben, meine übeln Gewohnheiten zu groben Fehlern, meine Fehler zu schweren Sünden machen. Aber was thun sie? Sie halten mir nur einen Verbesserungsspiegel vor, in welchem ich auch den kleinsten Flecken kenne, der meine Denk- und Lebensart beschimpft, und eine Seele verunreinigt. Als wahrer Christ soll ich auch die geringsten Mängel austilgen, um vollkommen zu werden, wie ein himmlischer Vater vollkommen ist. Und wahrlich, so genau können doch dieselben nicht sein, da sie von den Augen des Andern wahrgenommen werden. Ich habe Ursache, auf meine Eigenliebe mißtrauisch zu sein, die mir Dinge verzeiht, welche Fremden anstößig sind. — So erkenne ich selbst in den Übertreibungen meines Feindes Wohlthat und Nutzen. — Ich wünsche meinen Gegner zu beschämen; ich wünsche über ihn zu triumphiren: — wie kann ich's besser, als wenn ich ihm jeden Grund, mich zu betadeln, raube; als wenn ich so lebe, so handle, daß er selbst eingestehen muß, ich sei achtungswürdig? — Und wie kann der mich hassen, der mich hochachtet? — Ich will ihn überwinden, ich will ihn zwingen, mich zu ehren, mich zu achten, mich zu lieben. Er soll früher oder später mir die Hand drücken, und mein Herz soll es ihm danken, daß er mich auf meine Fehler aufmerksam gemacht, daß er zu meiner Besserung beigetragen hat.

Auch Feinde sind meine Wohlthäter! Sie sind es, oft wider ihren Willen. Sie legen mir zwar mancherlei Hindernisse in den Weg, wodurch sie mich zu betrüben gedenken. Sie vereiteln zwar aus niedriger Rachsucht oder Mißgunst manche meiner Plane. Sie stören mich im glücklichen Fortgang meiner Geschäfte. Sie freuen sich, wenn mir manche meiner Unternehmungen mißlingen. — Aber was thun sie? Sie erwecken nur meine Kräfte zu einer doppelten Thätigkeit und Anstrengung. Sie vermehren meine Vorsicht und Klugheit. Sie bringen alle Eigenschaften meines Geistes in höhere Bewegung. Bei steter Ruhe würde ich in allzugroße Sicherheit gerathen, und mir durch Unbesonnenheit und Unvorsichtigkeit vielleicht mehr schaden, als mir alle Hindernisse schaden können, welche

mir meine Feinde entgegenwälzen. Nur im Kampfe vermehrt sich die menschliche Kraft; nur Anstrengung stärkt den Geist. Wir wissen es ja aus tausend Erfahrungen, daß diejenigen, welche es in der Welt zu etwas Großem gebracht haben, es nur vermochten, wenn sie durch die größten Mühseligkeiten erst geübt waren, und tausend Hindernisse besiegt hatten. — Wohlan denn, nur Muth! Meine Widersacher bereiten mir nur einen größern Triumph vor. Sie zwingen mich zu einer vollendetern Entwickelung meiner Kräfte. Fern sei von mir jede unedle Rache! Möge Gott richten! Aber ich will meine Feinde dadurch am tiefsten beschämen, daß ich meine guten Zwecke um so vollkommener erreiche, die ich, ohne Hindernisse zu finden, vielleicht nur mit halben Kräften gesucht, vielleicht nur halb erreicht hätte.

Auch Feinde sind meine Wohlthäter! Ja, sie sind es; denn ihr argwöhnisches, scharfblickendes Auge erinnert mich beständig, treu in meinen Berufsarbeiten, aufmerksam in meinen häuslichen Pflichten zu sein. Der Mensch, auch der Mensch mit den besten Vorsätzen, bedarf immer eines warnenden Aufsehers, der ihn mahne, daß er sich nicht vergesse, daß er sich keinen Fehler aus Nachlässigkeit oder aus Erschlaffung des guten Eifers erlaube. Auch bei dem besten Menschen sind nicht alle Tage einander gleich. Er kann zuweilen gleichgültiger in seinen Geschäften werden. Er bedarf eines Sporns, der ihn von Neuem reize, seiner selbst würdig zu bleiben. — Und dieser Sporn ist der Tadel unserer Widersacher; es ist ihr lauschender Blick, mit welchem sie irgend einmal uns auf einer Nachlässigkeit, bei einer Schwäche, oder gar über einem Unrecht zu ertappen hoffen. — Der Gedanke, daß wir unsern Feinden durch irgend ein Versehen Anlaß geben könnten, wider uns mit vollem Rechte aufzutreten, erhält uns in unsern Berufspflichten beständig wachsam; er muntert uns zu größerer Aufmerksamkeit auf, als selbst der Beifall der Freunde, welcher uns oft einschläfern kann. — Wohl, so will ich meinen Feinden dankbar sein. Sie sind es, welche mich meinen Pflichten als Mensch, als Bürger, als Vater, als Gatte, Kind,

als Beamter und Arbeiter treu erhalten. Ihnen bin ich's schuldig, daß mein Gewissen von keiner Schuld beunruhigt wird. Indem ich's vermeide, die Schadenfreude meiner Gegner zu befriedigen, indem ich's vermeide, ihnen einen Triumph über mich zu gönnen, triumphire ich zuletzt selbst über sie.

Auch Feinde sind meine Wohlthäter! Ja, nicht selten noch größere Wohlthäter, als meine nachsichtvollsten Freunde. Meine Widersacher sind die ersten, welche mich vor Unglück warnen. Und sie warnen mich, indem sie mich lehren, auf Alles Acht zu haben, was mir zum Schaden dienen könnte. Sie warnen mich, weil sie die Fehler an mir tadeln, welche mich früher oder später in unangenehme Lagen bringen können. Vielleicht würde es dem rachsüchtigen, schadenfrohen Gemüthe meiner Widersacher ein großes Vergnügen sein, wenn sie mich durch meine eigne Schuld in Verlegenheit gerathen sähen, wenn sie dann sagen könnten: „Haben wir es nicht immer vorhergesagt, daß es so kommen würde?" Aber nein, diese traurige Freude werde ich ihnen nicht gewähren. Ich will von mir jeden Fehler, jede Nachlässigkeit, jedes Unrecht entfernen, welches mir Gefahr zuführen kann. Ich will gerecht und redlich wandeln, im Geheimen, wie im Oeffentlichen; so werde ich meine Widersacher besiegen, ihre bösen Wünsche vereiteln, ihre Arglist zu Schanden machen. Sie werden mir endlich Hochachtung statt Haß, Lob statt Tadel zollen müssen. So soll der Christ seine Feinde besiegen!

So lange deine Wege nicht dem Herrn wohlgefallen, o mein Christ, so lange stehst du von Tadlern und Menschen umringt, die dir nicht wohlwollen. Aber wenn Jemands Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden. (Sprichw. Sal. 16, 7.)

Erkennst du, o Christ, die tiefe Wahrheit dieses göttlichen Wortes? Warum denn so trostlos wegen der Verfolgung deiner Feinde? Bist du es nicht vielmehr, der sich selbst verfolgt durch seine eigenen Fehler? Steht es nicht in deiner Gewalt,

den Haß der Feinde durch deine Tugend endlich in Liebe, und den Zorn derselben in Bewunderung zu verwandeln?

Warum erbittert dich der allzustrenge Tadel oder der mißgünstige Spott deiner Gegner? Ach, sie spotten ja nicht über deine guten Thaten — sie schweigen nur von ihnen; sie suchen sie nur zu verkleinern. Sie tadeln nicht deine Tugend, sondern deine Fehler. Um eines einzigen Fehlers, um eines einzigen Fleckens willen, der ihnen anstößig ist, verwerfen sie deinen ganzen Werth. Sie thun unrecht. Aber thust du nicht unrecht, wie sie, weil du ihnen nicht den Anlaß zum Tadel entziehst?

Warum willst du gegen sie vertheidigen, was nicht zu vertheidigen ist? Warum willst du deine Schwachheiten beschönigen, deren Häßlichkeit keine Schminke bedeckt? Warum willst du vielleicht ihnen recht zum Trotze deine Lebens- und Handlungsart beibehalten, wodurch du das Herz der Menschen und das Wohlgefallen Gottes von dir abwendest? — Dies sind die Wege, die dem Herrn mißfallen; darum umringt er dich mit Widersachern. Verfolge diesen Weg nicht weiter, oder du laufst in den Abgrund, an welchem dich das Hohngelächter deiner Feinde erwartet.

Warum quält dich die Lieblosigkeit menschlicher Urtheile über deine Handlungen? — Hast du auch deine Mitmenschen von der Güte deiner Absichten, von der klugen und gerechten Wahl deiner Mittel überzeugt? Hast du sie vielleicht selbst durch die unvorsichtige, übelberechnete Art deines Betragens zu fal- und gehässigen Urtheilen über dich verleitet? Hast du schon darauf gesonnen, Alles an dir abzuthun und zu vermeiden, was dich Andern mißfällig machen kann? — Und wenn du dies nicht thatest, wenn du aus stolzem Eigendünkel, oder aus Trägheit, oder aus Trotz unterliessest, die Herzen und das Vertrauen zu gewinnen; wenn du dadurch dich selbst verhindertest, das Gute alles zu thun, was du hättest wirken können: so sind dies die Wege, welche auch dem Herrn nicht wohlgefallen. O so klage nicht die Menschen an, welchen du eine falsche Vorstellung von dir beibrachtest: sondern klage dich an! — Aendere dich! und

das Urtheil der Menschen wird sich mit dir ändern. Wandle nur die Wege, die dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch deine Feinde mit dir zufrieden!

Doch nicht immer und in Allem kannst du dich nach dem Urtheile der Menschen richten. Es gibt auch Verhältnisse, wo man Gott mehr gehorchen soll, als den Menschen. Es gibt Umstände, wo wir, im Bewußtsein der Gerechtigkeit unserer Absichten und Mittel, mit Festigkeit unsern eigenen, und nicht fremden Ueberzeugungen folgen sollen; es gibt Gelegenheiten, wo wir, um einen wohlthätigen Zweck zu erreichen, von der gewöhnlichen Straße abweichen, unsere beste Absicht sogar verschleiern und verbergen müssen, weil es die Klugheit befiehlt.

Und hast du den Muth, ein edles Werk zum Wohl deiner Mitbrüder zu vollbringen: so habe auch den Muth, Spott und Tadel derer zu ertragen, die dich verkennen. Leicht wirst du es fühlen, wenn der Tadel treffend sei, oder ungegründet. — Habe den Muth, unter jeglicher Widerwärtigkeit deinen bessern Ueberzeugungen standhaft zu folgen! genug, wenn dich das süße Bewußtsein tröstet: du handelst, wie deine Pflicht gebeut; genug, wenn dein Gewissen dir gutes Zeugniß gibt; genug, wenn du nicht Ursache hast, deiner Absichten willen vor den Menschen irgend einmal zu erröthen; genug, wenn du auf Gottes Wegen wandelst!

Dann laß die unwissende Menge wider dich schreien; die Spötter laß spotten. Gott der Allwissende sieht dich, kennt dich, segnet dich. Gott der Allgerechte wird richten. Vollende dein Werk, und gehe den Weg des Herrn — da verläßt dich seine heilige, mächtige Hand nicht. Gott ist es, der die Herzen deiner Feinde regiert: er wird sie mit dir zufrieden machen; sie werden dir mit Rührung und aller Bewunderung deines Muthes versöhnt in die Arme sinken. Sie werden, und sollten sie dich durch das ganze Leben hindurch nie verstehen, deines Edelmuthes willen noch über deinem Grabe dich segnen müssen.

Die Edelsten der Menschheit, hatten sie nicht bei den heiligsten und wohlthätigsten Zwecken immer mit den schmählichsten Verfolgungen zu kämpfen? Sah man sie nicht verkannt, ver-

achtet, in Armuth, in Gefängnissen, unter dem Drucke aller Leiden? Sah man sie nicht oft noch in dem Augenblicke verkannt, wenn ihr Auge schon unter dem Kusse des Todes brach, der sie freundlich aus der undankbaren Welt in ein besseres Sein hinüberführte? — Aber dennoch ging ihre Sache nicht unter, der sie ein ganzes Leben voller Elend dargebracht hatten. Gott machte endlich ihre Feinde mit ihnen zufrieden. Der Segen und die Dankesthränen einer bessern Nachwelt folgten ihnen über dem Grabe zum Himmel, und im Andenken der Nachkommen glänzt ruhmvoll der Name derer, welche während ihres Erdenlebens nur Hohn und Schmach ärnten konnten.

Wenn Jemands Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er seine Feinde mit ihm zufrieden. Spruch voll göttlichen Trostes für jeden Freudenlosen, der unter den unverdienten Kränkungen seiner Feinde fast erliegen will! Himmelsbalsam auf die Wunden, welche Neid, Mißgunst und Bosheit geschlagen haben! Ja, dem Gerechten und Guten muß endlich auch hier Alles zum Besten dienen.

Jesus, zu Dir blicke ich nun empor; Du, dessen heilige Wege immerdar Gott gefielen, auch Du sankst unter der Grausamkeit deiner Verfolger — aber nur auf eine geringe Zeit. Herrlich führte Dich Dein Vater zum Triumph, und beschämt sanken alle Deine Verfolger Dir zu Füßen. Du, den in Knechtsgestalt einst die Geringsten im Volke verachteten, verstießen; Du, den Missethäter noch in der bittersten Sterbestunde verhöhnten: Du sahest Deine Widersacher alle vernichtet, und betend im Staube blickt heute eine Welt ehrfurchtvoll und Dank stammelnd zu Deiner Majestät empor. Und die Dich einst verdammten, sie seufzten bald wieder nach Deiner Barmherzigkeit.

An Dir und in Dir hat sich Gottes Macht herrlich geoffenbaret, an Dir bewiesen wunderbar, wie er das Herz deiner Feinde regiert hat. Ach, wie Du, so laß auch mich die Wege gehen, die Gott wohlgefallen: wen habe ich dann zu fürchten? Dann wird der Herr auch meine Feinde mit mir zufrieden machen, und durch die Gerechtigkeit meines Thuns sie beschämen!

Erhebe dich, meine Seele, mit neuer Kraft — prüfe und

ere die Urtheile aller derer, die dir ungünstig sind; erfor-
wodurch du ihr Mißfallen erweckteſt; horche auf ihren
l, oder suche ihn zu errathen, und dann lege ab, was ihnen
ßig war. Zeige ihnen durch dein Leben, daß du nicht das
wofür sie dich halten. Erhebe dich mit neuer Kraft, o
e Seele, und ehre selbst deine Feinde. Denn sie sind es,
ir oft am genauesten den Weg anzeigen, welcher dem Herrn
gefällt! Sie sind es, die, ohne es zu wissen, die Schutz-
er deiner wankenden Tugend werden. — Weichet aus meiner
st, ihr unreinen Gefühle gekränkter Eigenliebe, und ver-
delt euch in Gefühle der Demuth und Selbstkenntniß! Flie-
von meinem Herzen, ihr Gelüste nach Wiedervergeltung und
ge — der Nachahmer Jesu rächt sich an seinen Feinden nur
h höhere Tugenden! — Ich will, ja, ich will die Wege wan-
, die dem Herrn wohlgefallen: so wird er auch meine Feinde
mir zufrieden machen!

23.

Der Christ und seine Widersacher.

Röm. 12, 17. 21.

Gott, ich will gerecht und billig
Gegen meine Feinde sein;
Keinen drücken, lieber willig
Jedem, der mich kränkt, verzeih'n.

Hab' ich Macht, ich will sie nützen,
Den Bedrängten zu beschützen;
Eilen, wo Verlass'ne flehen,
Ihnen liebreich beizustehen.

lbst der allergerechteste, der menschenfreundlichste Mensch
n auf Erden nicht ohne Gegner sein. Je mannigfaltiger und
lochtener seine Verhältnisse sind, je größer ist die Zahl seiner
ersacher, seiner Tadler und derer, die ihm übel wollen. Es
lso nur ein eitler Traum, sich einzubilden, man könne auf
en seine Tage ganz ohne Kampf, ganz ohne Streit, in süßer
ge zubringen; man könne sich gleichsam schon hienieden einen
himmel schaffen, der durch keine Zwietracht gestört würde.

Wer war gerechter in seinen Handlungen, sanfter in seinen Gesinnungen, als Jesus, das ehrwürdige Vorbild menschlicher Heiligkeit? Er, die Liebe selbst, dessen Wille es immerdar gewesen, sich zum Heil der Sterblichen freudig aufzuopfern; er, der in der Einsamkeit seines Schmerzes Thränen weinte, und keinen süßern Beruf kannte, als die Thränen Anderer zu trocknen — selbst er war nicht ohne Feinde. Wie er die heuchlerischen Pharisäer verfolgte, verfolgten sie ihn bis zum Tode. So sah man früher oder später alle großen und guten Menschen im Kampf mit ihren Zeitgenossen, von denen sie verkannt, oder mit tiefer Schmach verurtheilt wurden. Waren aber auch die Bessern unter den Sterblichen nicht frei von Zwist und Hader, den sie zu meiden suchten: um wie viel weniger konnten denn die Schlechtergesinnten, die Leidenschaftvollen, die ihren Begierden keinen Zaum anlegen wollten, ohne Zank und Hader bleiben!

Wenn ich aber ernsthaft untersuche, woher so viel Uneinigkeit unter den Menschen entspringe, und warum sie sich die flüchtigen Tage ihres Lebens oft sichtbar mit Muthwillen gegenseitig verbittern: so erkenne ich bald, daß an diesem Uebel selbst nicht einmal immer die Bosheit und Verderbtheit der Menschen Schuld sei. Es sind unzählige große und kleine Ursachen vorhanden, welche Widerspruch in Gesinnungen, Worten und Thaten sogar unter den bessern Menschen erzeugen; — Ursachen, welche von der göttlichen Welteinrichtung selbst abhängen.

Mehr oder weniger hat jeder unserer Nächsten schon von Natur ein besonderes Temperament, welches ihn in seiner Art zu denken und zu empfinden leitet; jeder hat von Kindheit auf andere Kenntnisse gesammelt, andere Erziehung erhalten, wodurch er von uns in seinen Urtheilen und Ansichten der Dinge verschieden wird; ieder hat in seinem Leben Schicksale und Erfahrungen gehabt, welche den unsrigen nicht gleich sind; jeder hat seine besondern Verhältnisse, in denen er nun dasteht, und wo seine Wünsche und Absichten von den unserigen sehr abweichend sein müssen; jeder hat so viel Liebe seines Selbstes, daß er sich und seine Denkart und seine Neigungen nicht einem

Zweiten unterwerfen kann, und gleichsam aus sich selbst herausgehen und nur der Schatten eines Andern werden möchte.

So entsteht dann nothwendig bei der tausendfach verschiedenen Richtung menschlicher Wünsche und Bedürfnisse mancherlei Gegenstreit; so entspringt aus der unsäglichen Verschiedenheit der Ansichten, Erfahrungen, Kenntnisse und Meinungen nothwendig ein vielfacher Widerspruch der Urtheile. Wenn dann zu diesem Streit der Bedürfnisse, zu diesem Widerspruch der Gesinnungen noch stürmische Leidenschaften sich gesellen: so erhebt sich der verderblichste Hader.

Allerdings liegen also die ersten Quellen des gegenseitigen Widerstrebens der Menschen ausser ihrer eigenen Gewalt. Sie gründen sich in der göttlichen Einrichtung der Welt selbst. Ich erkenne, daß das, was erst durch Leidenschaften und Bosheit zum Verderben wird, ursprünglich eine hohe Wohlthat sei. Denn ohne jene Mannigfaltigkeit der Temperamente, der Ansichten, Erfahrungen und Neigungen, würde die Ausbildung des menschlichen Geistes nur langsam oder gar nicht fortschreiten. Wenn Alle einerlei Blut, einerlei Verstand, einerlei Neigungen, einerlei Erfahrung hätten, würden tausend Menschen einem einzigen gleichen; sie würden mitten im Gewühl einsam stehen; sie fänden überall nur immer sich selbst wieder. Keiner wüßte viel mehr als der Andere; Keiner würde sich bemühen, einen Irrthum abzulegen, weil ihn Alle hätten; Keiner würde zur Untersuchung und Prüfung seiner Einsichten gereizt werden, weil ihm Niemand widerspräche; Keiner würde sich bestreben, edler und frömmer zu werden, weil ihn Niemand tadelte, und Alle nothwendig einerlei Fehler haben würden.

Aber nun tritt Verschiedenheit der Gemüthsstimmung, der Erfahrung, der Neigung ein. Sogleich entstehen Trennung, Wettstreit, gegenseitige Prüfung, gegenseitiger Tadel des Unvollkommenen, Streben nach dem Bessern, Trachten nach frömmerm Sinn und reinerer Erkenntniß. Jeder in seinen Umständen macht neue Bemerkungen, entdeckt etwas Neues, theilt es mit, leidet Anfangs Zweifel und Widerspruch, berichtigt dadurch das Mangelhafte seiner eigenen Urtheile, während Andere sich mit

den von ihm entdeckten Wahrheiten bereichern. So übt dieser Kampf der Kräfte alle Kräfte, die sonst in träger Ruhe unbenutzt blieben; so steigern sich Eins ums Andere die menschlichen Einsichten; so vernichtet Einer dem Andern die anklebenden Fehler. Wir leiden bei diesem Wettstreit und Widerspruch manche Unannehmlichkeit. Aber unsere Klugheit ist geschärft, unsere Erfahrung vermehrt, unsere Weisheit mächtiger, und dies ist Ersatz für die vorübergehenden Uebel und Ungemächlichkeiten. Unser Geist wird gleichsam durch eine gewaltige Nothwendigkeit, die Gottes Hand in die Natur der Dinge gelegt, getrieben, vollkommener zu werden, und zu höhern Bestimmungen tüchtig zu sein. So reift die Traube am Rebstock nur unter Stürmen, die den Luftkreis reinigen, unter dem kalten Thau der Nächte, unter der brennenden Hitze der Mittagssonne, unter Regengüssen und Gewittern.

Auf diese Art erkenne ich auch die schreckliche, unausweichliche Nothwendigkeit der Kriege, die von jeher, seit Menschen geschaffen wurden, unter den Völkern geführt wurden. Denn wie oft die Rechte und Absichten einzelner Menschen in Streit gegen einander gerathen, können auch die Rechte und Angelegenheiten großer Völker einander widersprechen. Den Streit des Einzelnen mit dem Einzelnen kann das Gesetz und der Richter schlichten; aber von einander unabhängige Völker haben keinen gemeinschaftlichen Richter, kein gemeinsames Gesetz. So müssen sie, wenn durch den Ungestüm oder die Hartherzigkeit des einen oder andern kein Vergleich möglich ist, ihre Rechte und Ansprüche durch Gewalt behaupten, wenn nicht eins der Sklav des andern sein will. — Ich erkenne daher mit der Unvermeidlichkeit der Kriege auch meine Verpflichtung als Staatsbürger, als Christ, daß ich, wenn meine Mitbürger, meine Obrigkeit, mein Vaterland in Gefahr sind, mich willig zu ihrer Unterstützung hingeben soll, daß ich nicht voller Eigennutz und Selbstsucht das Ganze zu Grunde gehen lassen soll, wenn ich dafür nur meinen kleinen Theil rette; daß ich mich nicht eigennützig den Lasten des Vaterlandes entziehen soll, da ich doch gern

von den Wohlthaten seines Friedens, von den Wohlthaten seiner Gesetze Gebrauch mache und Nutzen ziehe.

Freilich scheint es ein Widerspruch zu sein, wenn ich als Christ verpflichtet bin, die höchste Menschenfreundlichkeit zu haben, und von der andern Seite mir Theilnahme am Zwist der Menschen, selbst an Gewaltthätigkeit und Blutvergiessen zur Pflicht gemacht wird. Welchem Gebote soll ich gehorchen? Wie kann ich das Gesetz der Liebe mit dem eisernen Gebote der Feindschaft in meiner Brust paaren? Wie kann ich segnen und zugleich fluchen, wohlthun und zugleich beleidigen?

In der That hat es viele Christen gegeben, welche diesen Widerspruch, obgleich er nur scheinbar ist, nicht zu lösen wußten, und die daher zu einem ihrer Grundgesetze machten, niemals persönlichen Antheil an einem Kriege zu nehmen. Sie beriefen sich auf die Worte unsers Heilandes, welcher sagte, es sei seliger, Unrecht dulden, als begehen; oder der in der Bergpredigt rief: Ihr sollt nicht dem Uebel widerstreben; sondern, so dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar; und so Jemand mit dir rechten will, und deinen Rock nehmen, dem biete den Mantel auch dar; und so dich Jemand nöthigt eine Meile, so gehe mit ihm zwei. (Matth. 5, 39—41.)

Allein sie bedachten nicht, daß diese Rede Jesu bildlich zu nehmen ist, und daß er damit nur die liebreichste Sanftmuth, die hingebendste Versöhnlichkeit bezeichnen wollte, welche, wenn es darauf ankommt, Frieden zu stiften, kein Opfer scheut. Er sagte dieses Wort im Gegensatze gegen das im mosaischen Recht streng ausgesprochene Vergeltungsrecht: Auge um Auge, Zahn um Zahn, welches die Rachsucht begünstigte. Er pflegte aber gern seine Gegensätze stark und schlagend auszudrücken, um Eindruck zu machen, indem er es dem denkenden Geist, dem fühlenden Herzen überließ, das rechte Maß und die rechte Mitte zu treffen, und dann wohl auch selbst bei einzelnen Fällen nähere Erläuterung gab, oder durch sein Beispiel lehrte, wie man solche allgemeine Aussprüche zu nehmen habe. Kein Opfer soll für den Christen zu groß sein, um den Frieden zu erhalten und

zu stiften; aber das Recht, die heilige Ordnung selbst, soll er nicht aufopfern. Wo die Nachgiebigkeit nicht dazu dient, die Rohheit und Gewaltthätigkeit zu besänftigen und zu versöhnen, da sollen wir einen gemäßigten Widerstand beweisen, jedoch immer ohne alle Rachsucht und Leidenschaftlichkeit. Petrus handelte leidenschaftlich, als er bei Jesu Gefangennehmung mit dem Schwerte drei schlug: dadurch wurde die Rohheit nur noch mehr entflammt, und kein Friede gestiftet. Jesus verwies es ihm, und machte wieder gut, was er verdorben hatte, indem er die geschlagene Wunde heilte. Als ihm aber im Verhör vor dem Hohenpriester ein Diener einen Backenstreich gab, setzte er ihn deswegen zur Rede, und sagte: Habe ich übel geredet, so beweise, daß es böse sei, habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich? (Joh. 18, 23.) Durch diesen sanften Widerspruch machte er sein Recht geltend, aber auf eine Weise, welche den rohen Menschen zum Gefühl seines Unrechts bringen konnte. Auf diese Weise bestand der Apostel Paulus auf seinem Rechte in Philippi, wo man ihn und Silas ohne Urtheil und Recht gefangen gesetzt hatte, und auch eben so wieder entlassen wollte, indem er verlangte, daß die Richter selbst kommen und die Freilassung ankündigen sollten. (Ap. Gesch. 16, 37.) Dadurch wollte der Apostel keine selbstsüchtige Rache üben, sondern die heilige Ordnung des Rechts aufrecht halten; und es gelang ihm, die Richter zur Erkenntniß des begangenen Unrechts zu bringen: Beleidigte und Beleidiger schieden versöhnt von einander.

Halten wir uns also an die Sätze: Es ist seliger, Unrecht dulden, als thun; und ists möglich, so habet mit allen Menschen Frieden! (Röm. 12, 18.) Blicken wir mit empfänglichem Sinn auf Jesu und seiner Jünger Beispiel, suchen wir uns den Geist der Sanftmuth, der in ihnen war, mit dem heiligen Eifer für die Gerechtigkeit eigen zu machen: so werden wir uns nicht an Worte hängen, die, einzeln gefaßt, uns verwirren könnten, und in der Nacht des Zweifels wird uns ein helles Licht umglänzen, bei welchem wir nicht irre gehen können.

Ist's möglich, so habet mit allen Menschen Frieden, so viel an euch ist.

Dies ist die erst leitende Vorsicht. Vermeide also allen Anlaß zu Feindseligkeiten, hüte dich vor allen Dingen, daß du nicht selbst durch Naturfehler, wie du sie vielleicht nennst, durch auffahrendes Wesen, durch Hang zum Spotten, durch angenommenen oder wirklichen Stolz deinem Mitmenschen beleidigend wirst, oft gegen deinen Vorsatz. Einem Freundlichen, der, was er will und thut, mit Güte und Schonung thut, zürnet nicht leicht Einer, selbst der Böseste nicht. Ruhige Würde und Sanftmuth entwaffnen selbst den Zornigen.

Wenn du Feinde hast unter den Menschen, prüfe dich genau, ob du nicht durch dein Verfahren, durch Uebereilung, durch Vorurtheil den Andern wider dich erbittert hast. Und wenn du dir es nicht läugnen kannst, daß du nicht ganz schuldlos seiest, daß du bei weitem nicht Alles gethan hast, was du doch wohl hättest thun können, um Zwietracht zu vermeiden: dann klage nicht darüber, daß du Feinde und Widersacher habest. Nein, Thörichter, du hast sie zu haben verdient.

Da der größte Theil der gewöhnlichen Uneinigkeiten aus bloßen Mißverständnissen herstammt, so lasse dir vor allen Dingen angelegen sein, diese zu verhüten. Weit entfernt, sie durch kindischen Trotz, durch kleinlichen Eigensinn zu unterhalten und zu vermehren, oder gar wohl aus gehässigem Stolz taub für Belehrung vom Bessern zu sein, suche Alles hervor, wodurch das Mißverständniß gehoben wird. Darum vertraue dich niemals dem Geschwätze geschäftiger Zwischenträger und Ohrenbläser, die dir üble Nachrichten zubringen. Sie thun es vielleicht aus Schadenfreude, aus Bosheit, oder aus Unverstand und leichtsinniger Gewohnheit. Sondern begib du dich selbst, im Gefühle deiner Unschuld, zu demjenigen, der dich verkennt und zu hassen anfängt; stelle ihm deine Unschuld dar, und wirb um seine Freundschaft, nicht mit Worten allein, sondern auch durch Dienste, die du ihm leisten kannst. Selten wird dir Einer widerstehen mögen. Und widersteht er dir dennoch, du hast dann als Christ deine Pflicht erfüllt, und dein Gegner steht im

Nachtheil gegen dich. Sprich nicht: mein Stolz erlaubt mir nicht, mich zu solchem Schritt zu erniedrigen; nein, es sei dein Stolz, einen Feind mehr und oft schon durch einige Worte der Klugheit und Freundschaft überwunden zu haben; es sei dein Stolz, deine und der Deinigen Lebensfreuden durch ein geringes Bemühen gegen fremde Leidenschaft gesichert zu haben. Verachte Keinen, sobald er dein Feind ist; auch der schwächste Mensch ist bei unvermutheten Anlässen groß genug, dir zu schaden.

Dulde es nicht, ruhe nicht, so lange du weißt, daß Einer ist, der etwas wider dich hat! Sprich nicht in deinem Herzen: Mir ist es gleichviel, ob mir Dieser oder Jener zürne! Die Sache hat nichts zu bedeuten. Ich fürchte mich vor Diesem oder Jenem lange nicht. Es ist nun so, es muß doch jeder Mensch seine Feinde haben! — Diese Gleichgültigkeit gegen der Mitmenschen Hochachtung und gegen die Freundschaft der Geringsten ist leider schon oft das Verderben der Größten gewesen.

Viele Feindschaften, durch welche das Glück ganzer Geschlechter zu Grunde ging, entstanden nur aus geringfügigen Ursachen, und erwuchsen nur durch jene Vernachlässigung allmälig zu der ungeheuern Ausdehnung, die endlich Alles verschlang, den Feind und den Freund, den Schuldigen und den Schuldlosen. Ein einziger Wassertropfen hätte im Anfang genügt, den Funken zu verlöschen, der vernachlässigt glimmte und fortglimmte, dann zur Flamme ward, dann zur Feuersbrunst, welche erst von Gemach zu Gemach aufschlägt, dann von Haus zu Haus fährt, dann von Straße zu Straße raset. Ein einziges mildes, verständiges Wort, eine einzige gegenseitige Erklärung wäre oft hinreichend gewesen, den ersten Keim des anfangenden Mißverständnisses zu ersticken. Es geschah nicht. So erkalteten die Herzen nach und nach immer mehr: so fing man an, sich gegenseitig immer mehr übel zu deuten, auch selbst das Unschuldigste; so glaubte sich jeder Theil von dem andern stärker gekränkt; die Erbitterung steigt; Gelegenheiten bieten sich willig der Rache dar; der gegenseitig gestiftete Schaden häuft sich; die Versöhnung wird erschwerter, die Ausgleichung oft

unmöglich; der Groll wird unveränderlich, und der Haß geht zu den Kindern über.

Dies ist die Geschichte vieler großer Feindschaften, in denen häusliche Wohlfahrt und Ruhe unzähliger Menschen zu Grunde ging. Vergebens waren nachher alle Klagen; jeder von den Leidenden hatte sich selbst anzuklagen, weil er nicht mit christlicher Klugheit in jener Stunde den Wassertropfen hingeben wollte, mit welchem er einen Funken auslöschen konnte, in dessen Schooße eine Feuerbrunst lag.

Darum verachte keinen Zwist, er sei noch so gering; verachte keinen Gegner, er dünke dich auch noch so klein. Willst du Weiser, willst du Christ sein, so gehe hin, und fordere die Hand der Freundschaft von deinem Bruder wieder, die er dir entziehen will. Erdulde lieber ein geringes Unrecht, laß dir selbst eine kleine Aufopferung gefallen; du wehrest vielleicht einen unabsehbaren Schaden ab. Sprich nicht: aber warum soll ich den ersten Schritt thun; bin ich's doch nicht, der den Andern zuerst beleidigte! O weißt du denn, ob er nicht aus Mißverständniß sich zuerst von dir gekränkt glaubte? Raube ihm seinen Irrthum, und du hast den Triumph, dir ein Herz wieder gewonnen zu haben. Sprich nicht: aber der mich haßt, ist ein schlechter, ungerechter, boshafter Mensch! Sei du der Bessere, sei du der wahre Christ, und thue ihm Gutes, nimm ihm seine Vorurtheile, die er gegen dich hat, und sammle feurige Kohlen auf seinem Haupte, das heißt, mache ihn durch deine Handlungen schamroth über den Irrthum, daß er dich für noch schlechter hielt, als sich. Und zudem, wenn auch dein Widersacher Eigenschaften und Fehler hat, die dir mit Recht mißfallen, so muß er doch gewiß auch seine guten Seiten haben; denn er hat ja auch Freunde, von denen er geliebt, Menschen, von denen er geachtet wird. Dünke dich nicht selbst weiser und besser als Andere.

Wenn du aber endlich Alles gethan, einen Widersacher zu versöhnen, einen Zornigen zu besänftigen, einen Ungerechten zur Erkenntniß des Rechts und deiner Unschuld zurückzuführen; wenn dir dein Gewissen vor Gott Zeugniß gibt, du habest nichts versäumt, und dein Feind dich dennoch verfolgt, dann — —

keine Rache! sondern beschütze dich selbst und dein Recht. Du stehst nicht einsam. Gott ist mit dir. Für deine Unschuld, für deine Sache steht das vaterländische Gesetz, der Richter und die Macht der Obrigkeit. Diese rufe an; sie lasse walten; dürfte du nicht nach Rache und Erdrückung des Gegners, sondern beklage in ihm den Irrenden, der sich durch keine Güte belehren, und zur Anerkennung keines Rechts bewegen lassen wollte. So bist du in den Stand der Nothwehr zurückgetreten, die sich nicht nur mit allen deinen Pflichten als Christ verträgt, sondern dir selber eine der heiligsten Pflichten ist.

Denn ist dir geboten, den Armen wohlzuthun, so beschirme dein Eigenthum wider die Gewalt habsüchtiger Ungerechtigkeit; ist dir geboten, deine Kinder, welche dir Gott gab, auf eine würdige Weise zu erziehen: so rette dir dazu die nöthigen Mittel gegen die Angriffe der Bosheit und Hinterlist. Willst du unter den Menschen Gutes wirken, so bewahre dich in ihrer Hochachtung und Liebe, und schütze deines Namens Ehre gegen die Versuche böswilliger Verleumdung; willst du eine Stütze deiner Familie und deines Vaterlandes sein, so vertheidige dein Leben gegen den, der es antastet.

Wie kannst du deine Christenpflichten als Mensch, als Bürger, als Gatte, als Vater, als Mutter, als Kind erfüllen, wenn du die unentbehrlichsten Hilfsmittel zu deinem Zwecke vernachlässigst, oder dir durch Bosheit und Muthwillen entwenden lässest? Ist nicht das Leben die erste Bedingung, durch welche du allein Gott gefällige Werke üben kannst? Sind nicht Gesundheit, Eigenthum und guter Name die nothwendigsten Bedingungen, ohne welche du kein Gutes auf Erden zu thun vermagst? Können Zucht, Ordnung, Frieden und Lebensglück bestehen, wo gegen die Anfälle des Bösen kein Schutz, gegen den Mörder keine Vertheidiguung, gegen den Räuber keine Sicherheit gilt?

Darum ist die Obrigkeit von Gott verordnet, und keine Obrigkeit ohne von Gott. (Röm. 13, 1.) Sie ist nicht den guten, sondern nur den bösen Werken furchtbar; Gottes Dienerin, dir zu Gute. (Röm. 13, 3. 4.)

Nothwehr gegen Widersacher, welche auf keine andere Art n die Schranken ihres Rechts und ihrer Pflichten zurückzubrin-ıen sind, ist daher nicht nur erlaubt, sondern des Christen Pflicht, veil er ohnedem keine seiner Pflichten üben könnte. So trat Paulus, als er gestäupt werden sollte, muthig in sein Recht, nd vertheidigte es. Er machte die Vorzüge seines römischen Bürgerrechts gültig, da man in der Wuth zu den niedrigsten Volksstrafen ihn verdammen wollte. „Ist's auch recht bei euch, inen römischen Menschen ohne Urtheil und Recht zu geisseln?" Apost. Gesch. 22, 25.)

Die Nothwehr des Christen gegen Bedrängungen der Un-ıerechtigkeit beobachtet aber jederzeit die Grenzen weiser Mäßi-ıung. Nothwehr ist keine Erbitterung, kein Haß; Nothwehr st keine Rache; das heißt, keine Sehnsucht, ein erlittenes Uebel nit ähnlichen oder noch größern Uebeln an dem Widersacher zu ergelten. Es ist genug, mein Recht geschützt zu haben; weiter u gehen, habe ich selbst keine Befugniß, ohne mich vor dem all-ıerechten Gott sträflich, vor den Menschen verantwortlich, vor neinem eigenen besseren Bewußtsein verachtungswürdig zu ma-hen. Dem Weisen ist Selbstvertheidigung Pflicht; Rache ge-ört dem vernunftlosen Thier.

Und hast du dich deines Feindes erwehrt: dann höre auf, hm zu zürnen; denke nicht mehr daran, ihn zu verfolgen. Hast u ihn mit Macht oder Recht besiegt: dann verherrliche dein Herz durch den Glanz der Religion, läutere dich von jeder un-reinen Leidenschaft, und besiege den Widersacher noch einmal urch Großmuth, indem du ihm, wo er Beistandes bedarf, Beistand und Wohlthäter wirst. Es ist möglich, daß er deine Freundschaft, deine Achtung verloren; es ist möglich, daß er der Freundschaft und Achtung der Guten unwürdig ist; aber des Mitleids der Edeln ist jeder Unglückliche würdig, und der Hilfe Jeder, der in Noth ist. Nicht daß du Gefühle zärtlicher Neigung gegen ihn in deiner Brust erzwingen solltest, aber Werke der Liebe sollst du ihm erzeigen, wo sich der Anlaß dazu beut. Entziehst du sie ihm, so besudelt noch Rache dein Herz und ent-ehrender Groll entstellt dich. Mag er dich verfluchen, du aber

segne ihn; mag er dich auch hassen, du aber, als besserer Mensch, thue ihm wohl, und vergilt nicht Böses mit Bösem.

So steht der Christ zu seinem Widersacher. Nicht immer kann er Mißhelligkeiten vermeiden, wohl aber durch weises und vorsichtiges Betragen ihre Zahl vermindern, oder ihr Ueberhandnehmen unterdrücken. Nicht immer kann er ohne Feinde bleiben; aber sein Recht mit Anstand und Muth, wie er soll, vertheidigen gegen den Ungerechten, ohne darum diesen zu hassen, und nach Rache zu gelüsten.

Noch in der Tiefe Deines größten Jammers, in welchen dich menschliche Bosheit stürzte, o mein Jesus, bliebst Du ferne von jeder Rache, bliebst Du Menschenfreund. Als Deine Unschuld verkannt ward, tratst Du vor den Richter, der sie beschirmen sollte, und vertheidigtest sie vor dem Stuhle des Hohenpriesters und des Landpflegers. Aber, da selbst die Blödsichtigen, welche Dich beschützen sollten, die obrigkeitliche Gewalt mißbrauchten, Dich verdammten, zu Tod und Schmach verdammten, betete Deine liebende Seele noch für sie zum Himmel, riefst Du noch in Todesschweiß und blutenden Wunden: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

Heiliges Urbild der Gerechtigkeit und Güte, größter der Menschenfreunde, den noch heute das Weltall bewundert, wie er unter seinen Widersachern erhaben und großmüthig dastand — der, als jede Vertheidigung der Unschuld fruchtlos blieb, ohne Zagen, mit himmlischer Ergebung und Seelenhoheit dem Untergange zuschritt — Jesus Christus, wie Du, laß auch mich unter den Menschen wandeln.

Und wenn die Leidenschaft des Zorns in meinem Herzen bei erlittenem Unrecht aufwallt, dann will ich eingedenk sein, wie Du noch größeres Unrecht littest, als ich. Wenn die Vertheidigung meiner Unschuld und meines Rechtes vergebens wird, dann will ich mit dem Gefühl der unbesiegten, wenn gleich nicht anerkannten Unschuld mich duldend ergeben, und durch Großmuth und Liebesthaten selbst gegen meine Feinde beweisen, daß ich nicht verdiente, gehaßt zu werden; daß Du, Jesus, mein Lehrer bist!

24.

Versöhnung.

Matth. 5, 23. 24.

Der Du für die Uebelthäter
Um Geduld bat'st, und die Last
Unsrer Schuld getragen hast,
Unser Mittler und Erretter!
Lehre, wie ich gütevoll
Meine Feinde segnen soll.

Deine Thränen, wie sie flossen,
Als Dein Aug' um mich geweint,
Laß mich seh'n, o Menschenfreund!
Laß mich seh'n Dein Blut vergossen,
Daß auch ich vom Grolle frei,
Meinem Feind Wohlthäter sei.

Kein Geschäft wird den Menschen, wie sie nun einmal sind, schwerer, als sich mit Jemand aufrichtig zu versöhnen, von dem sie beleidigt worden sind. Da stemmt sich mit trotziger Kraft in ihnen der roh-thierische Trieb der Rache und Vergeltungssucht entgegen; da wird der eigenwillige Stolz, unter dem Namen des edeln Selbstgefühls, laut, und will sich von seinen Rechten nichts vergeben und spricht: Andere haben so nahe zu mir, als ich zu ihnen. Ich bin nicht der Urheber des Zwistes, nicht der anfangende Theil gewesen, warum soll ich nun um Frieden bitten und Freundschaft suchen, als wäre ich der einzige Schuldige? Da sucht das widerstrebende Herz, auch wenn es die Pflicht der Versöhnlichkeit wegzuläugnen nicht Rohheit genug hat, allerlei Beschönigungen seines Weigerns, den ersten Schritt zu thun, und tausend scheinbare Ausflüchte, um sie vor Gott, den Menschen und sich selbst zu rechtfertigen.

„So wörtlich hat es Jesus nicht verstanden," sagt man, „daß ich sogleich nach einer alten, oder vielleicht frisch empfangenen Kränkung hingehen und wieder Versöhnung anbieten solle." Aber wörtlich hat er es verstanden: du sollst gerade denjenigen, der dich beleidigte, zum auserwählten Gegenstand deines Wohlthuns, deiner Dienstgefälligkeiten machen; du sollst eben am wenigsten der Feind dessen sein, der dein Feind ist.

Denn wörtlich übte auch Jeſus ſeine Ermahnung: Segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen, und ſammelt feurige Kohlen auf ihren Häuptern, das heißt: zeiget ihnen in Wort und That, daß ihr edler und erhabener ſeid, als ſie, indem ihr mit Güte, die ſie nicht verdienen, Kränkungen erwiedert, die ihr nicht verdienet, und ſo ſie zur Erkenntniß ihrer Schlechtigkeit bringet, daß ſie euch nicht anſehen können, ohne brennende Schamröthe auf ihren Wangen.

„Ich will meinem Widerſacher verzeihen im Herzen, aber mehr kann man von mir nicht fordern!“ ſagt man. Iſt dies nicht eine der alltäglichen, groben Selbſttäuſchungen gemeiner Seelen? Du willſt im Herzen verzeihen, Gott ſoll es wiſſen: aber warum nicht dein Gegner? Iſt dies aufrichtige Vergebung, wenn der nichts davon weiß, der ſie empfängt? Du verzeihſt im Stillen, aber dein äuſſerliches Schweigen pflanzt den alten Groll und deſſen Nachtheile fort. Es wird nicht von dir gefordert, daß du hingehſt und mit Worten ſprichſt: ich verzeihe dir und verlange Verſöhnung! Aber von dir wird gefordert, daß du durch Thaten deine aufrichtige Verzeihung ausſprecheſt und dem Gegner damit verkündeſt, du haſſeſt ihn nicht.

„Vergeben will ich es, aber vergeſſen kann ich es nicht!“ ſagt man. Das heißt gewöhnlich ſo viel, als: rächen will ich mich nicht, aber wieder freundſchaftliche Dienſte und Gefälligkeiten erweiſen, davor werde ich mich hüten. Iſt aber das keine Rache unter anderm Mantel, wenn du dem, der dich kränkte, nirgends mehr Gefälligkeiten und Liebesdienſte erzeigen willſt? Jeſus fordert uns auf, auch des Feindes Freund zu ſein. Iſt es Liebe, wenn man zufrieden iſt, Andern nicht zu ſchaden? es ruhig geſchehen zu laſſen, wenn Andere Andern ſchaden?

„Es wird ſchon Gelegenheit kommen, daß ſich wieder ausgleichen läßt, was wir gegen einander haben!“ ſagt man. Woher weißt du, daß wirklich die Gelegenheit kommen wird? Du möchteſt die Verzeihung oder Verſöhnung aufſchieben, weil es dir eigentlich mit derſelben kein Ernſt iſt. Wäreſt du wahrhaft ein edelſinniger Menſch, du würdeſt die Gelegenheit mit Ver[illegible]aufſuchen, der Gegenpartei zu zeigen, daß du nichts

wider sie habest; daß du dich nicht länger beleidigt fühlst. Ja, wenn dein eigenes Gewissen eingesteht, du seiest vielleicht selber in der ersten Aufwallung zu weit gegangen: was anders als elende falsche Scham hindert dich, hinzugehen und Verzeihung zu fordern? Sich rächen, oder Andere strafen, ist thierisch angenehm; aber groß genug denken, sich selber zu strafen, das ist himmlische Empfindung. Warum willst du stolzer sein, dem Thiere mehr, als dem Engel zu gleichen? Weil du kein Nachfolger Jesu, sondern ein von verächtlichen Gesinnungen befangener Mensch bist.

Ich habe mir in meinem Betragen nichts vorzuwerfen; ich bin der beleidigte Theil. Hingehen und Versöhnung fordern, oder dergleichen nur durch liebreiche Handlungen herbeirufen, hieße, ich wolle mich selbst ins Unrecht stellen und mich schuldig erklären. Ich will vergeben, aber mir nicht mein Recht vergeben. Dies zu schützen, gehört zu meinen ersten Pflichten." So spricht man. Man spricht so, wenn man seinen Zorn mit Vernunftgründen rechtfertigen möchte, ohne dabei zu bedenken, daß das, was an sich tadelhaft ist, durch nichts zu rechtfertigen ist. Und tadelhaft ist Alles, was aus irgend einer leidenschaftlichen Empfindlichkeit entspringt. Dein Recht sollst du allerdings schützen, aber mit gleicher Strenge auch die Rechte dessen ehren, wider den du eingenommen bist. Er hat dir durch sein Betragen Verachtung bezeugt; gleichviel. Dein Recht, dein Ansehen, deinen Werth beschirme; aber du hast keine Befugniß, auf irgend eine Weise Ansehen und Werth des Gegners zu schmälern. Was von seiner Seite Unrecht war, kann durch Erwiederung bei dir nicht zum Recht werden. Du bist der Verachtung werth, wenn du nicht durch Edelmuth im Stande bist, denen Achtung einzuflößen, die dir abgeneigt sind. Beweise von der einen Seite die Gültigkeit deiner angegriffenen Rechte, von der andern Seite aber auch deine Erhabenheit über niedrige Beleidigungen, und daß, wenn endlich sogar dein vermeintes Recht irgend zweifelhaft sein könnte, es doch niemals der gute Adel deiner Denkart ist.

„Mit der Bosheit," sagt man, „ist kein Friede zu stiften." Allerdings; doch mit den Personen ist er zu stiften. Hasse die

Sünde, aber den Sünder nicht. Du tadelst ja auch an dir lieben Freunden den Fehler, ohne darum die Freunde selbst zu verstoßen. Die Mutter straft ihr Kind und liebt es dennoch. Du schauderst vor dem Verbrechen des Missethäters, der auf den Richtplatz geführt wird, und empfindest Mitleiden gegen seine Person. Du erkennst hier die Möglichkeit, den wichtigen Unterschied zwischen Sache und Person zu machen, warum entgeht er dir in dem Augenblick, wenn du persönlich gereizt worden bist? Mache deines Gegners allfällige Bosheit dir unschädlich, aber schade dem Gegner nicht selbst, denn du würdest seine Bosheit gegen dich nur vergrößern. Vertheidigung und Nothwehr für dein Recht ist himmelweit vom Durst nach Vergeltung und Rache entfernt.

Völker vertheidigen gegen Völker ihr Recht mit dem Schwert, weil ein irdischer Richter über beide fehlt. Im Staate richten und strafen Gesetz und Obrigkeiten wegen verletzter Rechte des Bürgers. Kleinere Kränkungen sind jedem Einzelnen überlassen, abzuthun. Aber auch im offenen Kriege der Völker ist es denselben um ihr Recht nur, nicht um das gänzliche Verderben eines Volks zu thun; auch im Staate haben Gesetz und Obrigkeiten keinen Haß gegen die Person, sondern gegen das Verbrechen. Warum willst du wilden Völkern oder ungerechten Richtern gleichen, und die Person hassen, statt der Bosheit? Nichts kann dir mehr Ehrfurcht und Achtung bei deinen Gegnern erwerben, als diese unbestechliche Gerechtigkeit, daß du, auch beleidigt von ihnen, alle ihre übrigen guten Eigenschaften anerkennst, ihnen wohlthust, dienest, das Wort redest, wo du kannst, ohne darum ihren Fehler gut zu heißen.

Wenn wir von Jemand unfreundlich oder schlecht behandelt worden sind, pflegen wir uns ihn noch weit schlechter und abscheulicher vorzustellen, als er ist. All sein Gutes verkleinert sich in unsern Augen und sein geringster Mangel erscheint uns riesenhaft, die gleichgiltigste seiner Reden und Handlungen eine Verrätherin des bösen Gemüthes, und selbst das Gute, was er thut, nur eine Zweideutigkeit. — Wo wir solche Vorstellungen haben, da ist bei uns keine Gleichmüthigkeit, sondern Haß, Bos-

heit, Unwahrheit, leidenschaftliche Selbstverblendung. Es ist in uns kein großer Sinn, nicht Jesu Geist.

Wir pflegen mit eben so großem Unrecht zu hassen, als zu lieben. Gleichwie wir uns den, mit dem wir entzweit sind, viel schlechter denken, als er ist, stellen wir uns den viel besser vor, den wir lieben. An jenem vergrößern, an diesem verkleinern wir die allfälligen Fehler. Ohne diese alltäglichen Selbsttäuschungen der Menschen würden sie weder so geschwind zu grobem Haß, noch zu Schliessung vertrauter Freundschaften sein; weder so bitter hassen, noch so übereilt und innig lieben, als sie thun. Suche denn, willst du weise sein, an deinen Lieblingen das Mangelhafte, an denen, die dir zuwider sind, ihre schätzbaren Seiten auf; dann wirst du in deiner Freundschaft nie betrogen, in deinem Widerwillen mäßiger werden. Es ist auf Erden Niemand so vortrefflich, daß er unsere höchste Liebe verdienen könnte, eine Liebe, über welche wir heilige Pflichten versäumen dürften; aber es ist auch Niemand so böse, daß er nicht Eigenschaften besäße, derentwillen er wahrer Hochschätzung werth wäre.

Auch diejenige Person, mit welcher du gegenwärtig in Spannung lebst, stellt sich deine Denkart, dein Wesen, dein Betragen schlechter vor, als es ist. Denn blos daher rührt ihre Verachtung deiner, die dich doch im Grunde schmerzt. Wie könnte sie dich hassen, wenn sie von Hochschätzung für dich durchdrungen wäre? — Sie hat unwürdige und unwahre Begriffe von dir. Sie ist im Irrthum. Aber was hast du gethan, um ihr zu beweisen, daß der Fehler in ihrer Vorstellung von dir lag? Du sprichst: ich möchte mir nicht die Mühe geben, sie eines Bessern zu belehren. Du willst also das Schlechte, was sie von dir denkt, bestätigen? So verdienst denn du auch ihre Verachtung in vollem Maße. Du sagst: es sei dir sehr gleichgültig, ob die Person gut oder böse von dir urtheile! Ich zweifle an der Wahrheit deines Wortes. Ich weiß, es schmerzt dich, daß sie dir Hohn und Verachtung erwies, sonst würdest du jetzt nicht aufgebracht gegen sie sein. Ich weiß, es würde dir nicht lange gleichgültig sein, wenn du erführest, daß du dich über sie getäuscht

hätteſt; daß ſie, weit entfernt, wider dich zu ſein, überall für dich das Wort führte; überall, ohne dabei öffentlich zu erſcheinen, deine Sache beförderte; überall, ohne wegen des zwiſchen euch Vorgefallenen Aufhebens zu machen, deinen Verdienſten und rühmlichen Eigenſchaften unaufgefordert Gerechtigkeit widerfahren lieſſe; du würdeſt nicht länger gleichgültig bleiben, wenn du ſogar hören müßteſt, daß eben dieſe Perſon, weil ſie gerade Gelegenheit dazu vor ſich ſah, am meiſten zur Erfüllung eines deiner Wünſche beitrug, ohne nur Dank dafür zu begehren. — Lege die Hand auf's Herz: würde ſie dir länger gleichgültig bleiben? Nein, mache dich doch ſelber nicht ſchlechter, als du wirklich biſt. Du würdeſt dich nicht enthalten können, ihr beim erſten Anlaß Liebes mit Liebem zu erwiedern; ihr mit Rührung, mit offener Selbſtbeſchämung zu ſagen, du hätteſt ſie verkannt, du wäreſt wirklich im erſten Augenblick zu weit gegangen; du würdeſt der Erſte ſein, den verdrießlichen Vorfall unter euch zu beſeitigen, um ihn an Großmuth zu übertreffen, oder wenigſtens ihm nicht nachzuſtehen. So würdeſt du, ſo ſollten alle wohldenkenden Menſchen, die nicht zum verwahrloſeten Pöbel gehören, handeln; ſo ſollten Chriſten ſein.

Und nun, warum dreheſt du den Fall nicht um, und biſt Derjenige, welcher ſeinen Gegner mit ſolcher Großmüthigkeit überraſcht und deinen beſſern Werth anzuerkennen zwingt; ihn zwingt, dich zu verehren, deine Freundſchaft zu ſuchen, ſeinen Fehler und Irrthum einzugeſtehen? Wie, du ſchwankſt noch verlegen? O Schwächling, ſo biſt du in der That ſo ſchlecht, als du dir deinen Gegner ſelbſt vorſtellſt!

Den erſten Grund zu gewöhnlichen Trennungen der Menſchen legen meiſtens Mißverſtändniſſe, nachtheilige, vielleicht eben bei übler Laune gemachte Deutungen des Betragens, Einflüſterungen eines vielleicht ſehr grundlos angebrachten Argwohns. Die gegenſeitige Kälte dreht ſich anfangs oft um elende Kleinigkeiten; zuweilen mehren alberne Zwiſchenträgereien, zuweilen andere Zufälle, das Uebel. Endlich will im thörichten Stolz Keiner nachgeben, Jeder erſt den Andern gedemüthigt ſehen, und Menſchen, die vielleicht ganz dazu geeignet wären,

sich wechselseitig hochschätzen und einander wesentliche Dienste leisten zu können, entfernen sich von einander in Feindschaft.

Ist nun wirklich eine Kleinigkeit — und alles Vergängliche und Irdische ist Kleinigkeit! — der Mühe werth, darum sich gegenseitig auf alle Weise das Leben bitter zu machen? Was kann ich zuletzt mit allem Haß und Zürnen gewinnen, wenn ich darüber auch nur eine einzige frohe Stunde einbüßen sollte? — Ist der nicht einer der ersten Thoren, der sich mit Groll und feindseligen Betrachtungen Gift in den Friedensbecher schüttelt? Ist der, welcher uns kränkend behandelt hat, wirklich schlechter in seiner Denkart, als wir sind? Warum lassen wir uns das anfechten, was er wider uns thut? Warum geben wir nicht seinen Schwachheiten nach, oder, wo es uns höhere Pflichten untersagen, warum behandeln wir ihn nicht in allem Uebrigen mit Großmuth und Schonung, ganz auf die edlere, entgegengesetzte Art, als er uns? — Oder ist er wirklich, neben mancher Schwäche, doch sonst von löblichen Eigenschaften: warum entziehen wir ihm unsere Achtung für diese, und legen auf jene so unmäßiges Gewicht? Kehren wir damit nicht die Waffen gegen uns selber, und verschlechtern wir nicht unsern eigenen Werth?

Wie groß auch eine uns widerfahrene Beleidigung sei, nie kann sie so groß sein, uns ein Recht zu geben, die Person zu hassen. Die Beleidigung warnt uns nur, mit derselben Person nicht wieder in solche Verbindungen und Berührungen zu treten, in der sie uns auf ähnliche Weise abermals kränken oder schaden könnte. Vorsichtigkeit, nicht Rache, soll der Fehler eines Nächsten gewähren. Rache erzeugt nur Gegenrache. Aber wenn wir den Fehlbaren durch unser edelmüthiges Betragen zur Erkenntniß seiner Verirrung und Ungerechtigkeit, zur tiefen Bereuung seiner Unbesonnenheit nöthigen: das ist der Triumph des Christen, des Weisen, das der hohe Sieg der Tugend.

Erlebe diesen Triumph, wenn du ihn noch nicht genossen hast, wenn du noch nie die Thränen der Rührung und Herzlichkeit im Auge eines Menschen sahest, der dich gern gehaßt

hätte, und ſtatt deſſen gezwungen iſt, dich zu verehren! Erlebe dieſen Triumph; o du wirſt nie wieder den Triumph der Rache und Schadenfreude begehren. — Und das heißt ſegnen, die uns fluchen, wohlthun denen, die uns beleidigen! Mehr forderte Jeſus, der göttliche Lehrer, nicht, als deinen eigenen Triumph. Hältſt du ſein Gebot noch für allzuſchwer?

Siehe, die Tage unſers Beiſammenſeins auf Erden ſind ſo kurz. Vergifte ſie nicht ſelber mit Zorn und Uebereilung. Gehe, es gibt Menſchen, die dich noch verkennen, Menſchen, die du bisher nicht leiden mochteſt — bereite dir einen heiligen Triumph: Verſöhnung! — Das Leben iſt eng und klein, deſto größer ſoll der Menſch darin ſtehen. — Wer weiß denn, ob diejenige Perſon, mit der du zerfallen biſt, die du vielleicht auch gekränkt haſt, nicht bald dem Grabe gehört? Willſt du vielleicht den letzten ihrer Augenblicke zu einem ſchweren machen? Möchteſt du der ſein, der ihr ſtilles Entſchlafen beunruhigt? Soll ſie mit einem Seufzer über dich die Welt verlaſſen, mit dem Seufzer vor Gott treten in die Ewigkeit?

Oder wer ſagt dir, wann du aufhörſt bei uns zu ſein? Könnteſt du unverſöhnt ſterben, und dabei freudig ſterben? Und wenn du auf dem Todesbette auch mit ſterbender Lippe Verſöhnung lächelſt: hört es denn der, dem es gilt? — Das Köſtlichſte, was du den Deinigen als Erbſchaft geben kannſt, iſt die Hochachtung und Freundſchaft, deren du genoſſeſt. Wer unverſöhnt in die Gruft ſinkt, hinterläßt in ſeiner Erbſchaft einen Fluch.

Es iſt ein erhabnes Wort und ein himmliſch-ſchönes Gefühl in dem Worte, ſagen zu können: ich kenne auf Erden Keinen, deſſen Feind ich bin! — Es iſt keine Schande, unſchuldig befeindet zu werden; aber immerdar ſchimpflich und ſchuldbar, Andere zu befeinden und zu kränken.

Darf ich mit frohem Muthe ausſprechen: Ich kenne auf Erden Keinen, deſſen Feind ich bin, dem ich übel will? Allwiſſender, hell iſt vor Dir mein Herz! Richte Du! Deinen Erſchaffenen, meinen Miterlöſeten, Deinen Kindern, Du ewige Vaterliebe! ſollte ich Haß weihen? Perſonen haſſen

ı ich, elenden Landes willen, die Du liebeſt? Ich ſollte
ıerſöhnlich haſſen, und nicht verzeihen, der ich zu Deinen
peln, zu Deinen Altären gehe, zum Liebes-, zum Verſöh-
gsmahl Jeſu Chriſti, des erbarmenden Weltverſöhners?

25.

ür Andere leiden iſt himmliſche Wolluſt.

Kol. 1, 24.

Bemühſt du dich, der Deinen Segen,
Des Vaterlandes Glück zu ſein,
Strebt dir die ganze Welt entgegen,
Daß dein Bemühn dich nicht gereu'n.
Daß weder Liſt noch Spott von Sündern
Dich je am weiſen Wohlthun hindern;
Es iſt ein Himmel! — Seele! dort
Wird jede Treu, geübt auf Erden,
Zehntauſendfach vergolten werden;
Drum ſei beherzt nnd fahre fort.

Fort, wenn man dich auch Heuchler nennet,
Wenn deine Tugend Laſter heißt.
Verzage nicht, weil Gott dich kennet,
Gott, der den Rath der Herzen weißt.
Er wird von deiner Unſchuld zeugen,
Und deine Läſ'rer werden ſchweigen,
Wenn er aufrichtig dich erklärt.
Sei ſtill, dem Herrn gehört die Rache;
Er kennt und führt der Unſchuld Sache,
Und ehret ewig, wer ihn ehrt.

ıſt du ſchon jemals die ſüße Genugthuung empfunden, wenn
mit Aufopferung eigener Vortheile Andern halfſt; wenn du
Verzichtleiſtung auf eigene Freuden, auf eigene Bequem-
keiten einen Andern erquickteſt? Haſt du jemals die reine
ıeſchreibliche Zufriedenheit in deiner Bruſt gefühlt, wenn du
tes gethan hatteſt und man dich dafür mit Undank verfolgte;
ın dein Auge bittere Thränen vergoß, und der Gott in dei-
ı Innern ſprach: Du haſt edel gehandelt, wiewohl man das
rdienſt deiner Thaten nicht anerkennt?

Iſt dir dies Gefühl nicht fremd, dann iſt dir der Sinn
ht dunkel, der in den Worten liegt: es iſt himmliſche Wol-

lust darin, Anderer Leiden auf sich zu nehmen! Dann verstehst du den edelmüthigen Jünger Jesu, der seinen Freunden schrieb: Nun freue ich mich in meinem Leiden, daß ich für euch leide. (Kol. 1, 24.)

Freilich, gewöhnliche Menschen, die nur für sich und ihren Nutzen und ihre Lust da sind, — Menschen, die voller Selbstsucht dem Thiere gleich sind, das nur für sich denkt, — Menschen, die von der Welt nichts haben, als die Pflege ihrer Bequemlichkeiten, und vom Christenthum nichts als den Namen — solche verstehen die Sprache des Apostels Paulus und die Sprache jedes ächten Nachfolgers Jesu Christi nicht.

„Was kümmert mich doch das Schicksal Anderer!“ sagen sie: „Soll ich mich für Andere aufopfern? Es würde mir nur Keiner am Ende dafür einigen Dank wissen. Ich habe genug für mich selbst zu thun. Sorge doch jeder für sich, und Gott für uns Alle!“

Leider hört man diese Redensarten im gemeinen Leben sehr oft. Und Jeder, der solche Redensarten ausstößt, gibt damit zu verstehen, was er werth sei. Dies ist der Geist des niedrigsten Eigennutzes, der ekelhaftesten Selbstsucht, die gefühllos bei fremdem Elend vorübergeht, und kein Auge hat für Anderer Glück und Anderer Noth. Man meint schon übermäßig genug gethan zu haben, wenn man einem Bettler ein Almosen, einem Hungrigen ein Stückchen Brod, einem Nackten ein abgetragenes Kleidungsstück zuwirft — Dinge, die man selbst so leicht entbehren kann, daß man ihren Abgang gar nicht spürt.

Anders spricht schon derjenige, welcher auf sogenannte Weltklugheit Ansprüche machen, und die Forderungen seines niedrigen Eigennutzes mit den Forderungen ächter Religiosität aussöhnen möchte.

„Es ist wohl recht,“ sagt er, „ja es ist Pflicht, daß man auch Andern kräftig beistehe. Man muß gemeinnützige Dinge unterstützen; man muß für das Vaterland, für die Menschheit etwas thun; auch will ich alles Gute von Herzen gern befördern, aber nur unter der Bedingung, daß dabei auch mein

Vortheil blühe. Ich wäre thöricht, mich selbst dabei zu vergessen, oder Andern Dienste zu leisten, die mir selbst nachtheilig werden könnten. So etwas fordert meine Religion nicht, ich habe auch Pflichten gegen mich selbst zu beobachten."

So spricht der vermeinte Weltkluge. Er möchte das Räthsel lösen, daß man zweien Herren mit gleichem Eifer dienen könne, Gott und dem Mammon. Aber er gehört zu denen, von welchen Christus sagt: Sie haben ihren Lohn dahin! Er denkt klug genug, Andern zu helfen, damit früher oder später auch ihm geholfen werde. Er gibt seine Tugend wie der berechnende Kaufmann seine Waare, und thut das Gute, nicht weil es gut ist und eben darum Pflicht, sondern weil es Nutzen, oder ihm wenigstens keinen Schaden bringen kann. Sobald er aber diesen argwöhnt, wird er sich mit Eifer öffentlich oder unter der Hand gegen das nützlichste Unternehmen empören: er wird es aus allen Kräften zu hindern oder doch zu schwächen suchen; es wird ihn verdrießen, wenn Gott seinen Segen dazu gibt, während es seinem Vaterlande, seiner Gemeinde, seiner Familie oder ihm selbst nicht vortheilhaft scheint.

Wohl haben wir auch Pflichten gegen uns selbst zu beobachten; allein diese Pflichten gebieten uns keine Selbstsucht. Wir sind verbunden, unsere eigenen Rechte zu schützen, aber sie auch zu verläugnen, sobald größere und heiligere, auf das allgemeine Wohl von großem Einfluß seiende Rechte anderer Menschen mit den unserigen im Widerspruche stehen. Wir haben Pflichten, für uns und unsere Angehörigen zu sorgen; aber diese Pflicht schweigt, sobald unser Vortheil der größere Schaden Anderer wird; sobald das Gute, was wir uns bewirken, Andern mehr Nachtheil bringt, als der Nutzen werth ist, den wir uns stiften. Wohl haben wir ein Recht auf alle anständige und erlaubte Ergötzungen und Genüsse des Lebens; aber wir dürfen dies Recht nicht üben, ja, wir sollen als Theil für das Ganze leiden, wir sollen Vermögen, Ehre und Bequemlichkeit freudig fahren lassen, wenn durch dieses Opfer das Glück vieler Menschen, das Glück einer Stadt, eines Landes erkauft wer-

den kann. Biſt du dieſer Seelengröße unfähig, dann nenne dich nicht Jeſu Nachahmer, nicht Kind Gottes!

„Aber was habe ich davon?“ ruft die verwundete Eigenliebe: „Warum ſoll es für mich Pflicht ſein, für Andere Mangel, Noth, Verachtung und Schande zu tragen, da doch kein Menſch für mich das Gleiche thun würde?“

Du fragſt, warum? Weil es Pflicht iſt; weil es dir dein unbefangenes Gewiſſen ſagt: ſo handeln, ſei göttlich groß! Weil dir die heilige Schrift ſagt: ſo hat Jeſus Chriſtus gehandelt! Weil dir dein eigenes Herz ſagt: wenn alle Menſchen in ſolchem Sinne lebten und thäten, würde das Reich Gottes unter uns ſein, und den Himmel auf die Erde niederziehen! Weil deine eigene Vernunft nicht anders kann, als wünſchen, daß wirklich alle Sterbliche in dieſer Denkart ſein möchten. Und wenn ſie es leider noch nicht ſind: was berechtigt dich, nun eben ſo unvollkommen und eigenſüchtig zu ſein, als ſie? Gehörſt du den Menſchen an oder Gott? Gehörſt du der Erde an oder der Ewigkeit? Gehörſt du deinen mit dem Körper zuſammenhängenden ſinnlichen Begierden an, oder den höchſten Pflichten und Geſetzen und Ordnungen deines unſterblichen Geiſtes?

O ſprich doch nicht: „Ich würde mich mit einer ſo edelmüthigen Selbſthinopferung lächerlich machen; man würde mich für einen träumeriſchen Schwärmer halten!“

Nein, mein Chriſt, das Geſetz des Himmels in deiner Bruſt, das Wohl des Menſchen vor deinen Augen, frage nicht: was werden die gewöhnlichen Menſchen von mir halten? ſondern frage: was bin ich mir ſelbſt, und was bin ich meinem Gott werth? Und iſt denn jemals die Menſchheit ſchon ſo tief geſunken geweſen, daß ſie denjenigen für lächerlich erklärt hätte, der für das große Gemeinwohl ſich ſelbſt, Ruhe, Ehre, Vermögen, Blut und Leben dahingab? Sind denn die Vertheidiger ihres Vaterlandes, die Vertheidiger der Freiheiten und Rechte ihrer Mitbürger jemals für lächerlich gehalten worden, wenn ſie hinaustraten in die Schrecken des Schlachtfeldes, und, ohne Rückſicht auf eigene Familie, auf eigenes Leben, ihr Blut

vergossen für Andere? Hat die Nachkommenschaft nicht ihre Thaten mit rührender Ehrfurcht den Enkeln erzählt? nicht ihrer heldenmüthigen Denkart Gedächtnißsäulen erbaut, damit so hohe Tugend niemals unter dem Himmel verschwinde? Wo ist ein Land, wo ein Volk, welches nicht zuletzt immer den erhabenen Muth gepriesen, und die duldende Tugend gekrönt hätte?

So rechne denn nie mit deinen Bequemlichkeiten, mit deinen Vortheilen, mit deinen kleinen irdischen Wünschen, wenn du durch ihre Hinopferung ein allgemeines, bleibenderes Gute deinen Angehörigen, deinen Mitbürgern in der Gemeinde, noch mehr aber deinem Vaterlande, oder der Menschheit überhaupt erkaufen kannst. So frage denn nicht nach dem, was auch die Leute von dir urtheilen würden: sondern frage nach deiner eigenen Ueberlegung. Richte dich nicht nach den Meinungen Anderer, die feige und sklavisch an ihrem Gelde, an ihrer Ehrenstelle, an ihren Bequemlichkeiten hängen; sondern, das größere Heil zu bewirken, liefere freudig deinen kleinen Vortheil hin: dich selbst für deine Angehörigen, deine Kinder für das Vaterland, die Sache des Vaterlandes für das Heil gesammter Menschheit.

Dann wirst du Himmelswollust fühlen, welche das Gemüth großer, gottähnlicher Menschen verklärte nach ihren großen Thaten und Leiden, dann wirst du den jetzt nur dunkeln Sinn in den Buchstaben der heiligen Schrift lebendig fühlen: nun freue ich mich in meinem Leiden, daß ich für euch leide.

Frage den Liebenden, ob er Schmerzen fühle, wenn er für seine Geliebte, für einen Freund arbeiten kann. Frage ihn, ob er elend ist in dem Augenblicke, wenn er, um sie zu retten, sich selbst in die Gefahr wirft. Frage ihn, ob er sich mit allem Golde der Welt die Süßigkeit des Bewußtseins von einer Edelthat abkaufen lassen würde. Ach, wer möchte denn auch wohl seinen eigenen Werth verkaufen! Was hat man denn, wenn man in sich selbst nichts ist? Arbeitet und schafft, denkt und sorgt man nicht allerlei bloß darum, damit man doch einigen,

wenn auch äussern flüchtigen Werth erhalte? Aber eine grosmüthige That, wenn man sein Irdisches für das Göttliche wegwirft, adelt das Gemüth am meisten, und verklärt uns.

Frage die zärtliche Mutter, wenn sie am Krankenlager des Kindes bange Nächte durchwacht, um ihm das Leben zu retten: ob sie jemals bereut, daß sie sich um die Anmuth und Erquickung des Schlummers gebracht; ob es ihr weh that, den letzten Bissen Brodes dem hungrigen Kinde dargereicht zu haben, während sie selbst nach Nahrung schmachtete. Oder frage den treuen Vater, ob es ihn viel Ueberwindung kostete, allen Bequemlichkeiten, Freuden und Zerstreuungen zu entsagen, um den Seinigen ein anständiges, ehrenhaftes Auskommen zu erwerben; ob ihn die Wunden sehr brannten, die ihm die saure Arbeit für seine Lieben verursachte; ob er die Schweißtropfen viel achtete, die er ihres Wohles willen am heißen Tage der Noth vergoß.

Gehe hin und frage den dankbaren Sohn, der lieber arbeiten und darben, als seine betagten Aeltern Noth leiden sehen will: ob ihm die magere Kost nicht lieber sei, als jeder Leckerbissen, jedes schwelgerische Gastmahl, bei welchem er des Kummers seiner Aeltern eingedenk sein müßte. — Frage die gute Tochter, welche auf den fröhlichen Genuß ihrer Jugendzeit Verzicht thut, um die Stütze einer kränklichen Mutter, eines hilflosen Vaters zu werden: ob sie die Himmelswonne, die selige Zufriedenheit ihres Gemüthes vertauschen möchte gegen glänzenden Schmuck, gegen Schmeicheleien zahlreicher Verehrer, gegen jedes Wohlleben, das sie sich unabhängig von ihren Aeltern bereiten könnte.

Nein, sie Alle werden dich mit den Herrlichkeiten, die du bietest, zurückweisen, und sich beglückt fühlen mit der Wollust, für Andere zu entbehren, für Andere zu leiden. Das ist der Triumph der Tugend; das der Himmel, welcher das Göttliche im Menschen umschwebt!

Und wie mit Entzücken der Liebende für die Geliebte, die Mutter für das kranke Kind, der Vater für seine Angehörigen, der edelmüthige Sohn, die dankbare Tochter für ihre Aeltern

eiden, so sollen wir überhaupt und gern das Uebelste über
ns ergehen lassen, wenn wir damit größere Uebel von Ande-
er Haupt abwehren können.

Die Wollust, für Andere zu leiden, hat aber eigentlich
arin ihren besondern Reiz, daß eben diese irdischen Entbeh-
ungen und Aufopferungen den Geist selbst erhöhen; ihm seine
oheit über alles Sinnliche, seine ewige Würde recht anschau-
ich machen.

Wer ist auf Erden der Erhabenste? Ist es nicht der, wel-
her unabhängig dasteht, daß er nichts fürchtet; so reich, daß
hm alles Andere gering ist? Den weder Ruhm noch glänzende
Verehrung locken, noch Purpur und Gold köstlicher dünken,
ls das, was ihm schon gehört?

So ist der, welcher die Tugend höher achtet, als Alles,
as die Welt Schönes bieten kann, eins der erhabensten We-
en. Wer freudig für das Glück Anderer leidet, der muß wohl
nabhängig dastehen; denn er fürchtet den Schmerz nicht, und
ürchtet, wenn es Noth thut für das Gemeinwohl, den Tod
icht. Er steht höher als der Schmerz und der Tod, unter
eren Hand der niedrige Mensch zittert. Wer freudig für die
rößere Beglückung Anderer Hab und Gut aufopfern kann, ist
reich, daß ihm die Güter der Welt geringfügig scheinen
gen die Herrlichkeit seiner Pflicht — er bedarf eures Goldes
nd eures Purpurs nicht, vor dem schwache Menschen mit
echtischer Ehrfurcht knien: sein Gedanke an Menschenwohl
nd Geistesgröße erhebt ihn weit über den Staub, den Andere
nen Reichthum nennen mögen, und wieder aus der Hand
rlieren, wenn sie im Krampf der Sterbestunde erstarrt.

Nach Hoheit ringt jeder vom Weibe Geborne. Der Tugend-
ste aber ist auch der Höchste von Allen, und darum der
lückseligste. Je mehr er für das Heil Anderer an seinem eige-
n irdischen Wahlergehen einbüßt, desto geringer scheint ihm
s, was die Erde und das Urtheil der Menschen gewähren
nn. Zwar schmerzen mag es ihn, wenn er sich von denen
erlästert hört, für die er sich aufopfert: allein es ist ja nicht
r ihr Urtheil, sondern für ihr Wohl, daß er arbeitet. Zwar

freuen mag es ihn, wenn er vernimmt, daß man der Güte ſeines Willens hin und wieder Gerechtigkeit widerfahren läßt; es ermuntert ihn; es wird ihm Schadloshaltung für die Ungerechtigkeit der Uebrigen; er fühlt mit Vergnügen, daß er doch nicht ganz allein ſtehe unter den Menſchen; daß noch Edle unter dem Himmel vorhanden ſind, die ihn begreifen: allein auch ohne dieſen Beifall würde er ſeine Pflicht vollbracht haben, denn die ſelige Gewiſſensſtille, die in ſeinem Gemüthe herrſcht, und die Erinnerung an Gottheit und Ewigkeit genügen ihm.

Der Schmerz, welchen er als Menſch und Bürger leidet, wenn er für Anderer Wohl duldet, ſteigert die Kraft ſeiner innern Seligkeit. Je größer ſein äuſſeres Opfer, je größer die innere Seligkeit für ſich. Dieſer Schmerz ſelbſt verwandelt ſich in einen Theil der Wolluſt, die ihn beſeligt; vermehrt ſeine Würde, den Glanz ſeiner That. Das Auge mag weinen; das Herz iſt beglückt. Der Körper mag leiden, aber die Seele jauchzet im Siegesgefühl. Dies iſt kein Leiden, wie es gewöhnlich nach Vergehungen zu folgen pflegt. Es berührt nur den Leib und deſſen Bedürfniſſe, aber nur der Geiſt wird davon nicht ergriffen.

So iſt es, wie Petrus ſagt, beſſer, ſo es Gottes Wille iſt, daß ihr von Wohlthat wegen leidet, denn von Uebelthat wegen. (1. Petr. 3, 17.)

Und es geſchehe!

Auch für mich können Augenblicke im Leben hervorgehen, da mir die große Wahl vorgelegt wird: ob für Anderer Wohl Etwas aufopfern und leiden, oder Andere in größere Nachtheile ſtürzen laſſen, und eigene kleine Vortheile behalten? — —

Werde ich dann wanken? Wird auf der zitternden Wagſchale eine elende Bequemlichkeit, ein Gewinn oder Verluſt an meinem Vermögen, Rückſicht auf das Urtheil kurzſichtiger Menſchen, mein Pflichtgefühl, dies Heilige in mir, aufwiegen? — Wie? wird mich meine Luſt an Geld und Gut, meine Begierde, dem gewöhnlichen Menſchengeſchlecht zu gefallen, meine Eitelkeit, meine Furcht, verachtet und verkannt zu werden, mein Hang zu einem gemächlichen Leben, zu den Freuden des

Genusses, zu allerlei kleinen Ergötzlichkeiten und Zerstreuungen — wehe! wird das mich hindern, jemals den Triumph edler Geister, die himmlische Wollust zu geniessen, für Anderer Glück zu leiden und zu dulden? — Muß ich immerdar mir selbst verächtlich im Schlamm gemeiner Genüsse und sinnlicher Lüste liegen bleiben, mich nie zum Gefühl meiner Würde als höherer Geist emporschwingen, der zum Ebenbilde Gottes geschaffen wurde?

Nimmermehr! Auch ich habe Muth, auch ich habe Kraft, für das, was ich als Recht und Pflicht erkenne, ohne Ansehen meines eigenen Vortheils zu handeln, und mich aufzuopfern, wenn mein Schaden vielen Andern zur Verhütung eines größern gereicht.

Ja, ich will euern erhabenen Beispielen folgen, ihr seltenen göttlichgesinnten Menschen, die ihr, um Familien zu beglücken, um ganzen Geschlechtern, um Völkern und Ländern, um einer Nachwelt wohlzuthun, die noch im dunkeln Schooße der Zukunft schlief, eure Lebensfreuden auf dem Altare der Pflicht muthig zum Opfer truget. Ich will euern Beispielen folgen, denen Wahrheit, Recht, Freiheit, Unschuld heiliger sind, als Eigenthum, Gemächlichkeit und Leben. Ich will in meinen Verhältnissen, die mir Gottes Hand anwies, euern Beispielen folgen, die ihr Schmach truget um der Wahrheit willen, Elend um des Vaterlandes willen, Verfolgung um der Gerechtigkeit willen, den Tod um eurer Brüder willen.

Was habe ich denn bisher gethan, um den Namen eines Jüngers Jesu zu verdienen? Was habe ich denn gethan, um die Seligkeit tief im Gemüthe zu empfinden, mit welcher die Tugend göttlich lohnt? — Ach, der Name der Tugend ließ mich kalt, weil ich sie zu wenig kannte; das rührende Beispiel duldender Wohlthäter der Menschheit wirkte nur flüchtig auf mein Herz — es blieb von niederer Lust befangen. Wo ist der kühne, hocherhabene Sinn, welcher um des gemeinen Heils willen verachtend auf das eigene Heil herabschaut? Wo habe ich schon Etwas gethan, was zu vergleichen wäre mit dem geringsten von meines Jesu ersten Schülern?

Auch ſie konnten ja größere Bequemlichkeiten genieſſen, ſich mehr Vermögen, Anſehen, Beifall unter ihren Mitmenſchen erwerben, wenn ſie weniger an ihrer Pflicht, weniger an den Lehren ihres göttlichen Meiſters gehangen hätten. Nein, ſie trugen mit dem Muthe der Tugendhelden Armuth, Sorge, Verbannung, Kerker, den Tod ſelbſt, — um die Wahrheit des göttlichen Wortes zu bezeugen und auf Erden herrſchend zu machen.

Und Du, deſſen Namen meine Seele nie ohne ehrfurchtsvolles Beben denkt und nennt — Jeſus Meſſias, Menſchenbeſeliger, Welterlöſer, Befreier und Verklärer des Geiſterreichs! — Welche Seligkeiten mögen dich ſchon hienieden durchzittert haben, als Du für die Sünden und das Verderben eines rohen Menſchengeſchlechts das bitterſte aller irdiſchen Looſe wähltest; als Du, um mich zu lehren, welche Gottesluſt es wäre, um Anderer Glück willen zu leiden, in Schmach, Verbannung und Tod gingest.

O Jeſus, erhabenes Urbild menſchlicher Tugend und menſchlicher Seelengröße, begeiſtert ſehe ich Dich durch die Wüſten eines freudenloſen Lebens wandeln, um die Sterblichen mit Gott, ihrem Vater, zu vereinen; ſehe ich Dich in Gethſemane verzagen, hoch über Golgatha bluten!

Ich will Dein Kreuz auf mich nehmen, und Dir nachfolgen, Seligmacher aller Jahrtauſende, Menſchenfreund, Erretter vom Tode des Geiſtes!

26.

Duldende Menſchenliebe.

Matth. 9, 10—13.

Du trägſt, mein Gott, mit Langmuth und Geduld
Der Menſchen Sünden;
Und deine väterliche Huld
Kann keine Grenzen finden.

So will des Nächſten Fehler denn auch ich
Mit Liebe dulden!
Erträgt man ſchonend nicht auch mich?
Mich voller Fehl und Schulden?

Das Schwerſte im Umgange mit Menſchen iſt wohl das drükende Verhältniß, worin wir mit Perſonen ſtehen, die uns urch ihre Fehler bald zum Unwillen reizen, bald Ueberdruß nd Ekel erregen, bald ſchamroth machen. Und doch können ir dieſe Verhältniſſe nicht ändern. Oft ſind Jene, die uns urch ihre eigennützigen, ſelbſtſüchtigen Geſinnungen kränken, nſere eigenen Blutsverwandten. Oft ſind Jene, deren Eitelit, deren unleidlicher Stolz, deren Grobheit unſer Gemüth rwundet, unſere Vorgeſetzten, welchen wir Gehorſam gelobt aben. Oft ſind jene leichtſinnigen Verſchwender, jene Spier, jene Trunkenbolde unſere Untergebene, welche ungemein rauchbar ſind.

Das Fehlerhafte in dem Betragen dieſer oder anderer Menhen verbittert uns oft den frohen Genuß des Lebens, zwingt ns, wider unſern Willen, zu harten, oft übereilten Schriten; verwickelt uns in manche unangenehme Angelegenheit, in anchen Streit. Wir ſelbſt fühlen, daß wir unter andern Umebungen, und wenn wir weniger durch das fehlerhafte Betraen der Menſchen gereizt würden, beſſer handeln, liebevoller eſinnt ſein könnten.

Wohl iſt die Kunſt, mit ſchlechtdenkenden und ſchlechthanelnden Perſonen umzugehen, vielleicht die ſchwerſte für den hriſten. Aber wenn ſie es iſt, ſo muß der Chriſt ſeine ſtärkſten räfte aufbieten, Meiſter in derſelben zu werden. Unter Frommen fromm zu ſein, unter Tugendhaften ſich des Sündigens

zu schämen, Menschen wieder zu lieben, von denen wir geliebt werden: das kann weder in unsern Augen, noch in den Augen Gottes ein Verdienst sein. (Matth. 5, 46. 47.) Aber verdienstvoll ist, die Schwachheiten Anderer verschonen, die Fehler Anderer ertragen, duldende Menschenliebe üben zu können.

Denn was wir auch thun, und wo wir auch leben mögen, nirgends können wir es meiden, mit fehlerhaften Menschen umzugehen. Nirgends werden wir die Welt ganz nach unserm Sinne finden. Ueberall werden wir Leuten begegnen, welche neben andern guten Eigenschaften uns durch eine Unannehmlichkeit ihres Betragens, oder durch eine tadelhafte Denkart anstößig werden. Ja, oft kann es geschehen, daß selbst rechtschaffene Menschen sich gegenseitig zuwider werden, weil ihnen eine Tugend mangelt, die Tugend duldender Menschenliebe, die Tugend der Nachsicht mit den Fehlern eines Nebenmenschen!

Wollen wir daher unsere eigene Ruhe bewahren, unsere eigene Glückseligkeit vermehren: so müssen wir, unserer eigenen Schwächen und Fehler eingedenk, nicht die Menschen nehmen, wie sie nach unsern Forderungen etwa sein sollten, sondern wie sie sind. Wir müssen, eingedenk der Wahrheit, daß unmöglich alle Menschen Engel sein, unmöglich alle einerlei Neigung, einerlei Ziel haben können, mit ihnen allen einträchtig und vergnügt leben lernen. — Es bleibt uns keine andere Wahl, als entweder durch unsere Klugheit jeder Klippe, jedem Anstoß auszuweichen, oder uns beständig in Beleidigungen, Kränkungen, Zänkereien zu befinden, und uns und Andern das Leben zu verbittern durch Unverträglichkeit und Unduldsamkeit.

Christus Jesus, in allem, was gut und göttlich schön ist, unser höchstes Vorbild, Christus Jesus, weit entfernt, den Umgang mit fehlervollen Menschen zu meiden, nur sich an die Gesellschaft der Frommen anzuschliessen, suchte die Sünder auf; er saß mit ihnen zu Tische; er führte selbst gegen strenge Eiferer die Entschuldigung Maria Magdalenens; er rief einst den scheinheiligen Frömmlern zu: Wer unter euch rein von Sünde, der werfe den ersten Stein auf jene Ehebrecherin!

- Immer gab er das Beispiel duldender Menschenliebe, welche iemanden zurückstößt um seiner Schwachheiten und Fehler illen. Er selbst gab seinen Jüngern, als er sie auf ihre Aus=ndung in die Welt vorbereitete, die Lehre der Lebensweisheit. ch sende euch, sprach er, wie Schafe unter die Wölfe. Darum id klug wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben. Natth. 10, 16.)

Wie habe ich mich nun, nach Jesu schönem Beispiel, mit ristlicher Klugheit im Umgange fehlerhafter Personen zu be=agen? Wie muß ich mich in der Uebung duldender Menschen=ebe stärken? — Behandle jeden Menschen in deinem erzen, nicht wie er es wegen seiner tadelhaften, ondern wie er es wegen seiner guten Eigenschaf=en verdient.

Dies ist der allein richtige Weg, zu jener göttlichen Liebe ller Menschen zu gelangen, welche Christus uns so feierlich nd rührend anempfohlen hat. Es ist der Weg, auf welchem ir, was Tausenden so schwer fällt, was Tausenden unmöglich u sein scheint, selbst unsere wirklichen Feinde lieben lernen.

Es ist nicht leicht ein Sterblicher zu finden, welcher der In=egriff aller Laster sein sollte; vielmehr finden wir, je besser wir ie Menschen kennen lernen, daß Alle auch ihre gute Seite, hre lobenswürdigen Eigenschaften haben.

Entwöhne dich nun selbst zuerst von dem dir anklebenden ehler, nur das in Andern aufzusuchen, was an ihnen allen=alls tadelhaft sein kann. Erforsche ihre löblichen Handlungen; ringe den Nutzen in Erfahrung, den sie durch Kenntniß, Thä=igkeit, oder auf andere Art in ihrem Wirkungskreise stiften. Der Mann, dessen mürrisches Wesen, dessen Stolz, dessen auf=ahrender Zorn dir anstößig sind, mag vielleicht ein vortreff=icher Hausvater sein. Die Frau, deren Eitelkeit, deren Selbst=ucht, deren Hang zum Uebelreden dich verdrießt, ist vielleicht eine zärtliche Mutter, eine treue Gattin, eine musterhafte Haus=rau. Warum suchst du nicht mit eben der Begierde das Rühm=liche an deinen Mitmenschen auf, wie das Unrühmliche?

Lerne den Werth anderer Menschen anerkennen, so wirst

du sie auch bei ihren übrigen Fehlern lieb gewinnen. Erinnere dich im Umgange mit ihnen an dasjenige, wodurch sie schätzenswürdig sind, so wirst du ihnen um so leichter manche Schwachheit zu gut halten; wirst ihre Fehler, die dich jetzt kränken, dulden lernen.

Glaubst du nicht, daß Viele, die dir zuwider sind, mit denen es dich verdrießt, in Verbindung leben zu müssen, — glaubst du nicht, daß sie früher oder später, vielleicht schon jetzt, die ihnen anklebenden Fehler schmerzlicher empfinden, als du? Aber es wird ihnen nicht so leicht, sich davon zu befreien, was leider durch lange Gewohnheit schon zu ihrer zweiten Natur geworden.

Was wärest du vielleicht in ihrer Lage? Was würdest du jetzt sein, wenn du ihre Erziehung in der Jugend genossen, oder ihre Schicksale gehabt hättest, wodurch sie nun zum Theil so wurden, wie sie geworden sind? — Könnten Reichthum, Ehrenstellen, Ansehen dich nicht auch eine Zeit lang übermüthig gemacht haben? — Bist du deiner Tugend so gewiß, daß du nicht auch gestrauchelt hättest auf der schlüpfrigen Bahn der Versuchung, die sie gehen mußten? — Bist du in dir überzeugt, daß Armuth, Noth und Verlegenheit dich nicht auch jetzt, wie Diesen oder Jenen, zu einem Fehltritt verleitet haben würden?

O Mensch, sei billig; richte nicht Andere nach dir, ehe du ihr ganzes Verhältniß, ihre Jugendzeit, ihr Schicksal kennst!

Viele vielleicht haben den Schein großer Verworfenheit. Ihre Handlungen reizen deinen Tadel. Aber du, im stolzen Selbstgefühl deines Besserseins, hast du berechnet, welche Wirkungen bei Diesem ein allzuheißes Blut, bei Jenem allzureizbare Nerven hervorbrachten? Fehler zwar sind jederzeit Fehler, sie lassen sich nie rechtfertigen. Aber doch ist der Grad der Schuld auch bei Begehung des gleichen Unrechts in verschiedenen Menschen sehr verschieden, je nachdem sie durch ihr Alter, durch ihr Temperament mehr oder weniger gereizt wurden.

Willst du also deine Mitmenschen lieben, ihre übeln Eigenschaften ertragen lernen: so würdige sie von ihrer bessern Seite, [illegible]ge den Werth, welchen sie wirklich besitzen, und behandle

sie demnach! — Aber darum bist du freilich noch nicht dafür gesichert, daß dir ihre tadelhaften Gewohnheiten, ihre anstößigen Gesinnungen nicht wehe thun sollten. — Um diesem auszuweichen, was dir doch eigentlich den Umgang mit ihnen erst recht lästig macht, so nimm jederzeit eine solche Stellung gegen deine Nebenmenschen an, daß ihre Fehler nicht gegen dich zum Ausbruch kommen, oder dir wenigstens nicht schaden können.

Es gehört nur ein geringer Grad von Lebensklugheit dazu, um überall zu verhüten, daß die Menschen uns nicht ihre tadelnswürdige, schlechte Seite zeigen. Immer steht es in unserer Gewalt, entweder durch unser Betragen sie zu dem, was anständig und recht ist, gleichsam zurückzuschrecken, oder doch zu verhüten, daß ihre Laster uns keinen Nachtheil verursachen, und uns in verdrießliche Lagen bringen.

Du kennst die Schwachheit, die Fehlerhaftigkeit dessen, der dir ebenderselben willen zuwider ist. — Wohlan, gib du selbst nur keinen Anlaß, daß er sich gegen dich in seiner Schlechtigkeit offenbare.

Wenn sich dir, o Unschuld, die Verführung naht, und mit schmeichelnder Leidenschaft deine Tugend untergraben will, erscheine mit jener Hoheit, die nur reinen Seelen eigen ist, mit jener festen Entschlossenheit, die auch den Schamlosesten erschreckt, und du wirst ihm den frechen Muth zu fernern Versuchen geraubt haben. Wer es wagt, dir etwas Schändliches anzusinnen, dem hast du durch dein Betragen selbst den Muth dazu gegeben. Er hält dich für ehrlos, darum behandelte er dich mit Ehrlosigkeit.

Wenn der Witzling das Heilige lästern, das Ehrwürdige lächerlich machen will; wenn der Spötter die Schwächen Anderer schadenfroh ans Licht ziehen will; wenn die Lästerzungen rege werden, und die üble Nachrede ein Fest feiern will, um der Langeweile Abbruch zu thun — lächle nicht zum Spott des Spötters, horche nicht auf die Verleumdung mit auch nur scheinbarem Wohlgefallen. Deine kaltes Schweigen, deine Gleichgül-

tigkeit wird die Bosheit entwaffnen, und ihren stolzen Kitzel in ein Gefühl von innerer Beschämung verwandeln.

Wenn du einmal weißt, welche Anlässe es waren, die zwischen dir und einem Andern, mit dem du beisammen zu leben genöthigt bist, Wortwechsel und Spaltung verursachten, entferne mit Vorsicht aus jeder deiner Reden den Dorn, mit welchem du ihn verwundetest. Wisse zu schweigen, und du weißt die Kunst, den Frieden und die Freundschaft zu schirmen. Weiche dem, der Zank sucht, mit klugen Antworten aus; entwaffne ihn, wider seinen Willen, durch Güte, Anmuth und Leutseligkeit deines Betragens, ohne zu niederer Schmeichelei die Zuflucht zu nehmen, welches seiner Gehässigkeit nur neue Nahrung geben würde.

Wenn du mit Menschen zusammentreffen mußt in der Stunde ihres Wahnsinns, das heißt, in dem Augenblick, da Leidenschaft ihre Sinne und ihre Vernunft benebelt hat, daß sie ihrer selbst nicht mächtig sein können — entweiche den Ausbrüchen ihres Wahnsinns auf eine geschickte Weise, sei es durch Bedachtsamkeit deiner Worte, sei es durch deine Entfernung. Der Rausch ihrer Leidenschaft ist nie dauerhaft, und straft sie zuletzt selbst. Den Zornigen bekehrt der Zorn nicht, den du ihm entgegenstellst; den Trunkenbold machen deine Ermahnungen nicht nüchtern; den, welchen üble Laune verstimmte und zum Aerger reizte, macht dein Frohsinn, deine Gleichgültigkeit, dein Unwille nur empfindlicher.

Wenn dich die Tirannei deiner Vorgesetzten drückt, lerne schweigen, gehorchen, und von ihren Blicken unbemerkt bleiben. Der Weise hält sich in stürmischen Tagen verborgen und still. Er wirft sich nicht dem Strom mächtiger Befehle entgegen; er sucht seinen Ruhm nicht im vergeblichen Tadel schlechter Anordnungen: das Böse, er weiß es, verdirbt zuletzt in sich selber, und nur der Vorsichtige rettet sich mit Besonnenheit aus dem allgemeinen Schiffbruch.

So handelt der Christ. Dies ist Klugheit mit Taubeneinfalt gepaart. So wird der, dessen Fehler uns Gefahr bringen könnten, durch Besonnenheit entwaffnet. Unser verständiges,

nehmen wird die Achtung der Welt, unser Edelmuth selbst Bewunderung derer gewinnen, die uns übel wollten.

Doch alles dies ist noch dem Nachfolger des weisen Jesu nicht ug. Die duldende Menschenliebe beschränkt sich cht bloß auf das Ertragen fremder Fehler; — sie net auch darauf, die Fehler zu bessern. Darum g Jesus mit Sündern um, damit er sie bekehren, veredeln, ligen konnte. „Die Starken bedürfen des Arztes nicht," ach er, „sondern die Kranken." (Matth. 9, 12.)

Aber auch diesem ächt menschenfreundlichen Zwecke können uns nur dann glücklich nahen, wenn mit gehöriger Vor- t und Klugheit verfahren wird. — Nicht Jeder kann durch en gebessert werden. Derjenige, welcher sich unberufen zum lehrer und Sittenprediger des Andern aufwerfen will, besteht tzt oft mit Schanden, wenn der Andere ruft: Du siehst den litter in meinem Auge, hast du schon den Balken aus dem igen gezogen? — Wir können nicht wohl mit Ermahnun- zu Besserung des Herzens gegen Vorgesetzte auftreten, ohne ihnen gebührende Achtung zu beleidigen. Immer müssen uns die Frage erst beantworten: Wen kannst du von en, mit welchen du umgehst, bessern? Wie willst du ihn seinen Fehlern überzeugen und heilen?

Um dein Werk mit Glück zu vollbringen, mußt du dem Feh- aften vor allen Dingen erst Vertrauen, Hochachtung und e gegen dich einzuflößen wissen. Er selbst muß wahrnehmen, du tadelloser seiest, als er ist; daß du ihn mit Schonung ndelst; ihm mit Edelmuth oft verzeihst, wenn er gegen dich t; daß du wahre Liebe und Freundschaft für ihn empfindest. n du einmal seiner Achtung, seines Vertrauens, seiner freundschaft gewiß bist, dann hast du schon den halben Sieg n ihn errungen. Nun erst kannst du mit Glück ihm ernst- e, rührende, überzeugende Vorstellungen zur Ablegung sei- übeln und sündlichen Eigenschaften machen.

Dies muß aber ohne alle Bitterkeit geschehen, wenn du ihn t gegen dich erbittern willst; sondern mit zarter Schonung, sein Herz festzuhalten, mit freudiger Anerkennung seiner

übrigen Verdienste, seiner schönen Gemüthsgaben und Tugenden, wodurch er Vertrauen auf sich selbst, Scham vor seinem Fehler, und bleibende Ueberzeugung von deiner Achtung für ihn bekommt.

Eben so ist es niemals gleichgültig, welche Zeit du erwählst, um dem Fehlerhaften seine Verirrungen vorzuhalten. — Es ist vergebens, es ist sogar nachtheilig, beständig und alle Tage zu murren, alle Tage Bekehrung, Besserung zu predigen, alle Tage mit Vorwürfen aufzutreten. Diese Unklugheit stiftet oft nothwendig Mißtrauen, Kälte und Feindschaft an; dies Predigen ermüdet und wird dem Andern zuletzt zur Gewohnheit, daß er deine Ermahnungen unmöglich achten kann. — Aber ein seltenes, ein herzliches Wort zur rechten Zeit gesprochen, wenn alle Umstände dazu auffordern, wenn der Fehlerhafte in vollkommen ruhiger Neigung ist, über sich nachzudenken; ein solches Wort zur rechten Zeit ist ein Segenswort!

Dann aber sprich dies Wort nicht in Gegenwart Anderer, sondern ohne alle Zeugen zu deinem Freunde. Ermahnung vor Andern ist öffentliche Beschämung, ist Strafe. Du willst nicht strafen, sondern belehren, ermuntern zum Guten. Du willst und sollst nur gleichsam der Dollmetscher und Ausleger dessen sein, was ihm sein eigenes Herz, sein Gewissen schon dunkel über sein tadelhaftes Betragen gesagt hat. Er wird dir beistimmen, weil er in deinen Worten nur den Wiederhall seiner Empfindungen über sich vernimmt; und weil er dich selbst und deinen Ton ohne alle Bitterkeit, ohne Heftigkeit an sein Herz gerichtet findet, wird es ihn rühren, weil er in deinen Reden kein Wort des Grolls, sondern nur Worte der Freundschaft und Bekümmerniß hört.

So wirst du selbst im Umgange mit fehlervollen Nebenmenschen zufrieden, ruhig, heiter leben, glücklich sein und andere glücklich machen können. So wirst du dir und ihnen manchen Zank und Streit, manche bittere Augenblicke ersparen. So wirst du wahrhaftig, wie ein Kind Jesu, wohlthätig um dich her wirken. So wirst du den Unvollkommenen mit seinen Mängeln allen ertragen, und selbst deine Feinde lieben können.

Warum aber, Gott, du Langmüthiger, Allgnädiger, Allarmherziger, warum sollte ich nicht mit duldender Menschenliebe die Fehler und Schwachheiten meiner Mitbrüder ertragen? Hast Du nicht selbst Geduld und Nachsicht mit unsern Sünden und Missethaten? Trägst Du nicht selbst mit Schonung die Verirrungen Deiner Geschöpfe? Sahst Du nicht von meiner Kindheit an mit Liebe und Gnade auf mich herab, auch wenn ich mich noch so oft gegen dich versündigte? — Wie, sollte ich nun gegen schwache, gebrechliche Menschen unduldsamer sein, als du bist, o Allerheiligster? — Wehe, wenn Du unserer Sünden willen zürnen, wenn Du über unsere Missethaten mit uns ins Gericht gehen wolltest! Wer könnte vor Dir bestehen? Wer könnte sagen: Aber ich bin rein!

Duldende Menschenliebe, o du freundlichste unter den Christentugenden! Ich öffne dir mein Herz. Du sollst es bewohnen, und mir auch in dieser Welt voller Unvollkommenheiten und Mängel dauerhafte Glückseligkeit bereiten. — Denn woher so viel Haß, Streit und Zwietracht unter Brüdern? Woher so viele Unverträglichkeit und Selbstquälerei unter Ehegatten? Woher so viele Mißhelligkeiten und Trennungen unter Blutsverwandten? — Ach, sie können ihre gegenseitigen Fehler und Schwachheiten weder ablegen, noch mit derjenigen Schonung ertragen, die dem liebenden Herzen des Christen geziemt.

Und wenn durch beleidigende Schwachheiten, durch anstößiges, kränkendes Betragen, mein Unwille und Mißmuth gegen diejenigen gereizt wird, mit denen ich beisammenleben muß; wenn ich tadelhaft meiner eigenen Pflichten gegen Tadelhafte vergesse: dann, mein Jesus, mein heiliges Vorbild, dann erscheine Du in Deinem liebenswürdigen Licht, und ermuntere mich, die Thorheiten und Fehler der Menschen zu dulden, wie du sie geduldet hast, und wie Gott im Himmel sie ohne Ermüden duldet!

27.

Lerne den Geringern schätzen.

Sirach 11, 2—5.

Wer mehr durch Dich beglückt ward, Gott,
Seh' mit Verachtung nicht und Spott
Auf den, der dürftig und verschmäht
Durchs Leben voller Dornen geht.

Nicht wähn' er, weil er groß und frei
Und reich und mächtig ist, er sei
Erhaben über Recht und Pflicht
Und Rechenschaft; das wähn' er nicht!

Hat er mehr Einfluß, Geld und Zeit,
So sei's dem Menschenglück geweiht;
Nur der steht höher, der ein Ehrist,
Glückschaffender, als Andre, ist.

Nur dessen würd'ger Hoheit freut
Der Niedrige sich ohne Neid,
Der, gern für Andrer Werth entbrennt,
Sein eigenes Verdienst nicht kennt.

So verschieden Ruhmsucht und Ehrbegierde von der Begierde nach wirklicher Vollkommenheit sind, eben so sehr sind Stolz und Hochmuth verschieden vom richtigen Selbstgefühl unserer guten Eigenschaften.

Der Ehrgeiz strebt nach Auszeichnung vor andern Leuten, gleichviel ob durch öffentliche Anerkennung wahrer Verdienste, oder ob durch Glück und Menschengunst; — die Ruhmsucht dürstet nach dem Vergnügen, von vielen Menschen gekannt, genannt, bewundert zu werden, ohne es immer genau zu nehmen, ob die zu bewundernde Kraftäusserung zum Wohl oder Wehe des menschlichen Geschlechts dienen mag. Das Verlangen nach Seelengröße und Vollkommenheit ist nur Sache des wahrhaft weisen Menschen, des Tugendhaften, des Christen, entsprungen aus dem Bewußtsein dessen, was wir sein sollen, um die höchste aller Bestimmungen zu erreichen. Ehrgeiz und Ruhmsucht handeln nur für einen irdischen Lohn, und selbst das Große und Nützliche, was sie verrichten, ist mit Erlangung ihres Zweckes bezahlt. Sie haben ihren Lohn dahin, wie Christus sagt. (Matth. 6, 2.) Aber die edle Sehnsucht des Geistes

ach innerer Vollendung und Hoheit kann mit nichts Irdischem
nd durch nichts Irdisches vergolten werden. Sie will das
rhabenste, das Göttliche und Gottähnliche. Daher kann sie
as Nützlichste und Schwerste verrichten, ohne sich darum zu
kümmern, ob es Menschen bemerken und ehren. Sie kann
as Bewundernswürdigste thun, ohne daß ihr an Bewunderung
n Welt und Nachwelt gelegen ist.

Der Stolz ist ein Großthun und Sichbrüsten mit gewissen
ingen, die man mehr hat, als Andere; der Hochmuth ein
rangen mit eingebildeten Vorzügen, die man sich beilegt, oder
it Vorzügen, denen man einen übermäßigen Werth beimißt.
ber das richtige Selbstgefühl unsers innern Werthes ist die
chtung, welche die Tugend für sich selbst hat; ist die stille
reudigkeit eines guten Gewissens, welches sich nicht mit dem
nedeln beflecken möchte. Stolz und Hochmuth äussern sich
rch Verachtung und Geringschätzung Anderer; das richtige
elbstgefühl unserer guten Eigenschaften in fester Beharrlichkeit
i denselben, in der bescheidenen Anerkennung ihrer noch im-
er unbesichtigten Mängel, in der freudigen Achtung fremder
erdienste, die uns das Dasein gleichdenkender, edler Menschen
rkünden.

Doch der wahren Weisen und großen Menschen, das heißt,
r ächten Christen, sind wenige; daher besitzen auch nur we-
ge das richtige Selbstgefühl ihres Werthes. Die Täuschungen
r Eigenliebe verkleinern ihnen gern die vorhandenen Fehler,
n welchen sie entstellt werden; vergrößern ihnen gern das
ute und den Werth dessen, was sie wollten oder thaten. We-
ge haben Unbefangenheit genug, das wirklich Verdienstvolle
dem Betragen Anderer anzuerkennen, und es mit ungeheu-
ltem Beifall zu ehren, ohne nicht selbst, wenn sie zum Lobe
zwungen sind, ein schmälerndes Aber anzuhängen. Wenige
ben Geistesstärke genug, das, was nur Gabe des Zufalls,
eschenk der Natur, nichtige Nebensache ist, als dergleichen zu
ätzen; sondern, es mag nun bei ihnen oder andern gefunden
rden, sie zollen demselben eine Bewunderung, die nur dem

Verdienst gebührt, und äussern besonders ein unmäßiges Vergnügen, wenn sie sich selbst im Besitze davon wissen.

So lange die Freude an Vorzügen und Annehmlichkeiten, welche die Gunst der Natur oder des Glücks uns verliehen hat, sich nur durch ein reines Wohlgefallen an denselben ausspricht, und wir nie vergessen, daß wir solche Vorzüge nicht durch eigenes Verdienst, sondern durch die Gnade der Gottheit empfangen haben, ist die Freude daran unschuldig. Sie wird aber tadelhaft und sündlich, wenn sie sich in Geringschätzung anderer Personen äussert, die nicht das sind, nicht das haben, was wir.

So mißfällt der sich blähende Eigendünkel derer, welche, weil sie durch besondere Naturgaben und frühere Umstände mehr Geisteseigenschaften entwickeln, mehr Einsicht und Kenntniß sammeln konnten, nun voll stolzen Mitleids auf diejenigen niedersehen, welche nicht so viel Geschicklichkeit besitzen, als sie; Anderer Verstand und Einsichten spöttisch verkleinern, um ihre Vorzüge desto mehr daneben prangen zu lassen; nichts gelten lassen wollen, als was sie gedacht, gewollt, gesagt, gemacht haben; immer ihr Ich voranstellen, aus Furcht, verkannt oder gar vergessen zu werden. Dieser selbstgefällige Eigendünkel ist der Fehler ganzer Stände, deren Pflicht ist, durch Geistesfertigkeiten nützlich zu sein; man pflegt ihn den Gelehrten- und Künstlerstolz zu nennen. Aber man findet ihn auch bei dem Handwerker, wie beim Staatsmann, beim Geistlichen, wie beim Krieger.

Er ist an sich eben so verächtlich und allen Nebenmenschen anstößig, als jenes Großthun mit einem reichern Vermögen und ansehnlichern Glücksumständen, welches nach den Ständen, denen dieser Fehler am stärksten anklebt, der Kaufmanns- und Bauernstolz geheißen wird. Dieses Großthun mit Geld, mit dem behaglichen Gefühl, es besser haben zu können, als Andere, in Kleidern, Speisen, Geräthschaften keinem Seinesgleichen nachzustehen; dies Wohlgefallen, das andere Leute fühlen zu lassen, ist um so verstandloser, da das, worauf sich der Hochmuth gründet, durch unglückliche Ereignisse schnell verfliegen kann, oft nur Frucht nicht eigenen, sondern fremden Fleißes ist, und sich auf

e niedrigsten Genüsse der menschlichen Natur, auf thierische
ibespflege beschränkt.

Doch eben so unverständig ist auch aus gleichen Ursachen die
itelkeit derer, welche sich auf ihre Schönheit, dies äusserst flüch-
je Gut weniger Jahre, oder auf ihren Schmuck und Putz, viel
ıbilden, und sich damit in ihrem Wahn über Andere erheben,
h selbst als ausgezeichnete Wunder der Natur lieben, und die-
ıigen bemitleiden, welche nach ihrer Meinung kaum würdig
ıd, neben ihnen zu erscheinen. Ach, sie irren! Die Schönheit
ıt schon ihren besten Reiz verloren, welche weiß, daß sie es sei.
enn nur das Bescheidene macht liebenswürdig, und die Hold-
igkeit des Gemüths, welche sich in wohlgebildeten Zügen offen-
rt. Wer sich zu viel Achtung selber zollt, dem weihen Andere
rn oft weniger, als er sogar verdient.

Darum erreicht die Hoffahrt derer selten ihren Zweck, welche
f ihr Herkommen, auf ihre Geburt, auf ihren Rang, auf ihre
tel eine große Wichtigkeit legen. Dieser Rang-, Titel- und Adel-
ılz, welcher kaum gelten lassen mag, daß geringere Personen
it ihrem Wesen von gleicher Natur, von gleichen Ansprüchen,
n gleichen Rechten und Hoffnungen sind, verdunkelt an dem-
ıigen, den er beherrscht, sogar das Verdienst, welches er in
r That haben mag. Wer sich selbst in eigener Meinung zu sehr
höht, wird in der Meinung Anderer um so tiefer erniedrigt,
eil er lebhafter daran erinnert, daß nicht das Herkommen und
r Rang den Menschen, sondern daß der Mensch sein Herkom-
rn und seinen Stand ehren muß. Nur wer sich in edler De-
uth selbst erniedrigt, der wird durch die Meinung anderer er-
ht. Denn wer, durch Seelengüte ehrwürdig, seiner äussern,
fälligen Vorzüge vergißt, erinnert die Andern desto lebhafter
ran, wie viel der Mann in sich selbst werth sein müsse, der
ıssern Glanzes und zufälliger Hoheit nicht vonnöthen hat, um
ebe und Achtung zu gewinnen.

Wir sehen daher die Großen der Völker dann am herzlichsten
n ihren Unterthanen verehrt, von allen Fremdlingen bewun-
rt, wenn sie bei aller ihrer Gewalt bescheiden, bei aller ihrer
ermöglichkeit einfach und prunklos einhergehen, und in Erfül-

lung schöner Pflichten des hohlen Prunkes und eitler Nebendinge vergessen. Stolz auf Macht und Gewalt ist jederzeit das sicherste Mittel, die vorhandene Macht und Gewalt zu schwächen. Denn sie reizt den gerechten Widerstand, und die Kräfte unserer Widersacher wachsen, wenn wir sie durch unsern Stolz in Thätigkeit setzen. „Viele Tirannen haben müssen herunter auf die Erde sitzen; und ist dem die Krone aufgesetzt worden, an den man nicht gedacht hatte. Viele grobe Herren sind zu Boden gegangen, und gewaltige Könige sind Andern in die Hände gekommen.“ (Sirach 11, 5. 6.)

Darum achte Niemanden gering, und laß Niemanden deine Vorzüge auf kränkende Weise fühlen. Die schlichte Lebensklugheit untersagt es; die Religion verbietet es!

Uebermäßige Werthachtung dessen, was man ist, oder hat, verkündet allezeit eine Schwäche entweder des Verstandes oder des Herzens; gewöhnlich aber die Schwäche von beiden. Wissen wir nicht an uns selbst, wie beleidigend unserm Gefühl der Hochmuth und die Eitelkeit anderer Personen ist, wie empörend uns das Betragen desjenigen ist, der uns mit seinem Uebermuth zu demüthigen gedenkt? Wohl denn, eben diese Empfindungen flößen wir Andern gegen uns ein, wenn wir ihnen auf die leiseste Art zeigen, wie viel wir uns auf den Besitz von Eigenschaften oder Vollkommenheiten einbilden, die ihnen fehlen. Statt zu demüthigen, empören wir nur das stolze Ehrgefühl Anderer. Statt Hochschätzung und Bewunderung zu bewirken, erzeugen wir das ganz Entgegengesetzte, nämlich heimlichen Spott, Verachtung und Liebloſigkeit. Wer denn so widersinnig handelt, daß er das Gegentheil von dem macht, was er wünscht, verkündet der nicht Verstandesschwäche? — Dazu kommt noch, daß gewöhnlich der, welcher sich vorzüglicher dünkt, als Andere, der Sklave derer wird, über die er sich erhaben glaubt. Denn wie viel opfert der nicht von seinem eigenen Lebensgenusse auf, um Leuten eine hohe Meinung beizubringen, die kaum verdienen, daß man um ihren Beifall buhle! Und wie unbemerkt wird er der Diener derer, die klug genug sind, seine Schwachheiten zu benutzen, indem sie seiner Eitelkeit, seinem Hochmuth auf seine

Weise schmeicheln! Der Stolze ist jederzeit der Unterwürfigste
nd Lenkbarste. Man läßt ihm seine Thorheit, seinen Eigendün-
l gelten, und leitet ihn nach Belieben. Er wähnt vergöttert
sein, und wird der Spielball fremder Schlauheit, das Werk-
ug fremden Ehrgeizes, der blinde Befriediger fremden Eigen-
utzes, und wird vergessen, oder auf die Seite gestellt, sobald
an seiner nicht mehr zu andern Zwecken nöthig hat.

Schätze Niemanden gering, und überhebe dich nicht deiner
orzüge. Denn jede Anmaßung dieser Art beleidigt, und wird
icht leicht von den Leuten, wie sie nun einmal sind, verziehen.
in Jeder trägt in sich ein Gefühl seiner Rechte, und fordert
on Andern Achtung. Jeder weiß, was er in seinen Verhältnis-
n werth ist, und kann gleichsam eine Vernichtung dieses ihn
hebenden Bewußtseins unmöglich mit Gelassenheit tragen. Oh-
hin sehen viel Menschen das, womit du dich gern hervorstellen
öchtest, nicht einmal als etwas Ausserordentliches an. Du brü-
st dich mit deinem Rang, den Andere schon vielmals verschmäht
ben; mit deinem Geld und Gut, um welches sich die Uebri-
n gar wenig bekümmern, weil sie für sich genug haben; mit
inen Geschicklichkeiten und Kenntnissen, da Andere ihre feurig-
n Wünsche nach ganz andern Zielen richten; mit deiner Wohl-
stalt und Schönheit, da der Geschmack der Menschen sehr ver-
hieden ist, und dem Einen das mißfällt, was den Andern ent-
ckt. — Je weniger also Andern das vorzüglich scheint, was du
ber Alles geltend machen möchtest, je empfindlicher kränkt dein
rkappter oder offenbarer Stolz; je beleidigender wird deine An-
aßung, deine Herabsetzung Anderer. Sie fühlen sich unschuldig,
nd um so schmerzlicher durch unverdiente Erniedrigung ver-
undet. Noch nicht leicht geschah es, daß der Stolze in diesem
eben ungedemüthigt blieb. Wer sich Widersacher erweckt, be-
itet muthwillig sich Schmach und Andern Schadenfreude.
aher hat das gebräuchliche Sprichwort warnungsvolle Wahr-
it: Hochmuth kommt vor den Fall. — Erhebe dich nicht dei-
r Kleider, sagt die heilige Schrift, und sei nicht stolz in dei-
n Ehren, denn der Herr ist wunderbarlich in seinen Werken,
nd Niemand weiß, was er thun will. (Sir. 11, 4.)

Schätze Niemanden gering, weil er weniger ist, oder weniger hat. Denn deine Vorzüge sind nicht das Vorzüglichste des Menschen. Keiner verbindet in sich alle Vollkommenheiten. Gott gab jedem verschiedene Eigenschaften, durch welche er werthvoll und nützlich sein könne; keine derselben ist verachtungswürdig. Darum ehre weniger das Gute, was du besitzest, als dasjenige in Andern, was dir mangelt, um ihnen darin gleich zu werden. Auch der Geringste, welchen du kaum eines Blickes würdigest, übertrifft dich vielleicht unendlich in sehr schätzbaren Dingen; kennst du ihn so genau, daß du wüßtest, was er werth wäre? Es gibt keinen so fehlerhaften Menschen, der nicht auch seine gute Seite hätte; keinen so geringen Menschen, der dich nicht in irgend einer Geschicklichkeit oder nützlichen Gabe überträfe. Die Biene ist ein kleines Thier, spricht Jesus Sirach, und gibt doch die allersüßeste Frucht. (Sirach 11, 3.) Wer mit den von Gott empfangenen Gaben am nützlichsten auf seiner Stelle, in seiner Zeit wirkt, der ist, wo er auch stehe, sein Thatenkreis sei weit oder enge, der Achtungswürdigste. Nicht das, was man ist, sondern das, was man thut, — nicht das, was man hat, sondern wie man es gebraucht, macht schätzbar. Darum blicke nie abwärts auf das Niedrige, sondern aufwärts zu dem, was höher ist im Menschen; nicht auf das, was du besitzest, sondern auf das, was dir fehlt, während Andere es haben. Denn das, was dir noch abgeht, macht dein Loos weit schlechter, als es dasjenige vortrefflicher macht, was du schon haben magst.

Schätze Niemanden gering, noch weniger laß deinen Nebenmenschen diese Geringschätzung empfinden, weil du dir Verderben aussäest. Zwar ist vielleicht Mancher zu schwach, um dir Gutes erweisen zu können; aber kein Sterblicher ist so schwach, daß er dir nicht einmal schaden könnte. Du sollst Niemanden rühmen um seines großen Ansehens willen, denn es ist vielleicht sein Unglück; noch Jemand verachten um seines geringen Ansehens willen. (Sirach 11, 2.) Ein Jeder, er sei im bürgerlichen Leben so unbedeutend, als er wolle, kann durch ein besonderes Zusammentreffen von Umständen für dich

sehr bedeutend werden. Der Mensch wird nicht mächtig durch seine eigene Kraft, sondern durch das Spiel der Schicksale, die sich zu seinen Gehilfen machen. Es ist nichts Unerhörtes, daß arme Dienstboten Ernährer ihrer unglücklichen Herrschaften wurden; daß Bettler mit ihrem Brod den Hunger des Reichen stillten; daß gemeine Knechte das Leben von Fürsten retteten; daß Sklaven ihren Gebietern die Freiheit verschafften. Aber nicht weniger sind die Fälle, daß Menschen ohne Wichtigkeit, ohne Reichthum, ohne Gewalt, ohne Einsicht, bei sich ereignenden Anlässen den wichtigsten, reichsten, gewaltigsten und einsichtsvollsten Personen verderblich wurden. — — Du kennst deine künftigen Schicksale nicht, noch weniger die Schicksale dessen, den du heute verachtest. Vielleicht schon nach einigen Jahren ist dieser durch Verknüpfung von Ereignissen in so vortheilhafte Verhältnisse emporgerückt, daß du es dir zur Ehre rechnen würdest, unter seinen Freunden zu stehen, da ihn heute dein Hochmuth übersieht und zurückstößt.

Doch mehr, als alle diese Beweggründe, muß uns die Religion von jener traurigen Verirrung des Verstandes und Herzens zurückhalten; die Erinnerung, daß Gott im Himmel auch der Vater der Geringsten ist; daß der Weise auch der Bruder des Unwissenden, der König auch der Bruder des Bettlers, die reizendste der Jungfrauen auch die Schwester der häßlichsten sei; das Vorbild hoher Demuth und Selbstverläugnung, welche Jesus bei allen Einsichten, bei allen seinen bewunderungswürdigen Eigenschaften und Tugenden, mit rührender Treue bewahrte. — Welchen Stolz können wir auch um Sachen nähren, die uns nicht eigenthümlich angehören, sondern nur erborgt, nur Darlehen Gottes für unsere Lebenszeit, ach, vielleicht nicht einmal für die ganze Lebenszeit sind, sondern für wenige Jahre!

Haben wir denn, o Gott, von dem wir Alles haben, Deine Geschenke empfangen, um hochmuthvoll uns damit gegen andere Deiner Kinder zu brüsten, oder nicht vielmehr, um ihnen damit zu nützen? Wozu dieser unnütze Stolz auf Gaben, die wir ohne unser eigenes Verdienst von Dir empfingen; Ga-

ben, von deren Anwendung wir Dir wie von anvertrauten Pfunden Rechenschaft ablegen müssen?

Jeder Stolz ist ein Wahnsinn. Darum ist es diese Leidenschaft auch, welche am allererſten und allerhäufigſten eine wirkliche Geisteszerrüttung nach sich zieht. — Nein, Vater im Himmel, ich will mich hüten, daß das unschuldige Vergnügen, mit welchem ich das betrachte, was Du mir verliehen, nicht in Uebermuth und Geringschätzung anderer Menschen entarte, die Du, als ein gerechter, als ein Alle mit gleicher Liebe umfassender Vater, mit andern Vortheilen und Vollkommenheiten bedachteſt, die mir fehlen.

Nicht Hochmuth, aber ein hoher Sinn, der sich über die flüchtigen Tändeleien des Lebens erhebt, soll mich beseelen für das, was ewigen Werth gibt, und womit ich einst vor Dir bestehen könne. Und wenn mich die falsche Eigenliebe zuweilen blenden möchte, will ich nur des Todes meiner beſten Freunde und Geliebten gedenken, und denken, wie wenig ihnen zuletzt alle irdische Auszeichnung half; will ich mich erinnern an meine eigene Auflösung, und wie ich dann über Schönheit denken werde, die Staub und Moder wird; über Reichthum, den Andere nehmen; über Ruhm, der nicht in mein stilles Grab tönt; über Rang und Macht, die gleich Schatten mit meinem letzten Hauch verschweben! Amen.

28.

Der Mißbrauch von den Schwächen Anderer.

1. Kor. 12, 4—7.

Auch ich bin gar wohl überzeugt, es iſt mehr als eine falſche Rettung im menſchlichen Leben! — Ich kann mir unöglich die zahlloſen Fälle alle denken, in welchen ich, um inem Vergehen zu entrinnen, in ein anderes überging, und o ich mich aus den Netzen der einen Thorheit befreite, aber im leichen Augenblicke in andern vergarnte. Wie ſelten war ich eiſe, wie Jeſus; wie oft war mein Thun dem Leichtſinn eines etrus ähnlich!

Doch keine Art dieſer falſchen Rettungen iſt wohl im menſchchen Leben gewöhnlicher, als diejenige, da wir im frohen Gehl, irgend einen Fehler abgelegt zu haben, oder irgend einer efahr entronnen zu ſein, ſchadenfroh über diejenigen triumhiren, welche noch darin ſind. So ſieht man oft Kinder, wenn e kleinen Verlegenheiten glücklich entſchlüpft ſind, hohnjauchn über andere, welche nicht ſo glücklich waren, als ſie, oder och erſt ſpäter entkommen.

Dieſe Freude iſt urſprünglich wohl verzeihlich. Wer wollte icht froh ſein, wenn er aus unangenehmen Verhältniſſen endich hervorgetreten iſt? wenn er ſich von gewiſſen Fehlern ganz ein weiß, wenn ihn keine geheimen Vorwürfe des böſen Beußtſeins mehr plagen? — Das Vergnügen an eigener Beſſeung wird noch lebhafter, wenn man andere Menſchen erblickt, ie noch im alten Elende ſtecken, und weder Glück noch Kraft, eder Sinn noch Muth genug haben, ſich ein beſſeres Loos es Gemüthes zu verſchaffen. Erſt durch den Anblick ihrer Unollkommenheiten erfahren wir nun beſtimmter, wie wir vorer waren, ehe wir uns ermuthigt hatten, beſſer zu werden. Erſt aus ihrer Tiefe erkennen wir deutlicher unſere Erhebung.

Die Selbſtzufriedenheit mit uns, daß wir uns gerettet haen, iſt eine reine, ſchuldloſe Wonne; iſt ein ſüßer Lohn, den nſer verſöhntes Gewiſſen darbringt; iſt gleichſam der Kuß,

welchen der Schutzgeist unserer Seele gibt, sie zu allem Edeln zu ermuntern.

Allein wehe dem, der sicher zu stehen meint! Die Freude selbst schleudert ihn wieder in neues Verderben, wenn sie, statt nur Ausdruck der Zufriedenheit mit uns selbst zu sein, ein Triumph über Andere wird, die nicht so glücklich gewesen sind, als wir. Dies Triumphiren ist schon wieder eine neue Schwachheit, entweder unsers Verstandes oder unsers Herzens.

Des Verstandes! — Denn wie mag ein weiser Mann über die Schwächen und Thorheiten seines Bruders frohlocken? Wie können ihm dessen Fehler zum Stoff edler Belustigung dienen? Er selbst weiß von sich, daß er nicht alle Irrthümer, alle Schwachheiten ganz verloren — er sei kein Engel. Alle Vorzüge, welche wir vor unsern Nebenmenschen besitzen, bestehen entweder in Wirkungen unserer eigenen Bemühungen — und ach! wer weiß nicht, wie oft, wie lange wir unterlagen, ehe wir obsiegten! — oder sie sind Geschenke des Himmels: wer wird stolz sein auf das, was nicht unser Verdienst ist? Nur der Unverstand verspottet den Armen. Der ächte Jünger Jesu spricht mit dem weisen Boten desselben: Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist. Es sind mancherlei Aemter, aber es ist ein Herr. Es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirkt Alles in Allem. (1. Kor. 12, 4 — 7.) Nichts ist unser, Alles ist Gottes. Jeder unserer Vorzüge, Verstand, Witz, Einbildungskraft, Zartgefühl, selbst die höhern Kenntnisse, selbst die bessere Erziehung, welche wir empfingen, Alles ist Gottes Werk! — O du, der sich der schönern Schöpfung erfreut, und der du dessen spottest, der von Geburt, oder durch Zufall und Unglück, oder durch Alter häßlich ward: ist deine Schönheit eine Wirkung deiner Verdienste? Unverständiger, wie mag dich des Andern Häßlichkeit belustigen? O du, der die rohen Sitten des Bruders verlacht, welcher nicht auf deinen Tanzsälen in den entbehrlichen Ueppigkeiten deiner Stadt Erziehung empfing: wenn dir die Gottheit das Loos angewiesen hätte, Sohn einer Bettlerin, Tochter einer halbnackten Wilden in fernen Welttheilen zu sein, wür-

eſt du dich noch deiner zierlichen Sitten und Geberden ſo ſtolz
ühmen? Iſt nicht Alles von Gott, in Gott, für Gott?
Ind was du im Irdiſchen zu haben meinſt, deſſen du dich über-
ebſt, und warum du den verlachſt, welcher es nicht in dem
Maße empfing, als du: gehört es dir? Iſt es nicht geliehenes
Gut? Legſt du es nicht in der unbekannten Sterbeſtunde wieder
u den Füßen deſſen nieder, der es dir allein verliehen? Wird
s dir leichter mit deiner Rechenſchaft alsdann werden, wenn
u aufgefordert wirſt, zu beweiſen, wie du deine mehrern Ga-
en nützlich angewendet haſt? oder Jenem leichter, dem der
Herr nur wenige Pfunde anvertraute, mit denen er aber mehr
Gutes auf Erden ſtiftete, als du in deiner Gabenfülle? — Noch
ſter aber iſt der Triumph über Anderer Schwachheiten nicht
owohl Wirkung eines mangelhaften Verſtandes, als einer ge-
neinen Schlechtigkeit des Herzens. Es gibt Narren,
welche ſich mit den Thorheiten ſelbſt zum Spott Anderer hin-
geben, um nur das Recht zu haben, ſie wieder zu verſpotten.
Hier iſt kein Adel des Gemüths, ſondern ekelhafte Gemeinheit
und Niedrigkeit der Denkart; eine Art Verzweiflung, die ſich
darin tröſtet, daß Andere ſo ſchlecht ſein können, als man ſelbſt
iſt. Es gibt Narren, die einen Schein von Weisheit annehmen,
um mit den Schwächen eines Andern den Dritten zu beluſtigen.
Dieſe Art Luſtigmacher, deren verſteckter Stolz überall hervor-
leuchtet, ſind nicht minder verworfene Weſen. Sie erregen ein
Lachen, ohne unterſcheiden zu können, daß man oft mehr
ihre Selbſtentwürdigung belächelt, als denjenigen, auf welchen
ihr Spott zielt.

Doch müſſen wir darum nicht jeden harmloſen Scherz, jede
unſchuldige Neckerei als Sünde verdammen. Wohl pflegen auch
Freunde ſich gegenſeitig, und oft ſelbſt aus Liebe, ihre gegen-
ſeitigen Schwächen lächelnd zu zeigen. Dieſe Neckereien ſind
ſchuldlos, ſo lange darin nicht die Abſicht liegt, den An-
dern zu drängen und zu bedrücken; ſo lange noch wahre Liebe
darin athmet, oder daran liegt, einem Andern manches Unſchick-
liche in ſeinem Betragen fühlbarer zu machen. Oft fruchten
zur Beſſerung des Menſchen alle ernſte Vorſtellungen, alle ver-

nünftige Grundsätze nicht so viel, wie ein einziger wohlberechneter Scherz, ein Spott, der in voller Gutmüthigkeit zeigt, warum und zu welchem Zweck er kommt. So pflegt ja auch ein Vater, eine Mutter bei froher Laune das geliebte Kind mit seinen Unarten zu necken, um es von denselben zu entwöhnen. Und der muthwillige Spott aus dem Munde der Liebe, wahrlich, er ist keine Sünde; er ist leise Züchtigung eines Fehlers, um zur Besserung zu leiten.

Aber es ist Mißbrauch fremder Schwächen, und Verkündigung eigener Verderbtheit des Gemüths, wenn man die Fehler Anderer benutzt, um damit den Dritten und Vierten zu belustigen. Hier ist nicht mehr der Wille, den Schwachen zu bessern, sondern Schadenfreude. Es gibt in der Welt kein sittliches und körperliches Leiden, was edeln Gemüthern Ergötzung bringen könnte. Jede Schwachheit, jede Untugend aber ist ein Uebel, unter welchem die Seele leidet. Der Mißbrauch fremder Schwachheiten zur Belustigung Anderer wird ein um so gröberer Zeuge eigenen Unverstandes, wenn wir das als einen Fehler am Andern verspotten, was nie seine eigene Schuld ist, die er trägt. Dahin gehört das Verhöhnen eines Menschen wegen körperlicher Gebrechen, die eher unser Mitleiden, als unsern Stolz und Spott erregen sollten. Dahin gehört das Verhöhnen dessen, der in seinem Stande nicht die feine äussere Bildung und Erziehung empfangen konnte, wie wir ihn über Eigenschaften der Menschen äussern, die in der That eher Lob als Tadel verdienen. So macht sich der Wüstling lustig über den Ekel, welchen bessere Menschen gegen seinen sträflichen Lebenswandel bezeugen. So spottet der Unzüchtige über den Abscheu des Reinen gegen das Viehische in Wort und Werk. So spottet frech ein Satan über das Erröthen sittsamer Unschuld. — Diesen fliehet! Ihm lodert eine Hölle in der Brust! Er ist der schwärzesten Verbrechen fähig — er hat sie schon begangen.

Es ist Mißbrauch fremder Schwächen und Zeugniß für das eigene Verderben des Herzens, wenn man sich über dieselben belustigt, um damit den Andern zu betrüben. — Unglücklicher Spötter, du verlachst Anderer Thorheit und

Flecken, aber dein Lachen ist es, vor welchem der bessere Mensch schaudert. Aus deinem Lächeln spricht eine schadenfrohe Hölle. Du willst nicht Besserung der Wunden, sondern möchtest neue Wunden schlagen; willst nicht Freude, sondern Schmerz! — In dir leben Haß, Rache oder Neid! Du bist der Tiefgesunkene, der den Edlern um kleiner Fehler willen verlästert, und den Balken im eigenen Auge vergißt, um den Splitter zu richten. — Mit Unmuth wendet sich der Zartfühlende von dir hinweg, und selbst jeder Deinesgleichen meidet dich vorsichtig, weil du ihn nur in der Frechheit übertriffst.

Es ist Mißbrauch fremder Schwächen und Beweis eigener Thorheit, wenn man sich über die Mängel eines Andern belustigt, um Gelegenheit zu haben, seine eigenen Vollkommenheiten in ein glänzenderes Licht zu stellen. Dieser Fehler ist unter Leuten sehr gewöhnlich, die einigen Witz, aber keinen wohlgeordneten Verstand, lebhafte Einbildungskraft, aber kein Zartgefühl des Schicklichen, viel Urtheil und Blick für das Aeusserlich-Anständige, aber wenig eigenen, innern Werth haben. Sie leben nur in der Eitelkeit. Sie wollen nur ihr eigenes, kleines Ich gern zur Schau tragen. Sie hoffen mit ihrem Witz Andere entweder zu blenden, oder ihnen so viel Hochachtung einzuflößen, daß Niemand an ihrer Vortrefflichkeit zweifele. Sie bemerken nicht, daß ihr Spott nichts anderes, als jener Pharisäerstolz in neuem Gewande ist, welcher an den Straßenecken predigt und betet: „Ich danke dir, daß ich nicht bin, wie jener da!“ Sie bemerken nicht, daß sie mit dieser Art uneigentlichen Selbstlobes, mit diesem Aufsuchen fremder Fehler, mit diesem Uebertreiben fremder Irrthümer andere Menschen zu einem desto strengern Gericht gegen sich selbst auffordern und zwingen; daß sie, statt Bewunderung, hintennach Verachtung und Haß ärnten, und daß nothwendig aus Beifallachen in ihrer Gegenwart zu einem Achselzucken in ihrer Abwesenheit werden muß.

Es ist Mißbrauch fremder Schwachheit, wenn man, statt den Fehlenden zu bessern, ihn zu noch größern Thorheiten zu verleiten sucht. Auch der allerverworfenste Mensch

findet keine reine Luſt an der Unwiſſenheit, Verſtandesſchwäche oder Thorheit ſeines Nebenmenſchen, wenn er mit demſelben unter vier Augen iſt. Verſtandesſchwäche erregt da nur Mitleiden, die Thorheit des Betrunkenen nur Ekel und Furcht. Warum wird dies anders, wenn noch andere Zeugen vorhanden ſind? Warum freut es dich, dann dem Einfältigen alberne Redensarten abzulocken, oder die Schiefheit ſeiner Urtheile recht ſichtbar werden zu laſſen? Warum freuet es dich, dann den Trunkenbold zu übereilten Handlungen und Reden, zum Zorn oder zu unanſtändigen Scherzen zu reizen? Warum freut es dich, dann dem Leichtgläubigen Unwahrheiten aufzubürden, daß er ſie weiter trage, oder von ihnen zu unangenehmen Schritten verleitet werde?

Iſt es nicht eine Schadenluſt aus heimlichem Phariſäerſtolz, daß du nicht biſt, wie dieſer Elende? — Ach, verächtlicher biſt du, als dieſer Elende! — — Er fehlt aus Verſtandesloſigkeit, und du mit vollem Verſtande, mit überlegter Bosheit. Er fehlt aus Trunkenheit, und du im Rauſche deines niedrigſten Stolzes.

Der Stolz iſt an ſich etwas, das wir mit dem Vieh gemein haben; es iſt das Streben, nur ſich allein geltend zu machen, ohne alle Rückſicht auf den Werth Anderer. So drängt ſich auch das Thier nur überall hervor, und alle Seinesgleichen zurück. Es mißbraucht ſeine Stärke gegen das Schwächere, um ſeinen Vortheil zu haben. Doch ſelbſt unter vernunftloſen Thieren findeſt du mehr Adel, als oft unter den Menſchen. Auch der Löwe, nur ſtolz mit ſeiner Kraft gegen Seinesgleichen, ſchont edelſinnig den Schwächern, und läßt ſich zuweilen ungeſtraft von kleinen Thieren necken. Es ſcheint ihm ſelbſt, es ſei ſeiner unwürdig, ſich zur Unterdrückung des Kraftloſern ſeiner Ueberlegenheit zu bedienen. — Wie klein muß nun die Seele desjenigen Menſchen ſein, der Freude daran empfinden kann, die Schwachheit eines Andern zu benutzen, um dieſelbe zu verächtlichen Dingen zu gebrauchen!

Es iſt Mißbrauch und ſtrafbarer Mißbrauch fremder Schwachheiten, wenn man ſie zu ſeinem eigenen Vortheil

wendet oder unterhält. — Zu dieſem iſt allein der voll-
dete Böſewicht fähig. Gierigen Eigennutzes voll, übernimmt
ſich in ſeiner Stärke gegen den Schwachen. Er betrügt den
utmüthigen; er verführt die gernglaubende Unſchuld zu Ver-
echen; er dringt dem Geängſtigten nachtheilige Zuſagen ab;
macht den berauſchten oder leidenſchaftlichen Menſchen zum
erkzeug ſeiner ſchändlichen Abſichten; er thut mit Frechheit
m Wehrloſen das Unrecht an, weil er ihn nicht fürchtet.
cheu wende ich den Blick von dieſem Ungeheuer, welches die
ürde der Menſchheit ſchändet. Wehe, daß wir ſagen müſſen,
ch ſolche Menſchen wandeln, und oft lange, doch nicht immer
beſtrafbar, auf Erden!

Edler handelt der wahre Weiſe, der Chriſt. Er kann aller-
ags die Thorheit thöricht, das Lächerliche lächerlich finden. Er
nn die Fehler der Menſchen mit der Geiſſel des Spottes ſtra-
n, daß ſie davon laſſen. In ſeiner wohlthuenden Hand ver-
andelt ſich die gleiche Waare, aus welcher der Mörder Gift
eßt, in balſamiſches Heilkraut. Aber er bekriegt nur die
chwachheiten, nicht den Menſchen. Er will beſſern, nicht
ißbrauchen und das Verdorbene noch mehr verderben. Viel-
ehr die gleichen Thorheiten, welche er im Allgemeinen ver-
ottet, verhüllt er menſchenfreundlich vor den Blicken des Scha-
nfrohen, wenn er ſie an ſeinen Freunden und Bekannten ent-
ckt. Er erinnert ſich bei den Schwachheiten, welche er an
nem Bruder erblickt, zugleich an deſſen lobenswürdige Eigen-
haften, und daran, daß nicht leicht ein Sterblicher ohne Fehler
i. Er billigt darum aber dieſe Schwachheiten keineswegs;
ndern wenn es ihm die übrigen Verhältniſſe erlauben, naht
ſich dem Fehlenden, und zeigt ihm in einer dazu beſonders
ücklichen Stunde, doch zart und ſchonend, ſeine Mißbilligung.
r möchte beſſern, aber nicht betrüben.

So der Chriſt!

Aber war ich es immer? — Allwiſſender, war ich es immer?
onnte ich mich immer des kleinlichen Triumphirens erwehren,
enn ſich bei Andern die auffallendern Schwächen zeigten, als
h hatte? Ach, nur vielleicht zeigten, während ich meine

Fehler listiger zu verhehlen verstand. Sie waren mit kleinen Uebeln nur unbehutsamer, ich mit gröbern Fehlern schlauer, als sie. Hatte ich ein Recht, mich pharisäisch gegen sie zu erheben, und mit Uebermuth ihre Schwächen zu mißbrauchen?

Schamroth stehe ich, o Allwissender, da vor Deinem heiligen Angesicht, und das schuldbewußte Herz schlägt lauter unter den Vorwürfen des ernsten Gewissens. Vielleicht war der, welchen ich mich zu belachen berechtigt hielt, eines bessern Herzens, als ich; vielleicht übertraf er mich in frommen Eigenschaften, die vor Dir, o Herr, mehr gelten, als Kenntniß und Scharfsinn.

In einem Jeglichen erzeugen sich die Gaben des Geistes zu gemeinem Nutzen. (1 Kor. 12, 7.) So spricht, Gott, Dein heiliges Wort. Haben sich die Gaben, welche Du mir verliehen, und mit welchen ich nur zu oft aus Eitelkeit über Andere prangte, immer zu gemeinem Nutzen gezeigt? Habe ich Elender nicht, eben so oft, als ich die Schwachheit meines Nebenmenschen mißbrauchte, noch weit mehr die Gaben mißbraucht, die Du mir, o Schöpfer, gegeben?

Wie kann der Mensch wissen, wie oft er fehle! Wie manchmal habe ich, Vater, gesündigt vor Dir, ohne daß ich daran dachte, wenn mich leichtsinniger Muthwille zu unbesonnenem Spotte hinriß! Wie kann ich aussöhnen — ach, wie muß ich täglich bereuen! — Werde ich denn nie in der Heiligkeit meines Jesu wandeln, nie einen Tag ganz schuldenrein, o mein Gott und Herr, vor Dir wandeln können? — Erleuchte mich, stärke mich, leite mich an deiner Vaterhand! Amen.

29.

Der Neid.

Spr. Sal. 14, 30.

Theuer, wie mein eig'nes Leben,
Wie mein Nam' und Eigenthum,
Sei mir, Menschen, euer Streben,
Euer Glück und Gut und Ruhm,
Alles, was Euch Gottes Rath
Gab und noch zu geben hat.

Immer will ich, frei vom Neide,
Und von aller Mißgunst rein,
Eures Glücks und eurer Freude,
Eures Wohlergeh'ns mich freu'n!
Nur bei And'rer Freude ist
Selbst beglückt der wahre Christ.

---

ist wahr, kein Mensch ist im gemeinen Verkehr des Lebens
rlicher und gehaßter und gemiedener, als der Neidische.
r meidet derjenige, welcher den Neidischen verabscheut oder
lt, auch wohl immer das Laster des Neides und der Miß-
l selbst? Lege die Hand auf's Herz und erforsche dich: wie
) es mit deiner Zufriedenheit, wenn du erfuhrst, daß Die-
oder Jenem ein großes Glück zufiel, welches du entbehren
t? wenn Dieser oder Jener dir vorgezogen ward, der nach
er Ueberzeugung weniger Verdienste und gute Eigenschaften
ß, als du? wenn Dieser oder Jener mehr Beifall durch
: Arbeiten gewann, als du durch die deinigen? wenn Dieser
Jener mehr Glück in seinen Geschäften machte, als du?
Wie stand es mit deiner Ruhe?

Gern möchtest du es dir selbst hinwegläugnen, daß du von
niederträchtigsten aller Gefühle, von dem Gefühle des Nei-
jemals gefoltert worden. Aber kannst du es hinwegläug-
wie sehr es dich verdroß, wenn du zuweilen Leute im Ue-
usse und Reichthum erblicktest, die ihn nach deiner Meinung
t verdienten? — oder mit Ehren, Würden und Aemtern
)mückt fandest, auf welche du nach deiner Meinung viel ge-
idetere Ansprüche hättest machen können! oder in ihrem Ge-
)e und bürgerlichen Verkehr sie weiter kommen sahst, als dich?

Wohl mag sich manches Herz bei diesen Fragen schwer getroffen finden. Wohl mag mancher zu seiner Entschuldigung sagen: „Es war mir allerdings kränkend, daß es Andern in dieser oder jener Sache besser glückte, als mir; aber ich haßte nicht die Person so sehr, als ich vielmehr mich selbst bedauerte.“ Oder: „Ich möchte Andern ihr Glück gönnen; aber sollte es mir nicht wehe thun, wenn ich immer hintenan bleiben mußte?“ „Ich hatte nichts dagegen, wenn Andere in ihren Geschäften glücklicher waren, als ich; allein es ärgerte mich nicht sowohl dies Glück, als der höhnische Stolz der Menschen, mit dem sie nun auf Andere herabsahen. Es hätte mir weniger gethan, wenn das gleiche Glück jedem Andern zugefallen wäre.“

O, diese Sprache vergeblicher Entschuldigung, was ist sie anders, als die gemeine, verächtliche Sprache des Neides? Was ist denn der Neid, als eben dies Mißvergnügen, welches man über das Gute anderer Menschen empfindet?

Die Quellen der Mißgunst sind entweder Schwäche des Verstandes, oder ein verdorbenes Herz, welches weit davon entfernt ist, durch die Empfindungen ungetrübter Menschenliebe, wie sie Jesus empfiehlt, erwärmt zu werden.

Nur Mangel an Lebens- und Weltkenntniß, Beschränktheit unserer Einsichten und Urtheile kann uns zu den thörichten Ausschweifungen des Neides bringen. Der Neidische mißgönnt Andern das Glück, die Ehre, so ihm selber fehlt, ohne zu bedenken, daß vielleicht der Besitz dieser Güter ihn oder die Seinigen unfehlbar ins Verderben ziehen könnte; ohne zu bedenken, daß das Gute, was Andern widerfährt, Werk und Gabe der göttlichen Vorsehung ist, die besser als der Weiseste unter den Sterblichen weiß, was den Menschen heilsam ist. Der Mißgünstige tadelt mit jedem seiner Seufzer die Plane Gottes; würde Alles anders gestalten und vertheilen, als der Schöpfer; möchte den Allergerechtesten und Allerheiligsten nur zum Werkzeug und Diener der ihm anklebenden Leidenschaften machen. Wie sollte ich diesen Wahnsinn der Sterblichen nennen, der an Empörung gegen das weltbeherrschende Schicksal, an Murren gegen die himmlische Vorsehung grenzt? Sollte ich ihn Weis-

nennen? Nein, es ist Schwäche, es ist Krankheit des Ver-
des.

Der Neidische ist voreilig in der Beurtheilung anderer Men-
n und ihres Werthes. Er, der sich selbst noch nicht kennt,
gt es, über die Verdienste Anderer abzusprechen. Es mag
, daß der, welchem du sein Glück mißgönnst, Fehler habe,
e Fehler — aber kannst du auch seine Tugenden verläugnen?
leicht kennst du seine guten Eigenschaften nicht; aber hast
dich schon so angelegentlich um sie bekümmert, als um seine
lhaften? Siehe, vielleicht wiegt in Gottes und anderer
nschen Augen das Gute an ihm seine Mängel auf. Wie
iest du dich an, ihn so strenge zu richten? Weißt du, wie
bestehen würdest, wenn man dich prüfen und richten sollte?
on eine Untugend, die ich an dir kenne, macht dich viel
echter, als der ist, den du hassest, weil es ihm besser geht,
dir, und diese Untugend — ist dein Neid.

Vielleicht hast du Recht, daß der, welchem du sein Glück
gönnst, schwach und eitel genug ist, sich nun über dich er-
en, verächtlich auf dich niederblicken zu wollen. Aber wie
dest du auf ihn schauen, wie würdest du ihn behandeln,
n das Glück die Rollen unter euch vertauschte, wenn du ihn
lich an Ehre und Reichthum überträfest, und er von dir in
üthiger Abhängigkeit wäre? Würdest du gegen ihn beschei-
er, anspruchloser, zuvorkommender sein? Würdest du ihn
en Vorzug nicht fühlen lassen, ihn nicht verachten? — Prüfe
selbst und gestehe es dir: du könntest vielleicht ihn noch
bder behandeln, als er gegen dich ist; gestehe es dir, daß,
n er sein Glück nicht verdient, du dessen noch weniger
th bist.

Es ist eine Folge des schwachen, beschränkten Verstandes,
n man Andern gewisse Glücksgüter mißgönnt, deren wah-
Werth für uns eigentlich uns selbst unbekannt ist. Es ist
wäche des Verstandes, wenn man Glücksgüter schon für
Glück selbst hält, nach welchem Jeder dürstet. Sie sind
nur Mittel und Werkzeuge zum Glück, zur Zufriedenheit,
Seelenruhe. Aber der, welcher die glänzendsten Werkzeuge

und Mittel in Händen hat, weiß ſie darum nicht immer am weiſeſten zu gebrauchen. Nicht von Stand und Rang, nicht von Vermögen und Reichthum allein hängt es ab, daß wir glücklich ſind. Beobachte die Welt, ſammle Erfahrungen, und du wirſt von dem wahren Werthe der Glücksgüter, um welche du Andere beneideſt, ganz andere, aber richtigere Vorſtellungen erhalten. Du wirſt weiſe Menſchen ſehen, die mitten in des Reichthums Fülle einfacher leben, ſich geringer kleiden und nähren, als mancher Andere, der von ihnen Unterſtützung genießt. Sie müſſen alſo dennoch ein höheres Gut kennen, als den Stolz der Kleider, als den Wohlgeſchmack der Leckerbiſſen, als den Prunk des Hausgeräthes und der Wohnung. Und welches iſt dies Gut? Daſſelbe, welches du dir auch ohne Reichthum erwerben kannſt, ein weiſes, edelmüthiges, ſündenloſes Herz! — Du wirſt ferner Menſchen ſehen, die Goldes und Güter in Fülle haben, erlangen können, wonach ſie nur gelüſtet, und bei dem Allen doch höchſt elend ſind, doch nicht zufrieden mit ſich und der Welt ſein können. Ein Beweis alſo, daß alle ihre Mittel, ihr ſcheinbares Glück, um welches du, o Thor, ſie beneideſt, nicht hinreichend iſt, ihnen dasjenige zu geben, was du auch ohne Geld und Ueberfluß gewinnen kannſt — Frieden des Herzens. Du wirſt weiſe Menſchen kennen lernen, welche in den höchſten Würden leben, und dennoch gegen Andere und Geringere viel leutſeliger und nachgebender ſind, als du gegen deine Untergebenen biſt; Menſchen, die bei allem Ruhm und Anſehen, das ſie umringt, lieber die Einſamkeit ſuchen, eine beſcheidene Stille und Dunkelheit dem Geräuſch und Glanz öffentlicher Ehrenbezeugungen vorziehen. Aber auch andere Sterbliche wirſt du finden, welche auf dem Gipfel der Ehre und Macht ſich gleich Unerſättlichen quälen, der Macht und Gewalt immer mehr an ſich zu reiſſen; die, um ihre Perſon zu erhöhen und geltend zu machen, Millionen Menſchen verderben können, die ſie unter dem Fluche der von ihnen geplagten Menſchheit niederſtürzen.

Beobachte die Welt, ſammle Erfahrungen, o Mißgünſtiger, du wirſt über deines Verſtandes Schwäche erröthen, wirſt

nen, daß du den Werth der ſogenannten Glücksgüter viel zu
ch anſchlugſt, und Andere um Vorzüge beneideteſt, die an
ſelbſt weder der Verachtung, noch der übermäßigen Be-
rde werth ſind; wirſt lernen, daß alle Güter des Lebens erſt
en wahren Werth durch die Hand desjenigen empfangen, der
zu gebrauchen weiß. Hat dir nun Gott ein ſcheinbar gerin-
s Loos gegeben, wohlan, wuchere du, als ächter Weiſer, als
ihrer Chriſt, mit dem Wenigen, über das er dich geſetzt hat.
ie Mittel, welche der Schöpfer über die Erde ſtreuet, um
ſere Glückſeligkeit zu befördern, ſind freilich von verſchiede-
r Geſtalt, von verſchiedenem Glanze; aber das kleinſte, wie
s größte, das ſcheinbar ſchlechteſte, wie das ſcheinbar herr-
hſte, ſind gleich gut, das große Ziel damit zu erreichen.

Noch öfter aber, als Schwäche des Verſtandes, iſt ein ver-
rbenes Herz die Quelle des Neides. Wie dürfte man auch
mjenigen einen reinen Jeſusſinn, ein edles Gemüth zutrauen,
elcher, lieblos gegen Andere, ihnen dasjenige mißgönnt, was
nen ihre Tugend, ihr Fleiß oder die Vorſehung gegeben?
ie darf man dem ein edles Gemüth zutrauen, welcher Andere
gar um Dinge beneiden kann, die ſie ſich durch Betrug, Krie-
erei, Verrath, oder auf noch ſchändlichern Wegen zu ertrotzen
er zu erſchleichen wußten? Wer möchte um einen ſo ſchimpf-
chen Preis mit ihnen ihr vermeintes Glück theilen? Nur der-
nige könnte es, der ſelbſt ſo verworfen denkt, als ſie.

Mit Recht fliehen wir den, in deſſen Geberden ſich Spuren
r Mißgunſt zeigen — wir ahnen es, wir wiſſen es, in ſeiner
ruſt tobt verborgen eine Hölle. Mit Recht meiden wir es,
it ſolchen Menſchen in vertrautere Verhältniſſe zu kommen:
nn wir haben zu fürchten, er werde uns jeden Augenblick mit
inen verleumderiſchen Bemerkungen quälen; er werde uns von
iner Unruhe, ſeiner Galle, ſeiner ekelhaften Denkart mittheil-
n und vergiften. Ja, in der Bruſt des Neidiſchen tobt eine
erborgene Hölle; ſein bleiches, ärgervolles Geſicht, ſein finſterer,
ödtender Blick, ſeine wandelbare Laune ſagt es. In ihm wohnt
er gemeinſte Stolz, ohne wahren eigenthümlichen Werth; in
jm das marternde Gefühl ſeiner Geringfügigkeit neben der

Kraft- und Willenlosigkeit zum Bessern; in ihm die niedrige Habsucht, die Wuth der Verleumdung, in ihm mit ewig brennendem Durst die Selbstsucht, welcher ausser sich und ihrer Pein alles Andere in der Welt gleichgültig sein kann.

„Ein gütiges Herz", spricht der königliche Weise, „ist des Leibes Leben, aber der Neid ist Eiter in den Beinen." (Spr. Sal. 14, 30.) Neid, diese Frucht vieler Sünden, zeugt wieder ein neues Verderben. Er verdirbt die Seele noch mehr, und macht sie zum Guten, Großen und Edeln untüchtiger, als vorher. Er hadert, ohne es zu wissen, mit Gottes Vorsehung, welche das Gute hienieden nach ihrer Weisheit vertheilt, und hadert mit den Menschen, so unschuldig sie auch sein mögen; in seinen Blicken ist das Gute, welches sie erwarben, oder welches ihnen zu Theil ward, ihr Verbrechen. Er hadert mit sich selbst, und verwüstet das Gemüth, dessen er sich bemächtigt hat. Er verwandelt die äussere Gestalt des Menschen; er zerrüttet die Gesundheit des Leibes; er legt auf die Lippen das Gift der Verleumdung, und in den Blick des Auges die schüchterne Gier der Habsucht, oder den Aerger des gekränkten Stolzes, oder den Fluch des Hasses. Ja, wo Neid und Zank ist, da ist Unordnung und eitel böses Ding. (Jak. 3, 16.)

Wohl vergleicht Salomo den Neid mit Eiter in den Beinen; er verzehrt des Menschen Wesen, macht ihn unempfindlich gegen das Gute, was ihm Gottes Vaterhand mildreich verliehen. Er verliert über das Glück, welches er Andern mißgönnt, das eigene Glück, so er geniessen konnte, erringt nicht, was er will, und büßt ein, was er hat. Wo Neid herrscht, da ist keine Zufriedenheit möglich, und in der Ungenügsamkeit liegt der Abgrund des menschlichen Elends.

Wie jedes Laster, hängt auch der Neid seine Kennzeichen überall aus. Der Verdruß des Menschen, in welchem Mißgunst wohnt, spiegelt sich in seinen Mienen wieder, und macht ihn für bessere Menschen zum Gegenstande des Widerwillens. Unglücklicher, warum klagst du über der Menschen Liebllosigkeit? Warum findest du überall Stoff für deinen Argwohn? Warum beschuldigst du Alle, die mit dir in naher oder entfernter Ver-

ndung ſtehen, gehäſſiger Fehler? Du ſiehſt nur dich, nur ine Fehler überall; du findeſt nur dich überall wieder; ån- re dich ſelbſt, gewinne Gewalt über dich, und mit Erſtaunen rſt du die ganze Welt ſich verwandeln ſehen.

Schwer iſt es freilich, wo der Hang zum Neide einmal tief einem Herzen ſeine Wurzeln geſchlagen und verbreitet hat, i auszurotten. Aber dem ernſten, feſten Willen des enſchen zum Guten iſt nichts Gutes unmöglich. arum ſoll Jeder, der auch nur zuweilen leichte Anwandlun- a von Neid und Mißgunſt in ſich verſpürt, dieſe deſto ſorg- tiger bekämpfen — um ſo leichter wird ihm der Sieg; um ſicherer bleibt ihm die Reinheit und Unbefangenheit des Ge- ithes; um ſo geborgener die heitere Ruhe ſeines Herzens.

Willſt du dich frei von jener Untugend bewahren, ſo ge- hne dich, in deinen Vorſtellungen nicht einen allzuhohen erth auf gewiſſe Glücksgüter zu ſetzen; ſondern durchdringe h mit der Wahrheit des Satzes, daß kein anderes Gut, s dasjenige, was die Vorſehung dem Menſchen rklich gegeben hat und gibt, fähig ſei, ihn auch ücklich zu machen; — überzeuge dich von der Wahrheit s Satzes, daß alles dasjenige, was trotz deines arnachſtrebens die Weisheit Gottes dir verwei- rt hat, dir auch gewiß ſchädlich ſei; — überzeuge h von der Wahrheit des Satzes, daß der Regent des eltalls und der Menſchen-Schickſale dir manches ut, wonach dein Herz ſich jetzt vergebens ſehnt, ſt dann zukommen laſſen wird, wenn alle Um- inde zuſammentreffen, daß es dir wirklich nütz- h ſein könne.

Aber könnteſt du an der Wahrheit dieſer Worte zweifeln: ſo zweifelſt du an der Wahrheit des göttlichen Wortes ſelbſt, elches uns verkündet hat, daß der Vater im Himmel am be- n weiß, weſſen du bedarfſt (Luk. 12, 30.); daß alle Dinge nen, die ihrem Gott vertrauen, zum Beſten dienen! — ſo eifelſt du an der Barmherzigkeit und Gnade des Ewigen, an r waltenden Vorſehung, welche für dich ſorgte, ehe du warſt;

ſo erhebſt du deinen gebrechlichen Verſtand über die Weisheit des Allerweiſeſten, der ein ganzes Weltall zu Leben und Seligkeit aus dem dunkeln Nichts hervorrief! Unglücklicher, ſo iſt dir kein Gott, keine Vorſehung, kein Glaube, keine Hoffnung: du ſchwindelſt unter Träumen eines troſtloſen Wahnſinnes hin, und gehſt in Verzweiflung unter.

Hast du dich aber mit jenen ewigen, göttlichen Wahrheiten der Religion ganz durchdrungen; wie mag denn Neid und Mißgunſt über Anderer Glück und Vorzüge neben ſolchen Ueberzeugungen beſtehen? Warum wollteſt du deinen Nebenmenſchen nicht das Gute gönnen, was ihnen der Himmel zuläßt? Er gab es ihnen für ihr eigenes Wohl, oder nur als Werkzeug ſeines Willens zum Beſten Anderer. Warum wollteſt du deine Nebenmenſchen um ein Glück beneiden, welches dir des Himmels Vorſicht bis jetzt noch verweigert hat, weil es dir Verderben gebären würde, wenn du es unter den gegenwärtigen Umſtänden und in dieſen Augenblicken hätteſt? Weißt du nicht, daß das, was oft einem Menſchen balſamiſche Arznei iſt, einem Andern unter andern Verhältniſſen tödtliches Gift iſt?

Willſt du dich frei vom Neide erhalten, ſo kehre zur Ruhe und Einfalt chriſtlicher Weisheit zurück; und dieſe ſpricht: Sei in deinem Berufe, in deinem Stande, in deinen Verhältniſſen der Beſte; leiſte für deine Kräfte das Vollkommenſte: ſo wirſt du die Achtung und das Glück des Vollkommenſten genieſſen, und niemals Reiz fühlen, Andere zu beneiden.

Das iſt das Unglück der Thoren, daß ſie das beſſere Loos begehren, ohne den ernſten Willen zu haben, es zu erringen; daß ſie nach dem Höhern gelüſten, aber den Weg dahin, weil er mühſam wird, ſcheuen; daß ſie glauben, das Glück hänge vom Glanze ab, und werde von Auſſendingen gewonnen, da doch das Glück des Herzens ſelbſt erſt den Auſſendingen Glanz und Werth verleihen kann.

Sei in deinen Verhältniſſen der Beſte, der Liebenswürdigſte, und du wirſt denjenigen nicht mehr beneiden, welcher in ſcheinbar vorzüglichern Umſtänden der Schlechteſte und Verächtlichſte

Bist du aber noch nicht groß und männlich genug, deine
ge aufs beste für dein Glück und für deinen Lebensfrieden zu
utzen, so wirst du in größern Wirkungskreisen noch viel we-
ger leisten.

Vielen ist es durch die Gunst des Himmels leichter gewor-
n, als dir, sich auszuzeichnen, Vermögen zu haben, Anse-
n zu gewinnen, oder den Menschen angenehm zu werden.
ie haben vielleicht von Natur mehr Schönheit, mehr Anmuth,
du — aber vergiß es nicht, neben diesen Rosen liegen auch
mer Dornen, und du vermeidest manchen Schmerz, der sie
fft; begegnest mancher Gefahr nicht, der sie ausgesetzt sind;
st weniger einzubüßen, wenn mit den Jahren die Jugend-
üthe welkt; und vielleicht mehr Weisheit gesammelt, während
das Spielzeug flüchtiger Eitelkeit und Schmeichelei waren.

Vielleicht sind Andere durch den bloßen Zufall der Geburt
on zu höhern Ansprüchen, größern Ehren, glänzendern Reich-
ümern gelangt. Dir fehlt das Alles. Aber beneide sie nicht;
s, was du für Glück hältst, ist ihnen durch Gewohnheit all
glich geworden, wie dir dein Stand; und eben darum macht
sie nicht mehr glücklich, und hat es sie nie glücklicher ge-
acht, als dich dein Stand. Vielmehr hängen sie an ungleich
ößern und mannigfaltigern Bedürfnissen, als du; es ist für
: weit möglicher, unglücklich zu werden, als für dich, weil
: schon leiden, wenn sie nur eins ihrer vielen Bedürfnisse nicht
llen können. Erinnere dich, daß schon Menschen in Verzweif-
ng gerathen, gräßliche Selbstmörder geworden sind, weil sie
icht mit dem, was sie hatten, leben zu können glaubten, wäh-
nd du dich reich dünken würdest, wenn du hättest, was für
e nicht genügsam zum Leben schien.

Vielleicht sind Andere, die weniger Kenntnisse, weniger
eschicklichkeit, weniger Fleiß hatten, als du, dir vorgezogen
orden, in Aemter und Würden befördert. Wen klagst du
ber an? Den, der ohne Verdienst empor stieg? Möchtest du
it ihm tauschen? Möchtest du ihm die Vorzüge deines Geistes
nd Herzens geben, und dafür mit seiner Unwürdigkeit an sei-
er Stelle stehen? Möchtest du ihn um ein Gut beneiden, wel-

ches du im Herzen verachteſt, wenn es dir ſo zu Theil werden müßte, wie es ihm zu Theil ward? Iſt das Gefühl nicht unendlich erhebender, würdig zu ſein eines beſſern Looſes, ohne es zu haben, als das Loos zu haben, ohne deſſen würdig zu ſein?

Die Mißgunſt fremden Gutes iſt dem Herzen jedes wahren Weiſen fremd. Nicht um das Gut ſollte man Andere beneiden, ſondern um das daraus entſpringende Glück des Gemüths. Aber das Glück, die innere, tiefe, beſtändige Freudigkeit des Gemüthes, wird nicht von äuſſern Mitteln geſchaffen, ſondern durch jeden Menſchen ſelbſt. Nicht das, was man hat, macht glücklich, ſondern das, was man ſich ſelbſt iſt.

Darum hinweg von mir jede Begierde nach dem, was Andern und nicht mir gewährt worden iſt; unbekannt ſei meinem Auge jeder neidiſche Blick auf das Gute, was ein Anderer beſitzt; fern von mir ſei jede Empfindung des Haſſes gegen ſolche, die Vorzüge durch und ohne ihr Verdienſt empfangen, die mir abgehen. Mit Liebe will ich Jeden ehren; glücklich preiſen den, der glücklich iſt, und es nicht bloß ſcheint; genügſam mir in meiner Lage meinen Erdenhimmel gründen und ſprechen: „Was Gott thut, das iſt wohl gethan.“

30.

Menſchliche Sorge.

Hebr. 13, 5. 7.

Nimmt Gott, dem wir vertrauen,
Nicht unſers Werks ſich an:
Will er das Haus nicht bauen:
Vergebens bau'n wir dann.
Will er die Stadt nicht ſchützen,
Er, groß durch Rath und Macht:
Was wird der Wächter nützen?
Umſonſt iſt's, daß er wacht.

Was hilft's, daß ihr vom Morgen
Bis in die Nacht euch quält?
Laßt euern Vater ſorgen,
Er weiß es, was euch fehlt;
Er, der uns ſelbſt in Leiden
So treu und zärtlich liebt,
Und uns ſo viele Freuden
Auch unerwartet gibt.

---

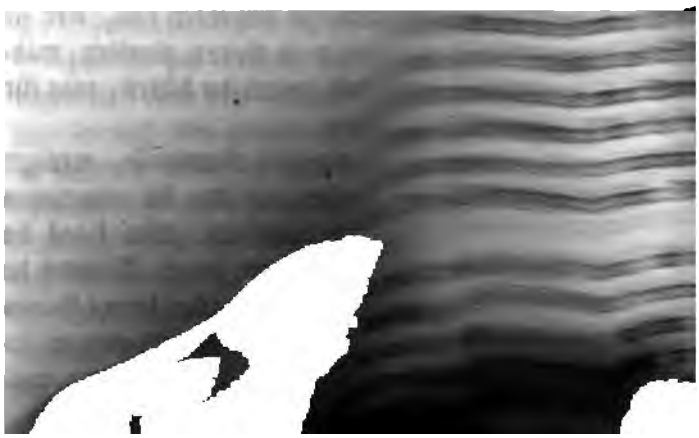
eilen fühle ich mich ſehr niedergeſchlagen. Bald drücken unangenehme häusliche Verhältniſſe; bald Sorgen um die wendigkeiten des Lebens für mich und die Meinigen; Beſorgniß wegen Verdrießlichkeiten, welche mir von ſchaohen oder leidenſchaftlichen Leuten angedrohet ſind, ohne s doch in meiner Abſicht gelegen, die Feindſchaft derſelben nich zu ziehen. O wie gern möchte ich mit aller Welt in en leben; wie viel habe ich mir ſchon, um dieſen Wunſch füllen, gefallen laſſen, und doch hat es mir nichts geholfen. er gab es Mißverſtändniß und Anſtoß; und nicht ſelten, ich glaubte, endlich ſei mein Himmel heiter, überzog er nit den ſchwärzeſten Wolken.

lnd dies endet faſt niemals. Mein Bemühen iſt vergebens, anz ungeſtörtes Glück zu genieſſen. Und wenn ſich ſchon Herz keine ſonderlichen Vorwürfe zu machen hat, kann es och nicht erwehren, mit gerechter Furcht mißtrauiſch umblicken, ob nicht wieder ganz unerwartet von dieſer oder Seite her irgend ein neuer Unfall erſcheinen werde. — in der Welt ſchon ſo oft in ſeiner Ruhe geſtört, und aus

ches du im Herzen verachteſt, wenn es dir ſo zu Theil w
müßte, wie es ihm zu Theil ward? Iſt das Gefühl ni
endlich erhebender, würdig zu ſein eines beſſern Looſ
es zu haben, als das Loos zu haben, ohne deſſe
zu ſein?

Die Mißgunſt fremden Gutes iſt dem Herzen i
Weiſen fremd. Nicht um das Gut ſollte man An
ſondern um das daraus entſpringende Glück
Aber das Glück, die innere, tiefe, beſtändige
Gemüthes, wird nicht von äuſſern Mitteln ge
durch jeden Menſchen ſelbſt. Nicht das, wa
glücklich, ſondern das, was man ſich ſelbſt i

Darum hinweg von mir jede Begierde
dern und nicht mir gewährt worden iſt; i
Auge jeder neidiſche Blick auf das Gute
ſitzt; fern von mir ſei jede Empfindung t
die Vorzüge durch und ohne ihr Verdie
abgehen. Mit Liebe will ich Jeden ehr
der glücklich iſt, und es nicht bloß ſ
meiner Lage meinen Erdenhimmel grü
Gott thut, das iſt wohl gethan."



ſtehen muß,
was Gottes

. mir liegt, daß
äterliche Fürſor-
ſeine Kraft reicht,

ehr mit den Grund-
. überein? Was mehr
:rs: Trachtet am erſten
:r Gerechtigkeit, ſo wird
ı euer himmliſcher Vater
6, 32. 33.)
ſchliche Sorge und Noth we-
lebendige Wahrheit zur Richt-
nachte. Aber oft geſchieht das

meiſte Noth nicht ſelten aus der
ung unſerer Sorge, indem
bekümmern, was eigentlich un-
enheit wäre, und mit trägem Ver-
chon erſetzen, was wir verſäumen;
am meiſten nachdenken, uns wegen
ı Kummer machen, die ganz Gottes
Menſch nichts dazu thun kann.
ndung unſerer Sorgen muß dann noth-
für unſere Zufriedenheit und Ruhe ha-
das nicht recht thun, was wir zu thun
nicht thätig ſind nach allen Pflichten und
ig ſein ſollen und können: ſo wird die
usfallen, als unſere Saat war. Hingegen
asjenige, was von Gottes weiſem Willen
:bens. Er allein regiert die Schickſale der
ſeiner Allmacht nicht entgegen ſtreben; wir
eit nicht übertreffen; wir können ſeine Ent-
alle Anſtrengungen unſerer Neugier errathen.

Sorge und arbeite du nur in dem, was deiner Sorge und Arbeit überlaſſen iſt: Gott wird mit treuer Liebe für das Uebrige ſorgen. Du kannſt ihm nicht helfen; du kannſt nicht ändern, was er beſchloſſen; und was du ändern würdeſt, wäre zuverläſſig nicht zu deinem Glücke, ſondern zu deinen Verderben. Recht thun und Gott vertrauen!

Wenn wir nur das recht beſorgen, was wir beſorgen können und ſollen, ſo haben wir genug zu thun. Oft wird uns hier ſchon die Sorge zu ſchwer. Willſt du ſie dir erleichtern, ſo übernimm nie mehr Geſchäfte, Arbeiten und Verpflichtungen, als ſo vielen du mit deinen Kräften gewachſen biſt. Viel Verdruß erwächst daher, daß wir bei mancherlei Unternehmungen nur unſere Wünſche, nicht aber das Maß unſerer Kräfte berechnen. Hätteſt du in deiner Lage nicht mit einem Male zuviel gewollt, hätteſt du genügſamer ſein können, ſo würdeſt du recht gethan haben. Es gibt tauſend und tauſend Menſchen, die weniger haben als du, und dennoch mit ihrem Looſe zufrieden, und am Ende glücklicher ſind, als tauſend Andere, die mehr beſitzen und ſind, als du.

Warum ſtürzeſt du dich unerſättlich in neue Verhältniſſe und Geſchäfte, deren Menge dich endlich übermannt? Sind Wochen und Monate voller Angſt und Beſorgniß ein billiger Preis für das Vergnügen weniger Tage, von denen du ſagen kannſt: Ich habe nun ſo viel errungen? Wer weiß, wenn du es haſt, ob es dich nicht bitterlich gereut? Nicht vielerlei und viel zu thun, bringt uns Selbſtzufriedenheit: ſondern daß man gut und recht thut, was man zu thun hat. Du würdeſt dir vielerlei Sorge erſpart haben, hätteſt du genügſamer ſein und als ein wahrer Weiſer genieſſen können. Es iſt die Art der Thoren, daß ſie unaufhörlich von Arbeit zu Arbeit, von Sorge zu Sorge eilen, um dereinſt einmal nicht mehr Arbeit und Sorge zu haben. Sie bedenken nicht, daß ſie, bei gehöriger Eintheilung der Zeit und der Geſchäfte, dieſes Glücks ſchon theilhaftig ſein könnten; daß ſie hingegen des morgenden Tages gar nicht gewiß ſind. Sie bedenken nicht, daß anhaltende Arbeit und anhaltende Sorgen ihnen dies endlich ſo zur Gewohn-

eit machen, daß ſie auch dann beſchäftigt ſein wollen, und ſich Sorgen umher treiben werden, wenn ſie die Zeit der Sorgloſigkeit erreicht zu haben glauben.

In der That iſt die beſtändige Unruhe und Aengſtlichkeit eler Menſchen keine nothwendige Folge ihrer jetzigen Lage, ndern eine Wirkung ihrer Gewohnheit. Sie klagen und kla- n oft ohne gründliche Urſache, nur weil ſie ſich daran gewöhnt ben, mit Allem Unzufriedenheit zu äuſſern, was ſie berührt. ie ſorgen Tag und Nacht um Dinge, machen ſich Fragen und inwürfe, Bedenklichkeiten und Furcht um Sachen, die zuweilen um auf das Wohlſein einer Viertelſtunde Einfluß haben. Sie ben Vermögen, Wohlſtand, ehrenvolle Verhältniſſe, nützliche irkungskreiſe, aber ſchaffen ſich dennoch ein Heer von Mühligkeiten, die ihnen ganz fremd ſein könnten.

Belauſche dich ſelbſt — biſt du nicht oft in dieſen thörichten ehler gerathen? Konnteſt du dich nicht oft mit Kleinigkeiten lagen, wenn dir wichtigere Anläſſe zu Kummer und Herzeleid angelten? — Wohlan, warum vergifteſt du thörichter Weiſe ein Leben? Iſt es nicht an dir, deine Gewohnheit gegen einen ichten Sinn zu vertauſchen, welcher nicht aus jeder Mücke ein ngeheuer ſchafft? Freue dich des Tages, den dir Gottes Güte erlieh; vollbringe deine Pflichten, für das Uebrige laß den errn ſorgen. Die Tage des Trauerns werden ſich auch einſt ei dir einſtellen, ohne daß du ſie herbeirufſt.

Mancher iſt mit ſeinem heutigen Zuſtande unzufrieden, obleich gerade derſelbe ſonſt das Ziel aller ſeiner Bemühungen nd Sorgen war. Wozu nützten ihm nun ſeine bangen Sorgen, da er doch am Ende ſie ganz vergeblich that? Du wünſcheſt dir nun wieder eine andere Lage; dahin geht dein einziges rachten. Aber biſt du auch ſicher, daß du, wenn dein Ziel rreicht iſt, nicht abermals getäuſcht daſtehſt, und dir wohl gar as Loos zurückwünſcheſt, was du heute noch haſt und verachteſt? Dies iſt die gemeine Frucht unſerer überſpannten Erwartungen. Wir vergeſſen nur zu häufig, daß jeder Stand, daß eder Tag, wie Jeſus ſpricht, ſeine eigene Plage habe. Wir ergeſſen, daß der Menſch niemals ſein Glück von irgend einem

Stande und Orte empfängt, ſondern daß er es hineinbringen müſſe. Wer nicht Zufriedenheit mit ſeinen Umſtänden in der eigenen Bruſt trägt, findet ſie nirgends. Es iſt möglich, daß in der That deine gegenwärtigen Verhältniſſe für deine Art zu denken und zu empfinden viel Beſchwerliches haben. In dieſem Falle iſt es an dir, zu prüfen, ob du ſie mit Vorſicht abändern könnteſt; nie aber vergiß, daß du, indem du deine Lage mit einer andern verwechſelſt, neue Unannehmlichkeiten zu erwarten habeſt, vielleicht ſchmerzlichere, unerträglichere, als gegenwärtig. Darum gewinne jedesmal deinem Zuſtande die beſſere Seite ab, das heißt, ändere dich ſelbſt, ſo wird ſich auch deine Auſſenwelt ändern. Sei verträglich, ſo wirſt du Freunde, ſei beſcheiden, ſo wirſt du keine Feinde finden. Sei genügſam, ſo wirſt du noch reich genug ſein; ſei nützlich thätig, ſo wirſt du keinen Mangel haben. Selten liegt das Uebel, über welches unzufriedene Menſchen klagen, in ihrer äuſſerlichen Lage, ſondern in ihrer Eitelkeit oder Trägheit, in ihrer Habſucht oder in ihrem Hange zum Wohlleben, in ihrem Eigenſinn oder in ihrer ſtolzen Laune, in ihrer Herrſchbegier und Unredlichkeit, die Keiner liebt. Darum recht thun und Gott vertrauen hebt alle Sorge!

Auch viele Sorge erſpart ſich der Menſch, wenn er ſich das, was er begehrt oder zu erreichen gedenkt, nur in allen Theilen klar vorſtellt; wenn er, ſo oft er auf das Ziel ſeiner Bemühungen hinſieht, ſich ſelber deutlich macht: Was und wie viel kann ich dazu thun? Was und wie viel hingegen hängt zum Wohlgelingen von andern Menſchen und von Umſtänden ab, die nicht in meiner Macht liegen?

Dieſe wichtige Frage muß der Chriſt vor jeder neuen Unternehmung thun. Durch die Antwort, welche er gewinnt, klärt ſich Vieles von ſeiner Zukunft auf. Er wird getroſter, feſter, muthiger arbeiten, je gewiſſer er weiß, daß zum guten Gelingen das Meiſte von ſeinem eigenen Fleiße abhängt. Er wird behutſamer zu Werke gehen, weniger hoffen, ſich gefaßter machen auf das Scheitern ſeiner Plane, je heller er einſieht, daß es dabei nicht halb ſo ſehr auf ſeine eigenen Kräfte, als auf die Stimmung

derer Menſchen, auf Umſtände ankommt, die ſich nicht vor-
r berechnen laſſen. Er wird daher thun, was ſeine Pflicht
, um dies gewiſſe Ziel zu erreichen, aber in allem Uebrigen
ott vertrauen. Alle weitere Sorgen helfen nicht weiter zum
edeihen der Sache. In gewagten Spielen darf Keiner mit
uverſichtlichkeit den Ausgang voraus verkündigen. Iſt er aber
glücklich, als du wünſcheſt, ſo nimm ihn als Geſchenk aus
ottes Liebeshand, denn du haſt doch das Wenigſte dazu thun
nnen. Schlägt deine Hoffnung fehl — wohl, du wußteſt es
oraus. Du konnteſt dich nicht zuviel auf das Gelingen wagen.
ei Gott dankbar, der das nicht geſchehen ließ, wonach du dich
hnteſt; denn was Gott dir verweigert, iſt entweder dir oder
n Deinigen zuletzt dennoch wohlgethan. Sei überzeugt, du
atteſt für dein Wohlſein einen falſchen Weg eingeſchlagen,
arum ward er dir durch Hinderniſſe verlagert. Aber haſſe
icht die Umſtände, nicht die Menſchen, welche dich hinderten,
ein Ziel zu erreichen, denn ſie waren nichts mehr und nichts
eniger, als Werkzeuge Gottes zu deinem Beſten. Haſſeſt du
e, ſo haſſeſt du zugleich die Werke Gottes, ſo fluchſt du der
Weisheit deines Vaters. Danke Gott, und ſegne die, welche
ich an deinem vermeinten Glücke hinderten. Du wirſt gewiß
inſt mit Erſtaunen wahrnehmen, daß du ſie nicht umſonſt ge-
egnet haſt. Gott hielt dich für den Stand, für den Wirkungs-
reis, für die Umſtände, in denen du biſt, unentbehrlich noth-
wendig. Darum biſt du in ihnen. Das war Gottes Plan.
Darum recht thun und Gott vertrauen macht manche
Sorge eitel!

Und was dann nicht zu ändern iſt, das entſchlage deinem
Sinne. Aber es iſt nichts von dem zu ändern, was Gott ge
than hat. Du kannſt nur ändern an deinem eigenen Werke.
Alles Sorgen um dasjenige, was über dein Vermögen iſt,
ſchwächt nur dein Nachdenken um dasjenige, was du wirklich
noch zu thun haſt. Alle Furcht und Bangigkeit um Dinge, die
du als Gottes Werk betrachten mußt, weil du nicht Herr der-
ſelben biſt, raubt dir nur die Kraft und Sicherheit des Handelns

in den dir angewieſenen Pflichten. Du thuſt nicht recht, du vertrauſt nicht Gott! Welches Looſes biſt du nun werth?

Es iſt mehr als gemeine Thorheit, es iſt wahrhaft ſchon Gemüthskrankheit, wenn der Menſch um geſchehene Dinge, die er nie ungeſchehen machen kann, Noth und Kummer hat, ſtatt zu erwägen: Was habe ich nun unter ſo bewandten Umſtänden für die Zukunft zu thun, damit durch meine Unvorſichtigkeit, durch meine Betrübniß das Uebel noch nicht ſchlimmer werde? Was kann ich thun? Was ſoll ich thun? — Thue du nur recht, für das Uebrige ſorgt dein Gott. Miſche dich nicht in die Angelegenheiten der ewig wachen, ewig weiſen Vorſehung! Sie hat wohl gethan, thue du aber recht.

Es iſt eben ſo eitel, gewiſſe Dinge, die nicht mehr abzuändern ſind, ſich nicht aus dem Sinne zu ſchlagen, als ſich wegen mancherlei Möglichkeiten zu ängſtigen, die noch nicht da ſind und vielleicht nie kommen. Das Letztere iſt demungeachtet ſehr gewöhnlich. Es iſt eine Art von Geſpenſterfurcht, die an ſich ſelber ein viel größeres Unglück iſt, als das Unglück je ſein kann, vor dem man ſich fürchtet.

Doch Jeder ſucht dieſes Selbſtquälen zu vertheidigen, und ſpricht: Es iſt nun ſo. Und ſelbſt wenn ich zugeben müßte, meine Beſorgniſſe wären ſehr vergeblich: ſo kann ich mich ihrer doch nicht erwehren.

Wohl, du banges, allzuverzagtes Herz, wohl kannſt du dich ihrer erwehren. Mache nur den Inbegriff aller Lebensweisheit, den dir Jeſus gab, zur Seele deiner Denkart. Recht thun und Gott vertrauen! Erfülle nur deine Pflichten in der Gegenwart; Gott wird die Zukunft weiſe regieren. Sie liegt in ſeiner Hand. Und haſt du Vertrauen zur Weisheit deſſen, der dich und die Deinigen bisher beſſer geleitet, mit mehr Freuden überſchüttet hat, als du verdienteſt, oder weiſe zu genieſſen wußteſt, — haſt du dies volle Vertrauen, o ſo wird dich keine ängſtliche Neugier um das, was dir etwa bevorſteht, mehr beunruhigen. Dann fragſt du wahrlich nicht: Was habe ich zu erwarten? ſondern du gibſt die Verſicherung: Ich habe das Beſte für mich zu erwarten, weil Gott mir immerdar das mir Zuträg-

hſte gewährt. Ich empfange nichts Anderes, als was Gott ſchloſſen hat zu meinem Wohl.

Bekümmerter Vater, allzubeſorgte Mutter, du zitterſt um s Schickſal deines Kindes, wenn es nicht mehr an deiner Hand ndelt. Wie wird es ihm ergehen? Wer wird ſich ſeiner an=hmen? — O Vater, o Mutter, recht thun und Gott ver=auen! Thue du an deinem Kinde heute noch, was deine licht gebeut; flöße ihm tugendhaften Sinn ein, ſtrafe ſeine hler, bilde ſeinen Verſtand aus, laß es in Schulen, laß es in eſchäften nützliche Geſchicklichkeiten erwerben, dann erſt haſt du ch t gethan. Alles Andere iſt nun die Sache Gottes. Meinſt , er werde weniger für dein Kind thun, als du gethan? Iſt in Kind nicht auch Gottes Kind?

Bedrängter und verfolgter Chriſt, warum überläſſeſt du dich trauriger Furcht und Beſorgniß wegen deſſen, was dir deine inde Böſes thun können? Warum biſt du Gegenſtand ihrer erfolgung geworden? Haſt du recht gethan: warum zitterſt vor denen, die in Gottes Gewalt ſind? Iſt Gott für dich, er mag wider dich ſein? Thue auch jetzt recht; handle deinen flichten gemäß; verfahre gegen deine Widerſacher mit Beſon=nheit! laß dich keine Leidenſchaft überwältigen. Bewahre in iner Bruſt ein reines Gewiſſen, und du gehſt ihnen mit der eln Ruhe des Siegers entgegen, dem man Alles rauben kann, er nie die Hoheit ſeiner Unſchuld und Gerechtigkeit. Warum rfolgen ſie dich? Haſt du unrecht gethan? Siehe, Gott ſendet , um dich zum Wege des Rechts zurückzuzwingen. Du haſt e Tugend verlaſſen, darum verläßt dich die Freude. Du em=indeſt die Strafe der Sünde, du lerneſt wieder glauben an s Daſein einer ſittlichen Weltordnung. Deine Sorge iſt um=nſt, der Strafe zu entrinnen: ſie hat dich ereilt. Du haſt ſie hon mit deiner Angſt, die dich foltert, halb überſtanden. Jetzt hre um! Thue von dieſem Augenblicke an recht, und die ligen Folgen der Tugend werden auch wieder zu dir umkehren. hue recht, und die erſte Wirkung der von dir gewiſſenhaft er=llten Pflicht wird — Vertrauen und Zuverſicht auf Gott ſein.

ches du im Herzen verachtest, wenn es dir so zu Theil werden müßte, wie es ihm zu Theil ward? Ist das Gefühl nicht unendlich erhebender, würdig zu sein eines bessern Looses, ohne es zu haben, als das Loos zu haben, ohne dessen würdig zu sein?

Die Mißgunst fremden Gutes ist dem Herzen jedes wahren Weisen fremd. Nicht um das Gut sollte man Andere beneiden, sondern um das daraus entspringende Glück des Gemüths. Aber das Glück, die innere, tiefe, beständige Freudigkeit des Gemüthes, wird nicht von äussern Mitteln geschaffen, sondern durch jeden Menschen selbst. Nicht das, was man hat, macht glücklich, sondern das, was man sich selbst ist.

Darum hinweg von mir jede Begierde nach dem, was Andern und nicht mir gewährt worden ist; unbekannt sei meinem Auge jeder neidische Blick auf das Gute, was ein Anderer besitzt; fern von mir sei jede Empfindung des Hasses gegen solche, die Vorzüge durch und ohne ihr Verdienst empfangen, die mir abgehen. Mit Liebe will ich Jeden ehren; glücklich preisen den, der glücklich ist, und es nicht bloß scheint; genügsam mir in meiner Lage meinen Erdenhimmel gründen und sprechen: „Was Gott thut, das ist wohl gethan.“

30.

Menſchliche Sorge.

Hebr. 13, 5. 7.

Nimmt Gott, dem wir vertrauen,
Nicht unſers Werks ſich an:
Will er das Haus nicht bauen:
Vergebens bau'n wir dann.
Will er die Stadt nicht ſchützen,
Er, groß durch Rath und Macht:
Was wird der Wächter nützen?
Umſonſt iſt's, daß er wacht.

Was hilft's, daß ihr vom Morgen
Bis in die Nacht euch quält?
Laßt euern Vater ſorgen,
Er weiß es, was euch fehlt;
Er, der uns ſelbſt in Leiden
So treu und zärtlich liebt,
Und uns ſo viele Freuden
Auch unerwartet gibt.

---

weilen fühle ich mich ſehr niedergeſchlagen. Bald drücken unangenehme häusliche Verhältniſſe; bald Sorgen um die wendigkeiten des Lebens für mich und die Meinigen; Beſorgniß wegen Verdrießlichkeiten, welche mir von ſcharohen oder leidenſchaftlichen Leuten angedrohet ſind, ohne es doch in meiner Abſicht gelegen, die Feindſchaft derſelben mich zu ziehen. O wie gern möchte ich mit aller Welt in den leben; wie viel habe ich mir ſchon, um dieſen Wunſch füllen, gefallen laſſen, und doch hat es mir nichts geholfen. ner gab es Mißverſtändniß und Anſtoß; und nicht ſelten, n ich glaubte, endlich ſei mein Himmel heiter, überzog er mit den ſchwärzeſten Wolken.

Und dies endet faſt niemals. Mein Bemühen iſt vergebens, ganz ungeſtörtes Glück zu genieſſen. Und wenn ſich ſchon Herz keine ſonderlichen Vorwürfe zu machen hat, kann es doch nicht erwehren, mit gerechter Furcht mißtrauiſch umublicken, ob nicht wieder ganz unerwartet von dieſer oder Seite her irgend ein neuer Unfall erſcheinen werde. — in der Welt ſchon ſo oft in ſeiner Ruhe geſtört, und aus

den Träumen seines Glücks so schmerzlich aufgeweckt wurde, verliert zuletzt den Muth, selbst in dem Kreise der unschuldigsten Freuden froh zu sein.

Ich möchte oft in eine Einöde flüchten können, wo ich mir selbst gehöre, und nichts mit Menschen zu schaffen habe, deren Umgang, deren Geschäfte mit mir, ja deren Freundschaft zuletzt damit enden, daß meine Zufriedenheit gewöhnlich auf lange Zeit untergraben wird.

Diese und ähnliche Empfindungen quälen mich zuweilen peinlich. Ich suche mich durch Trostgründe und Aufmunterungen jeder Gattung zu beruhigen. Allein meine Sorgen und Besorgnisse weichen dennoch nicht von mir. Ich gehe am Abend nicht ohne Bangigkeit zum Lager meines Schlummers; ich verlasse es am Morgen nicht ohne erneuerte Sorgen, nicht ohne alte und nur zu oft gerechtfertigte Furcht. So wird mein ganzer Lebenslauf eine Verkettung von Drangsalen und Befürchtungen. Ich werde meiner Stunden nicht froh, und erliege beinahe unter dem Drucke abwechselnder, immer neuer Verdrießlichkeiten und Sorgen.

Diese Klage höre ich aus dem Munde vieler sonst frommen und rechtschaffenen Menschen. Sie klagen, wie schon David zu seiner Zeit. Auch ich, und ich läugne es nicht, stimmte oft darin überein: ich empfand alles dasselbe.

Dann aber rettete mich das Andenken an jene Worte, die mir die Hauptsumme aller christlichen Lebensweisheit waren, plötzlich aus der Tiefe meines Mißmuths. Diese Worte löseten alle meine Schwermuth, und machten, daß ich mit leichtem Sinne über die widrigsten Zufälle hinwegging, oder unbekümmert der furchtbarsten drohenden Zukunft entgegentrat. Diese Worte heißen: Recht thun und Gott vertrauen!

Ich will recht thun, und in allem Uebrigen, was über mich verhängt ist, Gott vertrauen. Ich will für das sorgen, was mir obliegt, und thun, so gut ich kann. Gott sorgt für Alles Andere, was nicht in meiner Gewalt ist! — Diese Lebensvorschrift ordnet plötzlich alle meine verworrenen Gedan-

, zeigt mir meinen Wirkungskreis an, wo ich ſtehen muß, b macht mich unbekümmerter wegen deſſen, was Gottes che iſt.

Ich will recht thun in Allem, wo es an mir liegt, daß handeln muß; und Gott, der allgemeine väterliche Fürſor-, wird mir da wohl thun, wohin nur ſeine Kraft reicht, ht die meinige.

Was kann weiſer ſein? Was ſtimmt mehr mit den Grund-zen einer freien, unbefangenen Vernunft überein? Was mehr t den Lehren meines Herrn und Meiſters: Trachtet am erſten ch dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird ch alles Uebrige zufallen; denn euer himmliſcher Vater eiß, weſſen ihr bedürfet! (Matth. 6, 32. 33.)

Es würde auf Erden viele menſchliche Sorge und Noth we-ger ſein, wenn Jedermann dieſe lebendige Wahrheit zur Richt-nur ſeines geſammten Thuns machte. Aber oft geſchieht das egentheil.

Wirklich entſpringt unſere meiſte Noth nicht ſelten aus der nz verkehrten Anwendung unſerer Sorge, indem ir uns wenig um das recht bekümmern, was eigentlich un-ere Sache, unſere Angelegenheit wäre, und mit trägem Ver-rauen hoffen, Gott werde ſchon erſetzen, was wir verſäumen; ingegen über ſolche Dinge am meiſten nachdenken, uns wegen lmſtänden und Ereigniſſen Kummer machen, die ganz Gottes Sache ſind, und wo der Menſch nichts dazu thun kann.

Dieſe verkehrte Anwendung unſerer Sorgen muß dann noth-endig auch böſe Folgen für unſere Zufriedenheit und Ruhe ha-en. Denn wenn wir das nicht recht thun, was wir zu thun aben; wenn wir da nicht thätig ſind nach allen Pflichten und räften, wo wir thätig ſein ſollen und können: ſo wird die ernte eben ſo übel ausfallen, als unſere Saat war. Hingegen ſt jede Sorge um dasjenige, was von Gottes weiſem Willen bhängt, ganz vergebens. Er allein regiert die Schickſale der Welt, wir können ſeiner Allmacht nicht entgegen ſtreben; wir önnen ſeine Weisheit nicht übertreffen; wir können ſeine Ent-würfe nicht durch alle Anſtrengungen unſerer Neugier errathen.

Sorge und arbeite du nur in dem, was deiner Sorge und Arbeit überlassen ist: Gott wird mit treuer Liebe für das Uebrige sorgen. Du kannst ihm nicht helfen; du kannst nicht ändern, was er beschlossen; und was du ändern würdest, wäre zuverlässig nicht zu deinem Glücke, sondern zu deinen Verderben. Recht thun und Gott vertrauen!

Wenn wir nur das recht besorgen, was wir besorgen können und sollen, so haben wir genug zu thun. Oft wird uns hier schon die Sorge zu schwer. Willst du sie dir erleichtern, so übernimm nie mehr Geschäfte, Arbeiten und Verpflichtungen, als so vielen du mit deinen Kräften gewachsen bist. Viel Verdruß erwächst daher, daß wir bei mancherlei Unternehmungen nur unsere Wünsche, nicht aber das Maß unserer Kräfte berechnen. Hättest du in deiner Lage nicht mit einem Male zuviel gewollt, hättest du genügsamer sein können, so würdest du recht gethan haben. Es gibt tausend und tausend Menschen, die weniger haben als du, und dennoch mit ihrem Loose zufrieden, und am Ende glücklicher sind, als tausend Andere, die mehr besitzen und sind, als du.

Warum stürzest du dich unersättlich in neue Verhältnisse und Geschäfte, deren Menge dich endlich übermannt? Sind Wochen und Monate voller Angst und Besorgniß ein billiger Preis für das Vergnügen weniger Tage, von denen du sagen kannst: Ich habe nun so viel errungen? Wer weiß, wenn du es hast, ob es dich nicht bitterlich gereut? Nicht vielerlei und viel zu thun, bringt uns Selbstzufriedenheit: sondern daß man gut und recht thut, was man zu thun hat. Du würdest dir vielerlei Sorge erspart haben, hättest du genügsamer sein und als ein wahrer Weiser geniessen können. Es ist die Art der Thoren, daß sie unaufhörlich von Arbeit zu Arbeit, von Sorge zu Sorge eilen, um dereinst einmal nicht mehr Arbeit und Sorge zu haben. Sie bedenken nicht, daß sie, bei gehöriger Eintheilung der Zeit und der Geschäfte, dieses Glücks schon theilhaftig sein könnten; daß sie hingegen des morgenden Tages gar nicht gewiß sind. Sie bedenken nicht, daß anhaltende Arbeit und anhaltende Sorgen ihnen dies endlich so zur Gewohn-

it machen, daß ſie auch dann beſchäftigt ſein wollen, und ſich Sorgen umher treiben werden, wenn ſie die Zeit der Sornloſigkeit erreicht zu haben glauben.

In der That iſt die beſtändige Unruhe und Aengſtlichkeit eler Menſchen keine nothwendige Folge ihrer jetzigen Lage, ndern eine Wirkung ihrer Gewohnheit. Sie klagen und kla- n oft ohne gründliche Urſache, nur weil ſie ſich daran gewöhnt iben, mit Allem Unzufriedenheit zu äuſſern, was ſie berührt. ie ſorgen Tag und Nacht um Dinge, machen ſich Fragen und inwürfe, Bedenklichkeiten und Furcht um Sachen, die zuweilen um auf das Wohlſein einer Viertelſtunde Einfluß haben. Sie iben Vermögen, Wohlſtand, ehrenvolle Verhältniſſe, nützliche Zirkungskreiſe, aber ſchaffen ſich dennoch ein Heer von Müh- ligkeiten, die ihnen ganz fremd ſein könnten.

Belauſche dich ſelbſt — biſt du nicht oft in dieſen thörichten ehler gerathen? Konnteſt du dich nicht oft mit Kleinigkeiten lagen, wenn dir wichtigere Anläſſe zu Kummer und Herzeleid angelten? — Wohlan, warum vergifteſt du thörichter Weiſe ein Leben? Iſt es nicht an dir, deine Gewohnheit gegen einen ichten Sinn zu vertauſchen, welcher nicht aus jeder Mücke ein ngeheuer ſchafft? Freue dich des Tages, den dir Gottes Güte erlieh; vollbringe deine Pflichten, für das Uebrige laß den errn ſorgen. Die Tage des Trauerns werden ſich auch einſt ei dir einſtellen, ohne daß du ſie herbeirufſt.

Mancher iſt mit ſeinem heutigen Zuſtande unzufrieden, ob- leich gerade derſelbe ſonſt das Ziel aller ſeiner Bemühungen nd Sorgen war. Wozu nützten ihm nun ſeine bangen Sor- en, da er doch am Ende ſie ganz vergeblich that? Du wün- heſt dir nun wieder eine andere Lage; dahin geht dein einziges rachten. Aber biſt du auch ſicher, daß du, wenn dein Ziel reicht iſt, nicht abermals getäuſcht daſtehſt, und dir wohl gar as Loos zurückwünſcheſt, was du heute noch haſt und verach- ſt? Dies iſt die gemeine Frucht unſerer überſpannten Erwar- ungen. Wir vergeſſen nur zu häufig, daß jeder Stand, daß der Tag, wie Jeſus ſpricht, ſeine eigene Plage habe. Wir ergeſſen, daß der Menſch niemals ſein Glück von irgend einem

Stande und Orte empfängt, ſondern daß er es hineinbringen müſſe. Wer nicht Zufriedenheit mit ſeinen Umſtänden in der eigenen Bruſt trägt, findet ſie nirgends. Es iſt möglich, daß in der That deine gegenwärtigen Verhältniſſe für deine Art zu denken und zu empfinden viel Beſchwerliches haben. In dieſem Falle iſt es an dir, zu prüfen, ob du ſie mit Vorſicht abändern könnteſt; nie aber vergiß, daß du, indem du deine Lage mit einer andern verwechſelſt, neue Unannehmlichkeiten zu erwarten habeſt, vielleicht ſchmerzlichere, unerträglichere, als gegenwärtig. Darum gewinne jedesmal deinem Zuſtande die beſſere Seite ab, das heißt, ändere dich ſelbſt, ſo wird ſich auch deine Auſſenwelt ändern. Sei verträglich, ſo wirſt du Freunde, ſei beſcheiden, ſo wirſt du keine Feinde finden. Sei genügſam, ſo wirſt du noch reich genug ſein; ſei nützlich thätig, ſo wirſt du keinen Mangel haben. Selten liegt das Uebel, über welches unzufriedene Menſchen klagen, in ihrer äuſſerlichen Lage, ſondern in ihrer Eitelkeit oder Trägheit, in ihrer Habſucht oder in ihrem Hange zum Wohlleben, in ihrem Eigenſinn oder in ihrer ſtolzen Laune, in ihrer Herrſchbegier und Unredlichkeit, die Keiner liebt. Darum recht thun und Gott vertrauen hebt alle Sorge!

Auch viele Sorge erſpart ſich der Menſch, wenn er ſich das, was er begehrt oder zu erreichen gedenkt, nur in allen Theilen klar vorſtellt; wenn er, ſo oft er auf das Ziel ſeiner Bemühungen hinſieht, ſich ſelber deutlich macht: Was und wie viel kann ich dazu thun? Was und wie viel hingegen hängt zum Wohlgelingen von andern Menſchen und von Umſtänden ab, die nicht in meiner Macht liegen?

Dieſe wichtige Frage muß der Chriſt vor jeder neuen Unternehmung thun. Durch die Antwort, welche er gewinnt, klärt ſich Vieles von ſeiner Zukunft auf. Er wird getroſter, feſter, muthiger arbeiten, je gewiſſer er weiß, daß zum guten Gelingen das Meiſte von ſeinem eigenen Fleiße abhängt. Er wird behutſamer zu Werke gehen, weniger hoffen, ſich gefaßter machen auf das Scheitern ſeiner Plane, je heller er einſieht, daß es dabei nicht halb ſo ſehr auf ſeine eigenen Kräfte, als auf die Stimmung

derer Menſchen, auf Umſtände ankommt, die ſich nicht vor-
r berechnen laſſen. Er wird daher thun, was ſeine Pflicht
, um dies gewiſſe Ziel zu erreichen, aber in allem Uebrigen
ott vertrauen. Alle weitere Sorgen helfen nicht weiter zum
edeihen der Sache. In gewagten Spielen darf Keiner mit
iverſichtlichkeit den Ausgang voraus verkündigen. Iſt er aber
glücklich, als du wünſcheſt, ſo nimm ihn als Geſchenk aus
ottes Liebeshand, denn du haſt doch das Wenigſte dazu thun
nnen. Schlägt deine Hoffnung fehl — wohl, du wußteſt es
raus. Du konnteſt dich nicht zuviel auf das Gelingen wagen.
ei Gott dankbar, der das nicht geſchehen ließ, wonach du dich
hnteſt; denn was Gott dir verweigert, iſt entweder dir oder
n Deinigen zuletzt dennoch wohlgethan. Sei überzeugt, du
atteſt für dein Wohlſein einen falſchen Weg eingeſchlagen,
arum ward er dir durch Hinderniſſe verlagert. Aber haſſe
icht die Umſtände, nicht die Menſchen, welche dich hinderten,
ein Ziel zu erreichen, denn ſie waren nichts mehr und nichts
eniger, als Werkzeuge Gottes zu deinem Beſten. Haſſeſt du
e, ſo haſſeſt du zugleich die Werke Gottes, ſo fluchſt du der
Weisheit deines Vaters. Danke Gott, und ſegne die, welche
ich an deinem vermeinten Glücke hinderten. Du wirſt gewiß
inſt mit Erſtaunen wahrnehmen, daß du ſie nicht umſonſt ge-
egnet haſt. Gott hielt dich für den Stand, für den Wirkungs-
reis, für die Umſtände, in denen du biſt, unentbehrlich noth-
vendig. Darum biſt du in ihnen. Das war Gottes Plan.
Darum recht thun und Gott vertrauen macht manche
Sorge eitel!

Und was dann nicht zu ändern iſt, das entſchlage deinem
Sinne. Aber es iſt nichts von dem zu ändern, was Gott ge
than hat. Du kannſt nur ändern an deinem eigenen Werke.
Alles Sorgen um dasjenige, was über dein Vermögen iſt,
ſchwächt nur dein Nachdenken um dasjenige, was du wirklich
noch zu thun haſt. Alle Furcht und Bangigkeit um Dinge, die
du als Gottes Werk betrachten mußt, weil du nicht Herr der-
ſelben biſt, raubt dir nur die Kraft und Sicherheit des Handelns

in den dir angewieſenen Pflichten. Du thuſt nicht recht, du vertrauſt nicht Gott! Welches Looſes biſt du nun werth?

Es iſt mehr als gemeine Thorheit, es iſt wahrhaft ſchon Gemüthskrankheit, wenn der Menſch um geſchehene Dinge, die er nie ungeſchehen machen kann, Noth und Kummer hat, ſtatt zu erwägen: Was habe ich nun unter ſo bewandten Umſtänden für die Zukunft zu thun, damit durch meine Unvorſichtigkeit, durch meine Betrübniß das Uebel noch nicht ſchlimmer werde? Was kann ich thun? Was ſoll ich thun? — Thue du nur recht, für das Uebrige ſorgt dein Gott. Miſche dich nicht in die Angelegenheiten der ewig wachen, ewig weiſen Vorſehung! Sie hat wohl gethan, thue du aber recht.

Es iſt eben ſo eitel, gewiſſe Dinge, die nicht mehr abzuändern ſind, ſich nicht aus dem Sinne zu ſchlagen, als ſich wegen mancherlei Möglichkeiten zu ängſtigen, die noch nicht da ſind und vielleicht nie kommen. Das Letztere iſt demungeachtet ſehr gewöhnlich. Es iſt eine Art von Geſpenſterfurcht, die an ſich ſelber ein viel größeres Unglück iſt, als das Unglück je ſein kann, vor dem man ſich fürchtet.

Doch Jeder ſucht dieſes Selbſtquälen zu vertheidigen, und ſpricht: Es iſt nun ſo. Und ſelbſt wenn ich zugeben müßte, meine Beſorgniſſe wären ſehr vergeblich: ſo kann ich mich ihrer doch nicht erwehren.

Wohl, du banges, allzuverzagtes Herz, wohl kannſt du dich ihrer erwehren. Mache nur den Inbegriff aller Lebensweisheit, den dir Jeſus gab, zur Seele deiner Denkart. Recht thun und Gott vertrauen! Erfülle nur deine Pflichten in der Gegenwart; Gott wird die Zukunft weiſe regieren. Sie liegt in ſeiner Hand. Und haſt du Vertrauen zur Weisheit deſſen, der dich und die Deinigen bisher beſſer geleitet, mit mehr Freuden überſchüttet hat, als du verdienteſt, oder weiſe zu genieſſen wußteſt, — haſt du dies volle Vertrauen, o ſo wird dich keine ängſtliche Neugier um das, was dir etwa bevorſteht, mehr beunruhigen. Dann fragſt du wahrlich nicht: Was habe ich zu erwarten? ſondern du gibſt die Verſicherung: Ich habe das Beſte für mich zu erwarten, weil Gott mir immerdar das mir Zuträg-

hſte gewährt. Ich empfange nichts Anderes, als was Gott ſchloſſen hat zu meinem Wohl.

Bekümmerter Vater, allzubeſorgte Mutter, du zitterſt um s Schickſal deines Kindes, wenn es nicht mehr an deiner Hand ndelt. Wie wird es ihm ergehen? Wer wird ſich ſeiner an=hmen? — O Vater, o Mutter, recht thun und Gott ver=auen! Thue du an deinem Kinde heute noch, was deine licht gebeut; flöße ihm tugendhaften Sinn ein, ſtrafe ſeine hler, bilde ſeinen Verſtand aus, laß es in Schulen, laß es in tſchäften nützliche Geſchicklichkeiten erwerben, dann erſt haſt du ch t gethan. Alles Andere iſt nun die Sache Gottes. Meinſt , er werde weniger für dein Kind thun, als du gethan? Iſt in Kind nicht auch Gottes Kind?

Bedrängter und verfolgter Chriſt, warum überläſſeſt du dich trauriger Furcht und Beſorgniß wegen deſſen, was dir deine inde Böſes thun können? Warum biſt du Gegenſtand ihrer erfolgung geworden? Haſt du recht gethan: warum zitterſt vor denen, die in Gottes Gewalt ſind? Iſt Gott für dich, er mag wider dich ſein? Thue auch jetzt recht; handle deinen flichten gemäß; verfahre gegen deine Widerſacher mit Beſon=nheit! laß dich keine Leidenſchaft überwältigen. Bewahre in iner Bruſt ein reines Gewiſſen, und du gehſt ihnen mit der eln Ruhe des Siegers entgegen, dem man Alles rauben kann, er nie die Hoheit ſeiner Unſchuld und Gerechtigkeit. Warum rfolgen ſie dich? Haſt du unrecht gethan? Siehe, Gott ſendet e, um dich zum Wege des Rechts zurückzuzwingen. Du haſt e Tugend verlaſſen, darum verläßt dich die Freude. Du em=indeſt die Strafe der Sünde, du lerneſt wieder glauben an s Daſein einer ſittlichen Weltordnung. Deine Sorge iſt um=ſt, der Strafe zu entrinnen: ſie hat dich ereilt. Du haſt ſie hon mit deiner Angſt, die dich foltert, halb überſtanden. Jetzt hre um! Thue von dieſem Augenblicke an recht, und die ligen Folgen der Tugend werden auch wieder zu dir umkehren. hue recht, und die erſte Wirkung der von dir gewiſſenhaft er=üllten Pflicht wird — Vertrauen und Zuverſicht auf Gott ſein.

Gott wird dich retten! Selbst deine Strafe ist Rettung für dich!

Wie mannigfaltig und eitel und verderblich ist menschliche Sorge um das, weswillen kein Sohn des Staubes zu sorgen hat! Wie selten sorgt der Mensch mit aller Vorsicht und allem Ernste um das, was seiner Sorge wirklich anvertraut ist! Welche Verwirrung, welche Noth, welche fruchtlose Bekümmerniß, wo der Mensch die Lebensweisheit Jesu aus den Augen läßt! Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit! Dies ist's, was allein ein Gegenstand menschlicher Sorge sein kann und sein soll — alles Uebrige liegt ausser dem Gebiet unserer Kräfte, und ist Gottes Sorge.

Ich habe den tiefen, fruchtbaren, seligmachenden Sinn Deiner Himmelsworte, o mein Jesus, o mein göttlicher Rathgeber, ich habe ihn verstanden. Mein Gemüth ist voll entzückender Ruhe. Ich fürchte keinen Feind; ich zittere nicht mehr vor Widerwärtigkeit. In Deiner Allmachtshand, o mildreicher Vater, sind meine Feinde, meine Widerwärtigkeiten. Ich hange an Dir mit stiller Zuversicht. Dein Werk ist, was ich nicht ändern kann. Ich will recht thun, alle meine Pflichten mit Treue vollstrecken, Deinen Willen thun, und ein seligkeitvoller Friede herrscht in meiner Brust, den kein Schicksal vernichtet.

Ich vertraue Dir, und alle Besorgnisse schwinden von mir, wie Schatten vor einer emporsteigenden Sonne. Wie konnte ich mich doch so oft und so vergeblich selbst quälen! Warum begriff ich die Heilsworte Deines ewigen Sohnes, meines Heilandes, nicht früher! Aber unvertilgbar sollen sie nun in meinem Gedächtnisse hingeschrieben stehen, unvertilgbar in allen meinen Handlungen erscheinen. Und wenn mich eine neue Furcht übermannen oder eine neue Sorge mich niederdrücken möchte, dann blicke ich, Vater, empor zu Dir mit der Zuversicht des Kindes, und ich spreche zu mir: **Recht thun und Gott vertrauen!**

31.

Der Luxus.

Matth. 26, 7 — 11.

hriſtus, ſo lange er unter uns Sterblichen wohnte, lebte arm. : wollte ja den Niedrigſten von uns gleich ſein, und Knechtsſtalt annehmen. (Phil. 2, 6. 7.) Er wollte nicht durch ıſſere Herrlichkeit glänzen, ſondern durch ſein Alles ſeligendes Wort. Er wollte das Zutrauen der größten Menenmenge gewinnen, die mit ihm lebte, darum ſtellte er ſich gleich. Er kannte zu tief den herrſchenden Fehler der Reien und der Großen dieſer Welt, die durch zu viele angenehme, ınliche Zerſtreuungen gefeſſelt ſind, um ſich an das Geiſtige, das Ueberirdiſche mit Leichtigkeit ſchlieſſen zu können. Er ußte es, daß ſie nicht fähig ſein würden, im Kampfe für ſeine ue Lehre, für das geoffenbarte Himmelreich Verfolgung und ichmach, Armuth und Tod zu dulden.

Auch ſeine Jünger waren daher aus dem ärmern Volk geählt. Aus ihrer ehrwürdigen Niedrigkeit erhob er ſie zu Lehrn und Beglückern einer ganzen Welt.

Ob nun gleich Jeſus den Stolz und alle Fehler der Reien verachtete, hat er doch nicht den Reichthum, die Annehmchkeit des Lebens, den Genuß edler und ſchöner Gaben Gottes erachtet. Als ein frommes Frauenzimmer ihm einſt mit den öſtlichen Salben des Morgenlandes das heilige Haupt netzte, ürnten ſeine zur Sparſamkeit gewöhnten Schüler, und ſprahen: Wozu dieſer Aufwand? Wozu dient er? Dieſes wohliechende Waſſer hätte theuer verkauft und das daraus gelöſete Geld den Armen gegeben werden können! (Matth. 26, 9.) Chriſtus aber ſprach: Sie hat ein gutes Werk an mir ıethan. Die Armen habet ihr allezeit bei euch, mich ıber nicht allezeit.

Auch heutiges Tages haben noch viele rechtſchaffene, fromme Chriſten ein gerechtes Vorurtheil gegen den Aufwand des Reichthums, gegen Pracht in Kleidern und Geräthen, gegen die mit

kostbaren Speisen besetzten Tische, gegen den Ueberfluß in den Haushaltungen, gegen die mit großen Unkosten aufgeführten Prachtgebäude, gegen die theuern Vergnügungsarten, gegen die wechselnden Moden der Kleidung, gegen die zahlreiche Dienerschaft der Vornehmen, und gegen andere Sachen des sogenannten Luxus oder Aufwandes.

Sie tadeln diesen Aufwand; sie glauben, nur in strenger Enthaltung aller Bequemlichkeiten, in Entfernung von allen äussern Zierrathen, in Vermeidung aller Kostbarkeit der Kleidung, der Wohnung, des Geräths, der Speisen und Getränke, bestehe das wahre Christenthum, oder die wahre Verläugnung seiner selbst.

Sie sagen, wie die Jünger einst zu Jesu: Wozu dienet dieser Aufwand? — Ihr gehet in Gold und Seide: warum verkauft ihr nicht euern Schmuck, um diejenigen Unglücklichen zu bekleiden, die kaum Lumpen genug haben, womit sie ihre Blöße verhüllen können? Warum bauet ihr Paläste von Marmor, während viele eurer armen Brüder nicht haben, wohin sie ihr Haupt legen? — Der Aufwand ist das Verderben der Welt; er richtet Völker zu Grunde. Es ist schwer, daß ein Reicher ins Himmelreich eingehe; es ist schwer, daß wahre Tugend im Herzen des Vornehmen wohne, der nur für die Herrlichkeiten dieser Welt lebt. Wie kann christliche Bescheidenheit Platz haben neben solcher Pracht? Wie kann Demuth wohnen in solchen Palästen?

Solche Worte vernimmt man nicht selten von eifrigen Christen. Ach, sie bedenken nicht, daß sie in denselben Fehler verfallen, in den die Jünger Jesu geriethen, da sie den Aufwand eines frommen Weibes tadelten. Sie erwägen nicht, daß sie in ihrem Eifer nicht nur das Schädliche, sondern selbst das Unmögliche verlangen. Denn gesetzt, daß alle Begüterten sich nun entschliessen wollten, ihre Juwelen, ihre Paläste, ihre Herrlichkeiten zu verkaufen: wo würden sie noch Käufer finden, wenn es die Reichen nicht selbst wieder sind? Und wenn alle Vornehmen, alle begüterten Christen nur mit dem Nothwendigsten vorlieb nehmen, alles ihr übriges, ererbtes oder sauer erwor-

es Vermögen unter die oft nur zu ſehr dem Müßiggang er-
enen Armen vertheilen wollten: wer würde dann noch ar-
en? Denn nichts als die Hoffnung zu einigem Gewinne,
)ts als die Nothwendigkeit, ſich und den Seinigen die Lebens-
ürfniſſe zu verſchaffen, treibt zur Arbeit, zum Fleiß, zur
arſamkeit, zur Treue, zur Dienſtfertigkeit und zu andern
ſtlichen Tugenden an. Darum hat Gott ſelbſt die Güter
er Welt ungleich vertheilt, darum ſind in allen Welttheilen
) unter allen Völkern, unter den geſitteten, wie unter den
den, in allen Zeiten Reiche und Arme, Herren und Diener,
fehlende und Gehorchende geweſen.

Und wahrlich, laſſet uns doch auf unſere Bekannten, auf
reichen und armen Familien unſerer Städte, unſerer Dör-
umherſehen, und wir werden von unſerm ungerechten Vor-
heil bald zurückkommen. Wir werden uns bald überzeugen,
; der Reichthum weder Sünde ſei, noch zum Sünder mache;
dern daß der Menſch den Reichthum wie die Armuth erſt
jbraucht, und zum Werkzeug ſeiner Sünde macht.

Wer auch nur einige Weltkenntniß und Erfahrung hat,
:d eingeſtehen, daß oft weit mehr Beſcheidenheit unter Pur-
r und Seide gefunden wird, als unter dem ſchlechten Kittel;
; oft in den Paläſten der Vornehmen mehr chriſtliche, ächte
muth wohnt, als in manchen Bürgerhäuſern; daß oft die
geſehenſten, mächtigſten Perſonen weniger Stolz haben, als
mche geringe Leute, die auf ihr weniges Eigenthum, auf
geringes Amt, auf ihre etwanigen Naturgaben übermüthig
d ſtolz ſind; daß oft die minder begüterten Menſchen viel
gerechter, viel härter in ihren Urtheilen über die Wohlhaben-
n und Reichen ſind, als dieſe über ſie. Wie viel tugendhafte
irſten, wie viel rechtſchaffne Staatsdiener müßten wir ver-
mmen, wenn ſie um ihrer irdiſchen Güter willen verdam-
ungswürdig wären! Wie viel reiche Familien, die gleichſam
i Ueberfluſſe ſchwimmen, leben für ſich ſelbſt ſehr enthaltſam
ıd mäßig, um Andern beiſtehen zu können!

Der Prachtaufwand iſt ſo wenig an ſich dem Heil der Seele
ädlich und eine Sünde, als es der Genuß des Weins beim

frohen Mahle ist, den Jesus selbst einst wunderbar schuf, da er dem heitern Hochzeitmahle zu fehlen anfing. (Ev. Joh. 2, 7 — 10.) Jenes Gold in dem tiefen Schooße der Erde, jene Perlen aus dem Abgrunde des Meeres: sind sie nicht Gottes Werk und Gottes Gabe? Aber nicht was Gott schuf, ist tadelnswürdig, sondern was der Mensch durch sündlichen Mißbrauch entheiligt.

Schönheit ist in der Natur eine Zierde, und es liegt in der Natur des Menschen, daß er sie liebt. Ja, es ist unsere Pflicht, keine rechtlichen Mittel zu versäumen, auch durch Anmuth in unserm Aeussern das Wohlgefallen unserer Mitmenschen zu erregen. Und fehlt uns fremder, fehlt uns köstlicher Schmuck, so wird wenigstens Sauberkeit und Reinlichkeit unsere erste Zierde sein. Denn wenn wir das Wohlgefallen der Menschen, wenn wir ihre Zuneigung für uns versäumen und zurückstoßen, so stoßen wir zugleich das sicherste Mittel, die vortheilhafteste Gelegenheit von uns, wohlthätig auf sie zu wirken. Wir schränken muthwillig unsern größern Wirkungskreis ein, welchen Gott uns zum Besten unserer Mitbrüder eröffnete.

Der Aufwand, welchen wir in unsern Bedürfnissen auf eigene Weise machen können, ist nicht nur an sich selbst keine Sünde, sondern er ist unsere Pflicht, weil er die Nahrungsquelle vieler tausend Arbeiter ist, die ohne dies Noth leiden würden.

Ihr, die ihr mit wohlgemeintem, doch unbedachtem Eifer den Aufwand aus der Welt verbannen möchtet: welches namenlose Elend würde die Erfüllung eures grausamen Wunsches über das Menschengeschlecht verbreiten, welches ihr Kurzsichtigen zu beglücken meintet! Welche zerstörende Umwälzung aller Dinge würden wir erfahren müssen! Der Zusammenhang zwischen den entferntesten Völkern wäre nun auf ewig zerrissen, welche jetzt noch, wie Glieder einer großen Familie, der Handel und Umtausch der mannigfaltigsten Waaren zusammengeknüpft. — Wir würden die Schiffe des Meeres entbehren, und unsere Brüder in fernen Welttheilen verlassen. — Millionen thätiger Menschen in tausend Städten und Dörfern wären unbeschäftigt und nahrungslos; womit wollt ihr sie ernähren, da ihre Ar-

iten ſonſt zu fernen Weltgegenden verführt und in Geld verandelt worden ſind? — Wir würden, wollten wir Alles pernnen, was nicht zur äuſſerſten Nothdurft unumgänglich nothendig wäre, in den Stand der Halbwilden zurückkehren, die h mit Fellen kleiden, und in ſchlechten Höhlen und Hütten helfen können. — Unſere Erkenntniß der Welt und der Werke d der Gröſſe Gottes würden geringer werden, weil uns rch Verbannung alles Entbehrlichen, alles ſogenannten Aufandes, tauſend Mittel zur Bereicherung unſerer Einſichten hlen würden. — Der Reiche würde ſeine Güter allein beſitzen, er wie todten Staub, während jetzt die Arbeit der Armen für n wichtigen Aufwand der Wohlhabenden das Vermögen derlben wohlthätig über Tauſende verbreitet.

Aber wie Alles durch Mißbrauch zur Sünde entarten nn: ſo iſt es auch mit dem Aufwande.

Wann aber iſt der Aufwand unerlaubt und ündlich?

Er iſt es in drei Fällen, auf welche wir, als Chriſten, derzeit achten ſollen.

Der Aufwand iſt Sünde, wenn er die Kräfte nſers Vermögens und Eigenthums überſteigt — ann wird er Verſchwendung. Daher kommt es, daß auch der ermſte unſerer Nebenmenſchen mit Wenigem einen gröſſern ufwand treiben kann, als der Reiche, der zu den Genüſſen eines Lebens und für Vergnügen aller Art kaum die Hälfte eines jährlichen Einkommens verbraucht. Die geringen Ausgaben eines Reichen, der deswegen für allzuſparſam erklärt wird, können für den unbemittelten Bürger ein übertriebener Luxus heiſſen, wenn er dergleichen bei ſeinem Vermögen dennoch macht.

Wir ſollen überall erſt für die nothwendigſten und unentbehrlichſten Bedürfniſſe ſorgen, und durch Arbeitſamkeit ſo viel Vermögen einſammeln, daß wir uns und die Unſerigen mit Ehren erhalten können, daß wir nicht Andern wegen unſerer Erhaltung zur Laſt fallen. So lange wir darin nicht geſichert ſind, iſt jeder Aufwand, der unſere Kräfte überſteigt, ſünd-

lich. Wir ſehen uns und die Unſrigen der Gefahr ausgeſetzt, in Armuth zu ſchmachten und ein kummervolles Alter zu erreichen; wir ſetzen uns und die Unſrigen der Gefahr aus, endlich in alle jene Laſter zu fallen, in welche nur zu oft Armuth und Begierde nach Wohlleben ſtürzen, als da ſind die Laſter der Betrügerei, der Ungerechtigkeit, der Treuloſigkeit, des Diebſtahls, des Meineids, des Neides u. ſ. w. Nur erſt wenn wir einen Ueberfluß unſerer Erſparniſſe wahrnehmen, nur erſt dann iſt es uns erlaubt, uns oder den Unſrigen theurere Genüſſe zu verſchaffen. Dann theilen wir gleichſam unſern Ueberfluß mit ärmern Nebenmenſchen, die für uns gearbeitet haben, und wir ſind durch den größern, unſern Kräften angemeſſenen Aufwand auf die nützlichſte Weiſe Andern wohlthätig.

Der Aufwand iſt Sünde, wenn er der Geſundheit unſers Körpers nachtheilig iſt.

Unſer Leib, obgleich nur Staub, den wir der Erde einſt zurückgeben ſollen, iſt ein Heiligthum, welches wir nie entweihen, nie verletzen ſollen. Denn Gott hat ihn uns gegeben, als ein Werkzeug unſerer unſterblichen Seele, damit nützlich zu wirken in dieſer Welt. Wer ihn durch ſchädliche Genüſſe zerſtört, wer ihn durch Unmäßigkeit und Praſſerei kränklich macht, iſt ein geheimer Selbſtmörder, und vor Gott verantwortlich.

Darum iſt der Aufwand des Armen, der ſein weniges Vermögen hinopfert, um ſich mit hitzigen Getränken zu berauſchen, eben ſo ſündlich, als der Aufwand des Reichen, der an ſchwelgeriſcher Tafel ſich und ſeine Gäſte mit erkünſtelten, ungeſunden Speiſen vergiftet, wofür er, als für Seltenheiten, Hände voll Goldes hinſchleudert. Eben ſo ehrwürdig der weiſe Genuß des Reichthums, oder die Mäßigkeit des Armen iſt, eben ſo verdammenswürdig iſt der Schlemmer, der Praſſer, der Trunkenbold. — Wie mag er den Namen eines Chriſten anſprechen, da er nur für ſein thieriſches Leben Sorge trägt, und nur im Kitzel ſeiner verdorbenen Sinne Freuden findet?

Der Aufwand iſt Sünde, wenn er die Reinheit unſers Herzens befleckt.

Und dies geſchieht, wenn der Menſch darein ſeinen höchſten

erth ſetzt, daß er in Kleidern und Geräthen, in Wohnung
d Vergnügungen mehr Pracht und Luxus zeigen kann, als
Anderer ſeines Standes. — Es geſchieht, wenn der Menſch
äuſſerlichen Zierden als das Höchſte auf Erden anſieht, und
r dafür geſchaffen zu ſein glaubt. — Es geſchieht, wenn er
fwand treibt, nur aus Eitelkeit und Stolz; nicht um ſich
dern gefällig zu machen, ſondern um ſich über Andere Sei-
gleichen zu erheben, und ſie dadurch zu kränken. Es ge-
ieht, wenn die Quelle ſeines Aufwandes nur Neid iſt, in
n er es Andern gleich thun will, die vielleicht bei gröſſerm
ohlſtände fähiger zu einem gröſſern Aufwande ſein können.

Thörichte Sterbliche, die über dem Schmuck des Leibes
n ſchönſten Schmuck der Seele, Einfalt, Demuth und Liebe
rlieren! — die das Unſterbliche vergeſſen über den Staub,
lchen ſie nach wenigen Monden oder Jahren in den Arm des
des ablegen müſſen!

Thörichte Sterbliche, die da jeden Andern wegen ſeiner
itelkeit, wegen ſeines leeren Stolzes lächerlich finden, und
ch vergeſſen können, daß ſie wieder von Andern aus gleichen
rſachen verſpottet werden! — die da glauben, ſich mit eini-
n koſtbaren Gebäuden und Geräthen höher zu ſtellen, als
ndere ſind, und doch eben darum von ihnen verachtet werden!
- die ſich Nachfolger und Nachfolgerinnen Jeſu nennen, aber
h ſeiner Beſcheidenheit und Demuth ſchämen!

Mag immerhin euer Aufwand angemeſſen ſein euerm Ver-
ögen, ſei er immerhin unſchädlich eurer Geſundheit — ach,
: vergiftet eure Seele! Und wenn du mit den Schätzen der
anzen Welt prangen könnteſt, und nähmeſt Schaden an dei-
er Seele: was hätteſt du gewonnen? — Wenn dein Palaſt
nſt hinter dir liegen bleibt, und du ihn mit dem engen finſtern
aum des Grabes vertauſchen mußt; — wenn deine rauſchen-
en Gaſtmähler ſchweigen, und du den Würmern nur den
Staub deines Leibes zum Gaſtmahl bringen kannſt; wenn die
oſtbaren Gewänder und Kleinodien, welche einſt deinen gebrech-
chen Leichnam bedeckten, von dir abgeſtreift da liegen, und
er Sterbekittel dein moderndes Gebein bedeckt — o Menſch,

o Unsterblicher, der du nicht für den Tand und irdischen Schmuck geboren wardst, sondern für höhere, ewige, heilige Bestimmung — o Mensch, was bist du dann? — Mit welchem Schmuck will deine schaudernde Seele vor den Richter treten, da du dich mit keinen Tugenden ziertest, deren Kraft dich durch die Ewigkeit begleitet? — Du lebtest für den Staub, und hast deinen Lohn dahin!

O Jesus, du ehrwürdiges Muster frommer Demuth und Mäßigkeit, laß mich nicht weichen von Deinem heiligen Vorbilde! — Nichts habe ich, das mir hienieden gehört; Alles ist mir auf Lebensfrist geliehen; nichts habe ich, als mein Selbst. So will ich denn nicht stolz sein auf das Vergängliche, sondern nur meine Seele mit Tugenden, und mein Gedächtniß mit den Erinnerungen schöner gottgefälliger Thaten bereichern. Und was Du, mein Gott, mein himmlischer Vater, mir auf Erden gibst, und wäre es Ueberfluß von zeitlichen Gütern, ich will ihn zu Deinem Dienst, das heißt zur Beglückung meiner Mitbürger, verwenden. Muß ich einst Rechenschaft ablegen, wie ich das Pfund verwaltet habe, welches Deine Gnade mir anvertraute — ach, daß ich dann nicht vor Dir erzittern dürfte! daß ich freudig emporschauen und sprechen könnte: Ich suchte damit wohlzuthun; Dein Segen war es, durch den ich Wohlstand genoß: ich machte ihn wieder Andern zum Segen!

Nun denn, meine Seele, dies Gelübde — dein Gott vernahm es, der dich allgegenwärtig umgibt — eile hin und erfülle es vor ihm. Weg Eitelkeit, weg Stolz auf äussere Vorzüge; Seelenschönheit sei mein höchster Wunsch; ein reines Gewissen sei mein edelstes Kleinod, und die Achtung tugendhafter, weiser Menschen meine beste Pracht.

Und Du, Geist Gottes! durchdringe mich tief, daß jeder Leichtsinn von mir weiche, daß ich durch keinen Mißbrauch meiner irdischen Habe mich entehre, und bei jeder Anwendung meines zeitlichen Vermögens denken könne: Vergiß nicht, daß du Bürger einer bessern Welt sein sollst!

32.

Der Undank.

1. Theſſ. 5, 18.

Was wär' ich ohne Deine Güte,
O Gott, mein Vater? — Aſch' und Staub!
In meines Lebens voller Blüthe
Wär' ich des finſtern Todes Raub.
Könnt' ich's vergeſſen? — Nein, mein Dank
Ertöne, Gott, mein Leben lang!

Was ich von guten Menſchen habe,
Sei unvergeſſen allezeit,
Und ſelbſt die kleinſte Freudengabe
Erwecke meine Dankbarkeit.
Schon das Gefühl von unſrer Schuld,
Erwirbt vor Gott und Menſchen Huld.

ſt du die drei Hauptſtufen menſchlicher Verderbtheit ſehen? Betrachte den trägen Selbſtſüchtigen, welcher klug genug die ſchändlichen Laſter zu fliehen, weil ſie ihn entehren, ihm Nachtheil bringen könnten, aber allzubequem iſt, um genheiten aufzuſuchen oder zu ergreifen, wie er Freunden Feinden Gutes thun könnte. Er ſelbſt hält ſich ſchon für vortrefflichen Chriſten, weil er wenigſtens wiſſentlich viel Böſes thut, und ſich keine groben Vergehungen zu ulden kommen läßt. Er bietet zuweilen ſogar die Hand, et= Nützliches befördern zu helfen; nur muß es ihm nicht er werden, und nicht allzugroße Ueberwindung koſten. ibt aus natürlichem Mitleiden armen Leuten, und hofft, Himmel werde ihm das hoch anrechnen, was er von ſeinem rſten Ueberfluſſe hingibt, und was er auch ſonſt wohl bei n Gaſtmahl oder bei einer Luſtbarkeit weggeworfen haben e, ohne daß es ihm weh gethan hätte. Er erwiedert ſorg= die Höflichkeiten ſeiner Freunde, vermeidet Streit und , verderbt es mit Niemanden. Vielleicht geht er noch rdem in die andächtigen Verſammlungen der Chriſten; hält auf Religion; betet ſogar zu beſtimmten Zeiten ſeine ge= lichen Gebete her, und meint nun, er habe das wahre

Christenthum, und ungefähr Alles geleistet, was man von ihm fordern könne.

Dieser Mensch steht auf der niedrigsten Stufe der Verderbtheit. Er ist eben nicht lasterhaft, aber auch ohne wahre Tugend. Er verläßt sich auf das Verdienst seines Erlösers, und lebt, um sich wohlzuthun. Was er nebenbei Gutes und Nützliches verrichtet, betrachtet er als ein kluges Kapital, das ihm große Zinsen in jenem Leben eintragen soll.

Auf dieser untern Stufe moralischer Verderbtheit stehen wohl die meisten heutigen Christen. Sie leben nicht tugendhaft, sondern nur wohlanständig und gesittet. Sie haben ihren guten Namen lieb, und hüten sich daher vor auffallenden Untugenden.

Die zweite Stufe menschlicher Verderbtheit ist, wo Menschen in ihren heftigen Leidenschaften zu mancherlei Fehltritten hingerissen werden. Sie vergessen Sitte, Anstand, Tugend, Religion, um ihrer Hauptneigung zu fröhnen.

Hier steht der Trunkenbold und der Verschwender, hier der Geizige und der Betrüger, hier der Verführer und Ehebrecher, hier der Ehrgeizige und Spieler, hier Jeder, welcher Sklave eines lasterhaften Hanges ist. Solche Menschen können in allem Andern, was nicht an ihre Schwäche rührt, sogar tugendhafte Gesinnungen hegen. Sie können, sobald ihre sündliche Neigung befriedigt ist, gemeinnützige Bürger, zärtliche Aeltern, großmüthige Freunde sein, können sich und das Ihrige für Wahrheit, Recht und Tugend aufopfern. Man hat Räuber und Mörder gesehen, welche edelmüthig gehandelt, Wüstlinge, die, um eine Unschuld zu retten, sich in Todesgefahr gestürzt haben. Diese Elenden sind von ihrer Leidenschaft wie von einem bösen Geist regiert und gefesselt, und taumeln von Laster zu Laster, von Verbrechen zu Verbrechen, bis sie endlich, immer tiefer versinkend, den ganzen Kreis der Sünde durchlaufen haben, und verächtlicher als das vernunftlose Thier, ein Abscheu der Menschen und Gottes, im Abgrund ihrer Bosheit untergehen. Allein auch der Schlechteste dieser Unglücklichen hat noch immer einige Funken des Guten in seinem Herzen bewahrt. Auch der Verderbteste unter ihnen ist noch nicht ganz Teufel. Er rächt sich nur

ı ſeinen Feinden, er verfolgt nur, die ihn verfolgen; er ſchadet ır denen, welche ſeine Leidenſchaft reizen.

Aber auf der dritten und höchſten Stufe menſchlicher erderbtheit ſteht nur Einer, und wer ihn erkennt, wen- t ſchaudernd ſein Angeſicht von ihm, und faßt nie Vertrauen ihm. Er lebt nicht bloß ſeinen Gelüſten, er verfolgt nicht bloß ine Verfolger; vergilt nicht bloß das Böſe mit Böſem — nein, vergilt auch das Gute mit Böſem, er bezahlt die zärtliche ebe mit Haß; er gibt für die Wohlthat eine Uebelthat; — — es iſt der Undankbare.

Der Undankbare verlacht die heiligſten Pflichten der Men- ſen, und kann es gelaſſen ſehen, wie ſelbſt Thiere ihn beſchä- en, die mit Treue ihren Wohlthätern folgen. Er kann die Stadt, is Dorf, das Vaterland verrathen, welches ihn ernährte. Er ht, wie Judas, und verkauft den treueſten Freund mit Küſſen. r gräbt ſeinen Wohlthätern eine Grube, um ſich ihres Ver- ögens zu bemeiſtern, mit dem ſie ihn ernährt und ihm in der oth empor geholfen hatten. Er bedeckt ſeinen Lehrer mit Schmach, r ihm den Weg des Heils wies, und wirft den Baum in den cheiterhaufen, deſſen Früchte ihn erquickten. Er iſt's, der die erruchte Hand gegen des Vaters Haupt erhebt, das in Sorgen ir ihn ergraute, und den Buſen der Mutter zerfleiſcht, der ihn nſt ſäugte.

Alle Völker, alle Religionen der Welt haben für den Un- ank ihren beſondern Fluch. Alle Menſchen haben für Verbre- er jeder Art eine Thräne des Mitleids — aber für den Un- ankbaren nur Abſcheu, denn ſolches Weſen gehört nur dem cheine nach zum menſchlichen Geſchlecht.

Wer des Undanks fähig iſt, und was er Gutes empfangen, it Böſem erwiedern kann, iſt auch jedes andern Verbrechens hig, denn in ihm iſt die Urquelle aller Tugend erloſchen, die eine Liebe. Einem Verpeſteten gleich, meiden ihn die beſſern Menſchen, und ſelbſt die Verworfenen müſſen ſich ihm mit Schüchternheit nahen.

Dankbarkeit iſt keine Tugend, iſt nichts Großes. Denn ſo

ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? (Matth. 5, 46.)

Aber so wie Feindesliebe gleichsam der Gipfel christlicher Seelengröße ist, die uns der Gottheit nähert (Matth. 5, 44. 45.), so ist Freundesverrath, Undank gegen das Haus unsers Wohlthäters, der Gipfel aller Laster. — Auch nur Undank konnte Jesum, den Allerheiligsten, in die Hände der Mörder ausliefern, nur Undank ihn zum Kreuze führen.

Diese Entartung der menschlichen Natur hat ihre geringern und größern Grade. Schon das Vergessen empfangener Wohlthaten, Nichtachten der genossenen Freundlichkeit und Liebe, Gleichgültigkeit gegen treue Führer, nützliche Lehrer, liebevolle Verwandte, sorgende Aeltern, ist eine Stufe des Undanks, die das Herz entehrt, und ein Uebermaß gefühlloſen Leichtsinns verräth.

Ach, wie Mancher, der sich des Christennamens rühmt, befleckte sich durch diese Schuld; wie Mancher, der in der Welt für edel und rechtschaffen gelten möchte, beweiset durch diesen Mangel an Empfindung, daß er nicht zu Jesu Nachfolgern gehört!

Liebet eure Feinde! spricht Christus. Du aber vergissest sogar des Freundes und Wohlthäters; denkst nicht mehr des Guten, so er dir gethan, und glaubst ein Christ zu sein?

Segnet, die euch fluchen! spricht Christus. Du aber vernachlässigst die, welche dir ihren Segen gaben, und für dich beteten. Du achtest der frommen Lehren derer nicht, die nur für dich lebten.

Thut Gutes denen, die euch hassen! spricht Christus. Du aber thust selbst denen nicht wohl, die dich ernährten, da du dürftig warst; die dich speiseten, da du hungrig warst; die dir mit Rath und That halfen, als du in Verlegenheit um Hilfe seufztest. Du meintest deine Schuld schon wieder abgetragen zu haben, als du das Geld zurückgabst, mit dem dir Wohlthäter, vielleicht nicht ohne ihre eigene Verlegenheit, Beistand leisteten. Und du bist ein Christ? du betest? du besuchst den Tempel Gottes? — Ein reiner, unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Va-

: iſt der: die Waiſen und Wittwen in ihrem Trübſal zu beſu-
en, und ſich vor der Welt unbefleckt zu erhalten, ſagt die hei-
ge Schrift. (Jak. 1, 27.)

Eine höhere Stufe der Undankbarkeit iſt die, wo man nicht
r das Gute mit Gutem zu vergelten unterläßt, ſondern das
ute mit Böſem vergilt. Dies iſt des Herzens tiefſte Verderbt-
it. Aber in allen Laſtern iſt der Schritt vom Schlechten zum
chlechteſten leicht. Wer die Hand einmal vergeſſen hat, die
n einſt ſegnete, kann ihr zu einer andern Zeit noch fluchen.
er des Herzens nicht mehr eingedenk iſt, das ihm wohlthat,
nn es auch zu einer andern Zeit durchbohren. Der Pfad des
ſters geht abwärts, und die Sünden ziehen uns mit ihrer ei-
nen Schwere hinab, dem Abgrunde entgegen.

Hier wandelt, der zum Hochverräther an ſeinem Vater-
nde wird; hier wandelt der Verleumder deſſen, der ihm zu
hren half; hier der Betrüger deſſen, der ihn mit Güte berei-
erte; hier der Entehrer deſſen, der ihm ſein Vertrauen gab;
er der Ungerathene, der ſich ſeiner Mutter ſchämt; hier der
atermörder!

Du ſchauderſt, mein Chriſt, vor der ſchwarzen Reihe dieſer
erbrechen — Verbrechen, für welche manche Nationen des
lterthums keine Geſetze hatten, keine haben wollten, um die
terblichen nicht an die Möglichkeit ſolchen Laſters zu erinnern!
- Du bebſt vor dieſen gewiſſen- und gefühlloſen Seelen zurück,
ab eine angenehme Empfindung belebt dein Herz bei dem Ge-
nken, daß du ſelbſt von jenem Laſter noch ganz frei warſt.

Doch erforſche dich, ob du denn wirklich von allem Undank
in geblieben. — Vielleicht erwiederteſt du keinem deiner Mit-
enſchen Liebes mit Uebel; vielleicht vergaßeſt du nie das Gute,
du von ihnen empfangen. Aber wenn du nicht fehlteſt gegen
jenigen, welche du ſaheſt, deren Verachtung du fürchten muß-
t: war dein Herz eben ſo dankbar gegen den erhabenen, un-
chtbaren Wohlthäter, ohne deſſen Gnade du der Verlaſſenſte von
llen Sterblichen wäreſt? Haſt du niemals der Wohlthaten dei-
es Gottes, niemals ſeiner Barmherzigkeit vergeſſen, welche
ch bei dir mit jeglichem Athemzuge erneut? — Wahr iſt's, du

erinnerst dich vielleicht mit zärtlicher Erkenntlichkeit deſſen, was du deinen im Schooſe des Grabes ruhenden Aeltern, Lehrern, Verwandten und Freunden ſchuldig biſt. Aber bleibſt du allezeit eingedenk des Segens, den dir dein Jeſus erwarb, da er für dich am Stamme des Kreuzes blutete? Iſt er, der erhabene heilige Mittler, der dich durch ſein Leben, durch ſein Wort zu Gott führte, nicht der erſte unter deinen Wohlthätern allen geweſen? — Du naheſt dich dem heiligen Sakrament des Nachtmahls, um das Gedächtniß ſeines Todes zu feiern mit dankbarem Gemüth: aber erfüllſt du ſeinen letzten Willen? Lebſt du ganz in ihm, das iſt, in ſeiner beſeligenden Lehre? War deine Dankbarkeit nicht vielleicht nur eine vorübergehende Aufwallung des Gefühls, nur ein Werk äuſſerer Anſtändigkeit und Gewohnheit? — Ach, laſſet uns, ſagt Johannes, nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, ſondern mit der That und mit der Wahrheit! (1 Joh. 3, 18.)

Undankbarkeit hat ihren Urſprung immer in einer gewiſſen Rohheit des Gemüths, in dem Mangel zarter Gefühle, die den edlern Menſchen, den Chriſten, ſchmücken ſollen; in der Abweſenheit einer Demuth, die da gern eingeſteht, daß ſie durch ſich ſelbſt wenig, durch die Freundſchaft der Menſchen viel, aber nur durch die Gnade Gottes Alles empfangen hat, Alles geworden iſt. Sie hat ihren Urſprung in irgend einer ſündlichen Leidenſchaft, die ſich unſers Herzens bemeiſterte, und iſt gleichſam der Gipfel derſelben.

Am häufigſten verleitet der Leichtſinn zur Vergeſſenheit genoſſener Wohlthaten. Ihn ſollen wir daher am lebhafteſten bekämpfen, weil er einer der gemeinſten Fehler iſt, durch welchen wir die Herzen guter Menſchen von uns zurückſchrecken, und uns von der geiſtigen Vereinigung mit Gott entfernen. Je mehr unſer Gedächtniß geneigt iſt, das Andenken empfangener Liebe zu verlieren, um ſo tiefer ſollen wir ihm daſſelbe einprägen. Wir müſſen es uns zur heiligſten Pflicht machen, keine Gefälligkeit, keinen Freundſchaftsdienſt, keinen Beiſtand in der Noth anzunehmen, welchen wir nicht bei jeder Gelegenheit gern und willig auf irgend eine Weiſe erwiedern.

Nichts verbindet die Menſchen unter einander inniger, als Wahrnehmung eines zartfühlenden Herzens, welches auf undſchaft und Aeuſſerung derſelben einen hohen Werth ſetzt. ɔermerkt neigen ſich ſolchem Herzen Alle liebend zu, während flatterhafte Leichtſinn bald mit allen ſeinen andern Vollkom-ıheiten verachtet, verlaſſen, und vom Mißtrauen der Men-n begleitet, allein ſteht.

Eben ſo gewöhnlich iſt Stolz, der mehr oder weniger ge-n gehalten wird, niedrige Selbſtſucht, ſich ſelbſt vergöt-ıde Eitelkeit und daraus enſpringende falſche Schaam, ichtiges Unabhängigkeitsverlangen die Urſache des Un-ks. Der Stolz will nichts Andern, er will Alles ſich ſelbſt danken haben; die Selbſtſucht will nichts als nur ſich kennen › befördern; die Eitelkeit nimmt Alles, was ihr Gutes ge-eht, nicht als Wohlthat, ſondern als pflichtſchuldige Opfer ; die falſche Schaam findet Entehrung in dem öffentlichen ıkbaren Geſtändniſſe ihrer Schuld; das Streben nach einer ſchen Unabhängigkeit findet die Dankbarkeitsbezeugungen lä-, ſie will nur Rechte haben, und allen Andern Pflichten legen.

Der Chriſt, als edler Menſch, hat den ſtolzen Wahnſinn s ſeinem Gemüthe verbannt; er will nur Menſch ſein nach n Willen Gottes. Er weiß, daß doch alles, worauf Sterbliche lz zu ſein pflegen, nur von kurzer Dauer iſt. Schönheit ver-ıht nach wenigen Jahren; Reichthum iſt ein Staub, der den :iſt nicht zur Ewigkeit begleiten darf; Kunſt und vortreffliche :iſtesanlagen können für einige Jahre Ruhm, aber auch eben große Unannehmlichkeiten verſchaffen, und geſellen den Men-en noch nicht den Edlern des Geſchlechts bei. Nur Tugend elt vor Gott und Sterblichen, bezwingt das Urtheil der Welt, hebt über das Schickſal, einigt uns mit Gott, begleitet unſere eelen in das Ewige.

Des Chriſten weichgeſchaffenes Herz iſt daher auch nicht ge-n die geringſte Gabe der Freundſchaft unempfindlich. Es ver-ßt, was es Andern gegeben, es denkt nur daran, was es em-angen hat. Es nimmt ſelbſt das, was ihm von Andern viel-

leicht nicht aus ganz reinen Freundschaftsgründen Gutes gethan worden, als Wohlthat und Liebe an, und lohnt mit Thaten der Liebe wieder.

Wer, wenn er einem Herzen begegnet, das nur von hoher Liebe und Dankbarkeit beseelt wird, kann ohne Rührung, ohne Gegenliebe bleiben? Wer wird diese bezaubernde Bescheidenheit nicht ehren, und sich nicht willig vor dieser ächten Demuth beugen? Wäre aller Menschen Brust von diesen Jesus-Tugenden erfüllt, dann wäre das Reich Gottes selber auf Erden. Leider aber erschreckt uns nur zu oft der Anblick des Gegentheils. Wir finden keine Tugend, — nur Klugheit; keine innige, zarte Liebe, sondern Undank. Daraus entspringt das Elend der Welt, welches uns in tausendfach abscheulichen Gestalten umringt.

Den Undankbaren zeigt uns Jeder mit warnendem Finger, und die Ehrlosigkeit seines Gemüths wird von der Welt gerichtet. Nicht nur die bessern Menschen, wenn sie seine Denkart wahrnehmen, fliehen ihn, sondern selbst die Schlechten meiden ihn, dem nie zu trauen ist.

Das Uebel, welches eine einzige undankbare Handlung stiftet, kann oft an sich selbst gering sein, aber nicht selten ist sie in ihren Folgen entsetzlich. Sie tödtet das Vertrauen der Redlichen zum Menschen. Sie flößt dem getäuschten und betrogenen Herzen unüberwindlichen Argwohn gegen das ganze Geschlecht ein. Sie schreckt es ab von den Gefühlen uneigennütziger Freundschaft und Liebe, die so schmerzlich verrathen wurden, und wird das Hinderniß, der Tod so mancher guten Handlung, die ausserdem geschehen wäre.

Du, der den Freundesbund gebrochen; du, der du mit Hochverrath des Wohlthäters Brust verwundetest; — du Sohn, du Tochter, über deren Bosheit betagte Aeltern weinen — dies ist euer Werk! Ihr habt in mehr als einem guten Herzen den Glauben an die Menschheit, an die Tugend getödtet; ihr habt den Keim unzähliger guter Thaten zertreten; ihr habt eine Hölle auf Erden ausgetheilt. Denn welche Wunde schmerzt brennender, als die wir von geliebter Hand empfangen?

Unglückseliger, dem beim Lesen dieser Zeilen das Gewissen

nche Schuld vor's Auge rückt: was hat dir deine Undankbar-
it eingetragen? — Verachtung bei denen, die ſie kennen —
ſo auch Verachtung deiner bei dir ſelbſt.

Aber glaube nicht, daß eine ſo empörende Unthat, welche
ürgin der geheimen Schlechtigkeit deiner Denkart und Gefühle
, glaube nicht, daß ſie blos auf dieſe Strafe beſchränkt bleibe!
ein, du haſt das Recht zur Klage verloren, wenn dich einſt für
ine Liebe ein Anderer verräth, wenn dir einſt ein Anderer
ohlthat mit Betrug vergilt. — Du haſt den ſüßeſten Genuß
rloren, welchen dir gute Handlungen gewähren können. Denn
er Dank, welchen Dir ein erkenntliches Gemüth darbringt,
ird dich immer an die Schändlichkeit deines eigenen Undanks
rückmahnen, und dir die Freudigkeit der Seele rauben. —
as dich dereinſt auf deinem Sterbebette am letzten foltern wird,
ird die Erinnerung an deinen ſchwarzen Undank ſein.

Es iſt ein Gott! es iſt in der Verkettung der menſchlichen
chickſale ein dunkles, vergeltendes Gericht! — O Sohn, der
i deine Aeltern verſtoßen, — ſie in Armuth darben, ſie miß-
ndeln laſſen könnteſt: zittere, auch dein Haar wird ergrauen,
ıb eine undankbare Hand wird dein Herz brechen! — Der du
s Vertrauen der Freundſchaft mißbrauchteſt, auch dir wird
n Verräther geboren! — Mit dem Maße, o ihr Elenden, wo-
it ihr meſſet, werdet ihr wieder gemeſſen werden.

Nein, wer es vermag, wende ſich um, und bezahle ſeine
chuld und vergüte mit hundertfachem Erſatz die begangene Un-
nkbarkeit! — Reue iſt nie zu ſpät, und die wiederkehrende
ugend hat noch immer ihren Frieden. Wer es vermag, wende
ch um. — Undankbarkeit gegen Menſchen iſt Undank gegen
ott! — Was ihr einem der Geringſten von dieſen thut, das
ıbt ihr mir gethan! ſpricht der Herr.

Seid dankbar in allen Dingen, denn das iſt der Wille in
hriſto Jeſu an euch! (1. Theſſ. 5, 18.) ſpricht das Buch des
ebens. Amen.

33.

Die Fehler der Wohlthäter.

Matth. 5, 42 — 48.

Herr, segne mein Bestreben,
Nicht blos für mich zu leben,
Auch Menschenfreund zu sein,
Auch Andern gern zu nützen,
Des Glücks, des sie besitzen,
Mich, wie des meinigen, zu freu'n.

Beweis' ich meine Güte,
So sei mir im Gemüthe
Nicht Stolz und Prahlerei.
Nie will ich die beschämen,
Die Gutes von mir nehmen.
Mein Herz sei stets von Lohnsucht frei.

Wenn ich des Dankes Zähre
Für Wohlthun auch entbehre,
So will ich auch nicht ruh'n,
Gleich Dir, auch ungesehen,
Den Armen beizustehen,
Und unverdrossen wohlzuthun!

Es ist süßer, zu geben, als zu nehmen. Nur die allergemeinste Habsucht schämt sich nicht, immerdar anzunehmen, und kennt das Hochgefühl nicht, welches im Austheilen der Freuden liegt.

Es ist süßer, zu geben, als zu nehmen. Edlere Menschen meiden sogar, Wohlthaten zu empfangen, auch wenn sie derselben bedürftig wären. Sie schränken sich lieber ein. Sie versagen sich Alles, um nicht ihrer Unabhängigkeit entsagen oder das schmerzhafte Gefühl tragen zu müssen, das empfangene Gute nicht erwiedern zu können.

Es ist süßer, zu geben, als zu nehmen. Wer da gibt, hat den stillen Genuß des Bewußtseins, irgend ein kleines oder größeres Glück befördert, und sich dadurch irgend ein Herz verbindlich gemacht zu haben. Wer da nimmt, trägt immerdar die ungefällige Erinnerung, er sei eines Andern Schuldner; er fühlt die Menge seiner Verpflichtungen vergrößert, und eben

dadurch seine Freiheit und Unabhängigkeit mehr oder weniger beengt, auch wenn der Geber wirklich auf keine Erwiederung des geleisteten Guten denkt.

Obwohl Jedermann weiß, daß Dankbarkeit eine der heiligsten Pflichten sei, ist sie doch für Viele eine der schwersten Pflichten.

Schwer ist sie für den Leichtsinnigen, der die erhaltenen Verbindlichkeiten vergißt. — Noch schwerer für den Stolzen, welcher sich der genossenen Gefälligkeiten schämt, das Andenken daran in sich selbst verdunkelt, ihren Werth zu verkleinern sucht, um desto weniger Gegendienste schuldig zu sein. Am allerschwersten für den Ungenügsamen, der, was man ihm auch thue, niemals mit demselben zufrieden ist, und, weit entfernt, Erkenntlichkeit zu beweisen, das empfangene Gute tadelt, und alle Dienstleistungen so annimmt, als wenn er Recht und Anspruch darauf hätte. Dergleichen nie zu befriedigende Menschen gehören zu den verworfensten ihres Geschlechts. Es scheint ihnen nicht blos alles Zartgefühl, aller Sinn für Pflicht und Tugend zu fehlen, sondern selbst die richtige Urtheilskraft eines gesunden Menschenverstandes. Sie verdrehen das Verhältniß von Recht und Pflicht auf eine so unbegreifliche Art, als wären alle andere Menschen nur geboren, sie zu bedienen, und als wäre es wie eine dankenswürdige Gefälligkeit anzusehen, wenn sie von fremden Händen Dienstleistungen annehmen.

Diese Klage über Undankbarkeit ist ziemlich allgemein. Schwerlich wird Jemand sein, der sie nicht schon, wenn auch nur bei geringen Anlässen, einmal geführt hätte, und wenn auch nicht laut, doch still in seinen Bemerkungen über den Unerkenntlichen. Auch erleben wir ja oft genug Beispiele so schändlichen Undanks, daß Menschen, statt sich zu begnügen, Wohlthaten auch nur zu vergessen, dieselben mit entschiedenster Bosheit und Feindschaft vergolten, empfangene Freuden mit Unglück bezahlt haben. Wir haben Beispiele genug, daß Personen, wenn sie aus ihrer Dürftigkeit in höhern Wohlstand oder aus ihrer Niedrigkeit zu angesehenen Aemtern gelangten, sich nicht nur ihrer ehemaligen treuen Freunde und Wohlthäter nicht

mehr erinnerten, sondern sich ihrer auf die empörendste Weise schämten, und Freude daran fanden, diese nun zu unterdrücken und zu stürzen.

So abscheulich aber auch das Verbrechen der Undankbarkeit sein mag, ist doch von der andern Seite gewiß, daß die Wohlthäter oft die meiste Schuld am Entstehen dieses Lasters haben. Und obgleich die Schändlichkeit des Unerkenntlichen niemals zu entschuldigen ist, tritt gar oft der Fall ein, daß im Grunde der Wohlthäter niemals einen Dank verdient hat.

Dienste und Gefälligkeiten zu erweisen, ist meistens sehr leicht. Was Andern oft von großem Nutzen ist, kostet uns geringe Mühe, einen Gang, ein Wort, einen Buchstaben. Wer sollte es nicht thun? Man ist gern zu Allem bereit, was keine Aufopferungen erfordert, die allzuempfindlich sind. Man wird um so williger dazu, weil es doch auch heimlich den Stolz schmeichelt, wohlthätig gewirkt haben zu können; weil es die Selbstzufriedenheit vermehrt, zu wissen, Andere sind uns mehr schuldig, als wir ihnen. — Genug, wenige Menschen werden sein, die nicht eingestehen müssen, es sei ihnen meistens sehr leicht gewesen, Wohlthaten zu erweisen. Oft hätte sie, wenn auch nichts Anderes, doch persönliche Zuneigung zu den Personen, oft auch Pflichtgefühl, wie z. B. Aeltern gegen ihre Kinder, oder Beamte gegen ihre Untergebenen, oft auch bloßes Mitleiden dazu gereizt, oder Ueberdruß am Quälen und Bitten dessen, der geholfen zu haben wünschte.

So leicht es aber auch sein mag, Gefälligkeiten und Wohlthaten zu leisten, nicht so leicht ist es, sie mit derjenigen Würde und Zartheit zu leisten, die dem edeln Gemüthe des Weisen geziemt.

Schon dies verräth überhaupt von Seiten des Wohlthäters wenig Zartgefühl und Gerechtigkeitssinn, wenn er sich aus dem ein wahres Verdienst macht, was ihm doch wenig Mühe und Aufopferung kostete; wenn er sogar dasjenige, was er vielleicht ohnehin verpflichtet war zu thun, dem Andern hoch anrechnet. Dergleichen geschieht im bürgerlichen Leben nur allzuhäufig. So ist Mancher von Amtswegen verbunden, Diesem oder Jenem auf öffentliche Unkosten hilfreich

zu werden. Und ob er gleich nur das Werkzeug des Staates, nur der Ausspender fremden Gutes war, meint er dennoch, ihm besonders gebühre die zu erweisende Dankbarkeit des Empfängers. Ein Anderer hilft, von Amtswegen, irgend einem Verdienstvollen zu einer Stelle, oder bringt ihn dazu mit Glück in Vorschlag. Er that vielleicht nichts dabei, als was er schlechterdings mußte, um kein treuloser Beamter zu sein. Es kostete ihm die Erfüllung dieser Pflicht wenig. Vielleicht lag es nur an seiner Empfehlung, um seinen Zweck zu Gunsten dieser oder jener Person zu erreichen. Es mag wahr sein, daß der, dem geholfen ward, dadurch zu Ansehen, Wohlstand und Ehre gelangte. Aber wie thöricht, sich nun als Urheber des fremden Glücks anzusehen, und zu erwarten, daß eine der Größe desselben angemessene Erkenntlichkeit den Empfänger beseelen werde! — Nicht das, o du Thor, was du gabst, sondern die Mühe und Aufopferung, mit der du halfst, ist eigentlich dein wahres Verdienst bei der Wohlthat gewesen.

Wenn der gerechteste Maßstab unsers Verdienstes bei Erweisung von Gefälligkeiten und Diensten nicht eigentlich der Werth und Vortheil ist, der aus der erwiesenen Hilfe *für den Andern* entsteht, sondern *unsere* Gesinnung, *unsere* Aufopferung es ist, die wir dabei hatten: so wird in den meisten Fällen unsere Ansprache auf Erkenntlichkeit äusserst klein sein. Denn wie können wir Dankbarkeit erwarten, wo wir selbst im Grunde aus uns nichts leisteten? Dankbarkeit, wo wir nur die Forderungen unserer eigenen Naturtriebe, oder unserer besondern Liebe für einen oder den andern Menschen befriedigten? — So beschwerlich auch einer Mutter die erste Verpflegung und Erziehung ihrer Säuglinge sein mag: wird sie jemals Ansprüche auf Dank dafür von Kindern machen, denen sie solches theils aus Pflichtgefühl, theils aus Bedürfniß und Reiz angeborner mütterlicher Liebe that? (Matth. 5, 46.)

Noch geringer wird für jeden Wohlthäter der Anspruch auf Erkenntlichkeit schon dadurch, *wenn er überhaupt Anspruch auf Erkenntlichkeit macht*. Denn wohlthun, um wieder zu bekommen, heißt nicht wohlthun, nicht gütig oder

verdient um den Andern sein, sondern einen bloßen Tausch von Gefälligkeiten für Gefälligkeiten anbieten. Hättest du bei Erweisung deiner Dienste dem Andern deine Absicht offenbart: wer weiß, ob er den Tausch angenommen haben würde; ob er nicht vielmehr gegründete Ursache gehabt hätte, deine vermeinte Freundschaft abzuweisen. Wer da gibt, um wieder zu empfangen, von dem darf gesagt werden, was Jesus Christus von jedem Heuchler sagt: Wahrlich, er hat seinen Lohn dahin. (Matth. 6, 2.)

Prüfen wir uns nur, ob wir bei Erweisung von Gefälligkeiten nicht schon die heimliche Hoffnung oder Absicht auf Vergeltung hegten? — Hatten wir sie nicht, wie können wir uns dann über Undank und Vergessenheit beschweren? Wir wollten ja aus unserer Hilfleistung dem Andern keine Schuld machen, die er früher oder später wieder abtragen sollte. Nährten wir aber solche Absicht, so hatten wir das größte Unrecht, dem Andern, ohne seine Einwilligung, eine Schuld aufzubürden, die er vermuthlich zurückgewiesen hätte. Denn es ist Jedem, der empfängt, angenehmer, die Bedingungen zu kennen, unter welchen er annehmen soll, als zu erwarten, was dereinst der Andere dafür in sehr ungelegener Zeit fordern könnte.

Gegen irgend Jemand aus heimlichem Eigennutz gütig sein, heißt nicht gegen ihn, sondern gegen sich selbst gütig handeln. Aber diese Art der Dienstleistung ist nicht nur ohne allen Tugendwerth, sondern sogar unedel. Denn unser versteckter Eigennutz nimmt öffentlich den falschen Schein der Großmuth und Wohlthätigkeit an, und brüstet sich mit einem Adel, der ihm keineswegs gebührt. Wir denken selbstsüchtig und handeln heuchlerisch.

Sollte auch bei Vielen, die sich wirklich freuen, einem Andern nützlich zu werden, anfangs gar keine eigennützige Berechnung der Grund ihrer Freundschaftsbezeugungen sein: so pflegen sie sich doch nachher oft ihres ganzen Verdienstes selbst zu berauben, wenn sie bei irgend einem Anlaß Vergeltung fordern, an die sie zuerst nicht gedacht hatten; oder, was eben so übel ist, wenn sie dem, der von ihnen Hilfleistungen empfangen hat, unaufhörlich zu verstehen geben, wie viel er ihnen zu verdanken habe.

Dieſe Art zu denken iſt niedrigen Seelen ſehr eigen. Es iſt er Ausbruch pöbelhaften Stolzes, der ſich durch die Demüthigung des Andern für die Gefälligkeiten bezahlt macht, die ihm rzeigt wurden. Wer dem Andern eine geleiſtete Wohlthat vorückt, ſpricht ihn von aller Dankbarkeit los. Denn er verwandelt die Wohlthat für ihn in eine ſchmachvolle Laſt; er wiegt as Gute nun auf mit dem Uebel, welches er daraus für das erz des Andern gemacht hat. Er iſt kein Wohlthäter, ſondern in Gläubiger der ſchändlichſten Art, welcher nur hinlieh auf nbeſtimmte Zeit, und dann in der böſeſten Stunde die Zahung begehrt. Er hat ſeinen Lohn dahin!

Doch zu dergleichen Geſinnungen wird ſchon ein hoher Grad on Niederträchtigkeit vorausgeſetzt. Nicht leicht fällt ein Menſch on nur einigem Zartgefühl in ſo grobe Fehler. Aber leichter erzeihen ſich es Viele, ihre Wohlthaten und Gefälligeiten, die Dem und Dieſem erwieſen wurden, an ndern Orten bekannt zu machen; ſich deſſen auf kluge rt zu rühmen, als ſollte es gar nicht Selbſtlob ſein. Nur zu äufig hört man dieſe feine, leiſe Prahlerei von Verdienſten, ie man um Andere habe. Und iſt ſolches Selbſtpreiſen in der hat wohl von jener groben Aeuſſerung des Stolzes verſchieden, emjenigen, der Wohlthaten empfangen hat, ſie unmittelbar elbſt aufzurücken und vorzuwerfen? — Wenn du Almoſen gibſt, prach Jeſus, ſollſt du nicht laſſen vor dir poſaunen, wie die euchler thun in den Schulen und auf den Gaſſen, auf daß ſie on den Leuten geprieſen werden. Wahrlich, ich ſage euch, ſie aben ihren Lohn dahin! (Matth. 6, 2.) Diejenigen, welche hre Verdienſte ſelbſt verkünden, ſind ihnen gleich. Auch ſie emüthigen den, der das Unglück hatte, von ihnen freundliche Dienſte anzunehmen: aber ſie demüthigen ihn nicht nur in ſeinen eigenen, ſondern auch in Anderer Augen. Ja, ihre Art des Selbſtruhmes iſt noch gefährlicher, als wenn ſie dem, um welchen ſie ſich verdient machten, ihre Wohlthat perſönlich aufrücken. Denn ihm dürfen ſie nicht mehr vorwerfen, als ſie wirklich thaten; prahlen ſie aber damit an andern Orten, ſo fügt ihre Eitelkeit zur Prahlerei auch noch gern eine verſchö-

nernde Lüge, oder Uebertreibung. Sie rühmen ſich wohl noch Handlungen, die ſie nie begangen haben. Sie vernichten nicht nur ihr ganzes Verdienſt, wenn ſie ein ſolches um das Glück des Nebenmenſchen hatten, durch die Unbeſcheidenheit, mit der ſie es in Geſellſchaften weltkundig machen, ſondern begraben es unter dem Laſter der Lüge und Verleumdung. Nicht leicht ſpricht Jemand von erwieſenen Wohlthaten, ohne daß ſein Herz von mehrern Laſtern zugleich beſudelt wäre.

Wohlthaten erweiſen, die uns äuſſerſt ſchwer fallen zu thun, dann Jedem, und ſelbſt dem Empfänger auf ewig die Hand, welche gibt, verbergen — dies heißt mit chriſtlicher Seelengröße wohlthun und gütig ſein.

Nur allzuſelten findet man ſolche Seelengröße bei gewöhnlichen Wohlthätern. Und wenn ihre Abſichten auch ziemlich rein wären, ſehen ſie doch nicht ungern, daß der es bemerke, dem ſie beiſtehen. Oft aber verſtehen ſie ſo wenig die edle Kunſt des Wohlthuns, daß ſie mit der gleichen Hand rauben, mit der ſie geben, verwunden, mit der ſie heilen. Dies geſchieht, wenn ſie bei irgend einer Hilfleiſtung durchaus dabei das Zartgefühl des Empfängers nicht ſchonen. Sie geben ſo ohne Liebe, mit ſolcher wegſtoßenden Kälte, daß die Gabe für den Empfänger wohl allen Werth verlieren muß. Die Gabe wird gleichſam zum Loskauf vom widerlichen Anblicke des Empfängers. — Sie helfen, aber mit ſolchem Gepränge, daß der Beſchenkte von der Eitelkeit des Helfers in Verlegenheit geſetzt wird, die quälender iſt, als die erſte Noth. — Sie helfen, aber vielleicht erſt nach ſo vielen Vorwürfen, daß ihre Gabe ein geringer Troſt für den Schmerz des durch ihre Unvorſichtigkeit zerriſſenen Herzens iſt. — Sie helfen, aber mit ſolchem Hochmuth, daß der, welchem geholfen wird, erſt in dieſem Augenblick die ganze Hilfloſigkeit ſeiner Lage erblickt, weil ſie ihn nöthigt, von Einem den unwürdigſten Beiſtand annehmen zu müſſen. — Sie helfen, aber ſo unedel, daß ihre Wohlthaten keine ſtummdankende Freudenthräne, ſondern nur die Thräne verbiſſenen Schmerzes, ohnmächtigen Unwillens erpreßen.

Dürfen ſolche Wohlthäter jemals mit Recht über menſch-

ichen Undank klagen? Haben sie sich nicht schon selbst auf eine nanständige Weise bezahlt, und den, welchem sie geholfen, von ller Verpflichtung frei gemacht? Wie, wenn diese Scheinhei- eiligen dann noch für ihr Almosen mehr fordern, als der Dienst werth war, den sie leisteten? Wenn sie verlangen, daß er, dem sie halfen, nur der knechtische Schmeichler ihrer Mei- ungen, ihrer Launen sein solle, und keinen andern Willen ha- en dürfe, als sie? Wenn sie begehren, er solle die Kleinigkeit, ie sie ihm von ihrem Ueberflusse hinwarfen, mit seiner ganzen nabhängigkeit, mit den größten Aufopferungen, vielleicht mit egendiensten bezahlen, welche Gewissen und Redlichkeit ver- tzen? — Wie, wenn sie verlangen, er solle lebenslänglich ihre reatur sein, oder ihn verfolgen, sobald er in Stand gesetzt ist, ch selber zu helfen; ihn zu verderben suchen, wenn seine Um- ände ihren Schutz überflüssig machen? —

Haben diese Elenden, welche sich rühmen, Wohlthäter zu in, ein Recht, den Vorwurf des Undanks zu machen? — ein, sie haben ihren Lohn dahin! Sie hatten nie Güte ewiesen; sondern nur sich, nur ihren Stolz, nur ihren Eigen- utz, nur ihre Herrschsucht im Auge gehabt. Mit einem schnö- en Almosen wollten sie Seelen kaufen.

O Gott, mein Gott, du liebender Wohlthäter, dem ich lles schuldig bin, und doch nie danken und vergelten kann; er Du in undurchdringlicher Verborgenheit von mir wohnst, nd immer gibst, ich sei würdig oder unwürdig Deiner Huld! Vater, Vater, dem ich nachahmen soll — Du weißt es, wie elten es geschah, wie selten ich ein wahrer, reiner Freund mei- er Freunde, ein reiner Wohlthäter meiner Nebenmenschen ewesen bin! — Auch ich fehlte oft in der edeln Kunst des Wohl- huns, und gab und half nicht immer, wie ich sollte. Aber un stehen meine Irrthümer hell vor mir — ich will sie fliehen. Ich will helfen und dienen, wie Dein Sohn mich gelehrt hat; llezeit stumm und ohne Gedächtniß für das, was ich Andern eiste, ihnen selbst verborgen, wie Du mir. Amen.

34.

Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen.

1 Petri 2, 23.

Es wird mir, Vater, ja, es wird gelingen,
Auch alle meine Feinde zu bezwingen,
Nicht durch Gewalt und Trotz ob ihren Schulden —
Nein, durch mein Dulden.

Demüthig, wie auch Christus war, stets billig,
Zu tragen Schwäche, sie zu schonen willig,
Will nun auch ich den Fallenden erheben
Und gern vergeben.

Will eilen, jedes Mißtrau'n zu zerstreuen;
Versöhnen sei mein Werk, und nicht entzweien,
Und lindern mit des Trostes Hand die Schmerzen
Gekränkter Herzen.

So werd' ich auch in stillem Frieden wohnen;
So wird auch mein der Menschen Eifer schonen;
So wird, o Gott, auch mir durch Dich Erhebung,
Auch mir Vergebung!

Fast jedes Alter hat seine eigenthümlichen Leidenschaften und Lieblingsfehler; fast jeder Stand sogar die seinigen, die ihm besonders ankleben; eben so jedes Geschlecht. Aber die Sucht, sich selbst überall am meisten gültig zu machen, Vorzüge vor Andern zu haben, Herrschsucht über Andere zu besitzen, ist Allen gemein. Es werden wenige Menschen gefunden werden, die davon ganz frei sind. Daraus entspringt hier Begierde nach Ruhm, dort nach Geld und Gut; hier nach Schönheit, dort nach Wissenschaft; hier Verachtung der Gefahren, dort Verachtung der Tugend selbst; hier Aufopferung, dort grober Eigennutz. Man möchte fast sagen, die meisten menschlichen Tugenden und Laster quellen aus der gleichen Ursache hervor.

Diese Begierde nach Vorzug, Ehre und Hoheit, welche für das Kind so lockend ist, als für den Greis, ist in der That nur eine Entartung des natürlichen Triebes zur Aeusserung des angebornen Strebens nach Vollkommenheit und Entwickelung. Die Sehnsucht nach Vortrefflichkeit gab uns Gott. Sie ist's, welche alle unsere übrigen Begierden und Empfindungen in Be-

vegung erhält. Durch ſie ward der wilde Menſch zahm, der ohe gebildet, der arme reich, dar muthloſe tapfer. Durch ſie llein iſt die reinſte Tugend möglich.

Ich ſage, Gott gab uns dieſe Sehnſucht nach Vortrefflichkeit: denn wo auf Erden ein Menſch athmet, iſt ſie in ſeiner Bruſt, und ohne ſie wäre er geiſtig todt, gleichgültig gegen Gutes und Böſes. Chriſtus ſelbſt rief dieſe Sehnſucht nach Errinung der höchſten Vollkommenheit aus, und machte ſie zu einer er Grundſäulen ſeines Glaubensgebäudes.

Wenn aber dieſe Sehnſucht entartet, ſucht ſie die gewünſchte Vortrefflichkeit nicht in der möglichſten Geiſtesvollendung; nicht n dem, was ſeiner unſterblichen Natur nach allein der Vollenung fähig iſt, ſondern in irdiſchen äuſſerlichen Dingen, die gar nicht von uns abhängen, und deren vergängliche ſchwankende Dauer überhaupt keine wahre Vollendung geſtattet. — Dieſer Irrthum hat dann die übelſten Folgen. Er beſchäftigt den Sterblichen unaufhörlich, ohne ihn befriedigen zu können; treibt ihn mit wilden Begierden durchs Leben, ohne ihm Ruhe zu geben; und das Vortrefflichſte, was er endlich mit unſäglicher Mühe erwarb, verfliegt zuletzt wieder vor ihm, wie ein Schattenſpiel. Die Schönheit welkt mit den Jahren; das große Vermögen raubt ein Krieg oder anderer Unfall; die Ehrenſtellen entreißt ihm Mißgunſt; den Ruhm verkleinert die Bosheit; den Thron ſtürzt ein Nebenbuhler; und Alles verwiſcht endlich die kalte Todeshand. Arm, ohne Schatz, ohne Vortrefflichkeit, ohne Vorzug ſteht der vergeſſene unſterbliche Geiſt.

Aber auch, wie überhaupt jede Abweichung der Menſchen von dem Pfade, welchen Natur, Vernunft und Glauben vorzeichnen, erfüllt eben jene Entartung die Welt mit namenloſem Unheil. Sie iſt's, welche Völker zerſtört, Staaten in Knechtſchaft, Familien in Zerrüttung bringt. Die Zwietracht, der Stolz, die üppige Gefallſucht, der heimtückiſche Neid, das Gift der Verleumdung, die Schadenfreude, der Geiz, der Betrug, die Heuchelei, die Wuth des Zorns — ach, wer kann die Schaar der Laſter nennen, welche im Gefolge der falſchen Ehre und der Begierde nach irdiſchen Vorzügen einherſchreitet!

Und doch — blicken wir um uns her — ist diese Begierde die allgemein herrschende. Legen wir die Hand aufs Herz, sie regt sich auch in unserer eigenen Brust. — Daher so viel Unfrieden, der uns umgibt; so viel Feindseligkeit und Gezänk. Daher durch Widerspruch, den wir von Andern erfahren, so oft der stolze Zorn in uns ewacht, und die leiseste Mißkennung unsers Werthes uns mit Groll erfüllt. Daher der Mangel an gefälliger Nachgiebigkeit, an Schonung, an redlicher Hochachtung fremder Verdienste, an treuer Freundschaft.

Legen wir prüfend die Hand aufs Herz! fragen wir uns nur: sind wir nicht selbst oft aus Eigensinn und Trotz und Unbiegsamkeit die Störer der häuslichen Eintracht, die Bundbrüchigen in der Freundschaft, die Anreizer anderer Leute zur Unzufriedenheit und Feindschaft, weil wir unsere Vorzüge geltend machen wollen, unsere Feinheit gegen andere ausdehnen möchten, unsere Meinungen für die besten halten? — Und doch können wir es nicht ertragen, wenn Andere sich auf die gleiche Art gegen uns betragen. Was wir selbst thun oder begehren, nennen wir Recht; was Andere machen, fordern, das heißen wir Anmaßung, Herrschsucht, Eigendünkel und Hartnäckigkeit.

Warum wunderst du dich nun, daß dir so wenig Liebe und Verehrung in der Welt gezollt wird, daß dir so wenig Menschen von Herzen zugethan sind? Hast du nicht selbst den Weg zu ihrem Herzen verfehlt? Warst du es nicht, der ihnen aus Irrthum Haß abzwang, statt Liebe? — Willst du herrschen, so lerne herrschen! — Mit Gewalt kannst du dir Sklaven machen, die dich verfluchen; mit List kannst du für kurze Zeit Kurzsichtige betrügen, bis sie dich entlarven. Aber Verachtung folgt dem Tirannen, und Ekel dem Ränkesüchtigen.

Willst du über Menschen herrschen, so lasse deine Zunge bescheiden schweigen, und deine Thaten reden. Was in der That Ehrfurcht verdient, hat auch der größte Böswicht noch nicht verdammen können, und was wirklich liebenswürdig ist, hat noch Keinem Grausen erregt. — Frage dich nun, berechtigt die Art, wie du von Andern behandelt wirst, zu dem

lauben, du habeſt Ehrfurcht erregende Tugenden, liebens-
ürdige Eigenſchaften? — Wohl Mancher beſitzt ſolche, wohl
eder deren wenigſtens einige: aber daneben ſo beleidigende
ehler, daß durch ſie alle ſchönen Eigenſchaften verdunkelt, alle
ugenden aufgewogen werden. — Bildeſt du dir ein: du könn-
ſt für deine Fehler eben ſo viel Hochachtung ertrotzen, als für
eine Liebenswürdigkeiten? Du betrügſt dich. Das Urtheil der
lenſchen bleibt ewig frei über dich. Zeugen kannſt du beſtechen,
erzen nicht. Arme und Füße kannſt du in Feſſeln ſchlagen,
eiſter nicht. Was da ſchlecht iſt, wird immerdar ſchlecht
eißen, und was edel und ſchön iſt, wird edel und ſchön heißen.

Klage daher nicht über die Herzen der Menſchen, ſondern
er deinen Irrthum, durch welchen du den Verdruß derer
egen dich weckſt, die mit dir leben, ſtatt ihre Liebe an dich zu
iehen. Vermeide gegen ſie, was du in ihrem Betragen tadelſt.
erne ihre Fehler mit Geduld tragen, und gegen Jeden mit
innehmender Sanftmuth handeln. Dies iſt das unfehlbare Mit-
el, Herzen zu beherrſchen. — Siehe auf das Beiſpiel Jeſu
Chriſti, des Göttlichſten, den Menſchen ſahen, welcher nicht
ieder ſchalt, da er geſcholten ward, nicht dro-
ete, da er litt, ſondern es dem heimſtellte, der
a recht richtet. (1. Petr. 2, 23.)

Vielleicht empört ſich bei dieſem Rathe dein Stolz, oder
ie du es nennſt, dein Selbſtgefühl. — Ich kann das nicht,
prichſt du, es iſt mir nicht gegeben. Wenn ich Recht habe, ſoll
ch ſchweigen? Wenn ich beleidigt werde, es feigerweiſe dul-
en? Wenn ich Unbilligkeit ſehe, mich nicht erzürnen? —

Freund, ſo ſprichſt du, und ſomit haſt du dein Herz ver-
athen und deſſen Armuth an wahren Vorzügen. Ständeſt du
in der That erhabener, als Deinesgleichen: ihre Widerſprüche,
ihre Verirrungen, ihr Eigenſinn würden dich nicht erbittern;
ihre Beleidigungen würden dich reizen, aber nur zu einem Lä-
cheln. Der ſtarke Löwe ſchreitet großmüthig neben dem Hünd-
lein her, welches ihn anbellt. Haſt du nie das ſchöne Gefühl
der Ueberlegenheit empfunden, ſo verſtehſt du mich nicht, Be-

klagenswürdiger. Haſt du es ſchon kennen gelernt: warum trachteſt du nicht, es beſtändig zu haben?

Du ſollſt nicht ſchweigen, wenn du Recht haſt, ſondern reden, aber mit Sanftmuth. Du ſollſt nicht Beifall nicken, wenn du Unbilligkeit ſiehſt; ſondern auf das Billigſte hinleiten, aber mit Sanftmuth. Du ſollſt nicht Zufriedenheit lächeln, wenn du beleidigt wirſt, ſondern dein Recht beſchirmen, aber mit Sanftmuth. Hingegen mit aufbrauſendem Zorn, mit pochendem Eigenwillen, mit Haberechtigkeit und Widerſprechungsſucht bewaffneſt du fremden Zorn und Widerſpruch, und häufeſt du auf fremdes Unrecht noch das deinige.

Vielleicht denkſt du in dir: Sehr gut, wenn man ſich aber nur immer mäßigen könnte! Allein nicht Jeder kann Herr ſeines Wortes bleiben, wenn ihn der Unwille übermannt. — Ich aber entgegne dir: der Menſch kann, ſobald er will. Er kann ſich mäßigen, wenn es ihm darum zu thun iſt. Auch du kannſt dich mäßigen, ſobald du vor Perſonen erſcheinſt, deren Anſehen dir Ehrfurcht gebietet. Siehe, Feiger, du zeigeſt deinen Muth alſo nur gegen den Schwachen, oder dem du ohne Gefahr trotzen darfſt; vor Höhern und Mächtigern empfindeſt du, ſtatt des Zornes, nur — Schrecken.

Vertheidige dich alſo nicht mit Ausreden, dein eigenes Bewußtſein ſtraft dich Lügen. Auch du kannſt, was du willſt; aber du willſt nicht, weil du durch Beweiſe deines Zorns, durch Drohung und Scharfſinn, Andere gern ſchrecken, unterwürfig und ſklaviſch folgſam machen möchteſt. Siehe, Herrſchluſtiger, dies iſt dein wahrer Zweck — warum beklagſt du dich über die Herzen der Menſchen, daß du darin für dich keine treue Ergebenheit, keine volle Liebe, keine wahre Hochachtung findeſt? Die Schuld laſtet nicht auf den Andern, ſondern auf dir ſelbſt. Wer will Umarmungen kaufen für ſolche Dolchſtiche? Wer Gefühle der Zuneigung für Schmähreden?

Geduld allein und Sanftmuth bezwingen alle Herzen; ſie zähmen den Ergrimmten, entwaffnen den Erzürnten, und locken Bewunderung und Liebe hervor. Ein Menſch wird gewöhnlich, und ohne ſeinen beſondern Willen,

den Wiederhall des Andern. Dem Liebenden geben wir Liebe; dem Stolzen ſetzen wir Stolz entgegen; dem Zornigen Zorn. — Warum jammerſt du über Unfrieden im Leben, über Zwiſt im Hauſe? Gib doch zuerſt Andern, was du forderſt, und du wirſt es von ihnen zurückempfangen. Milde wird mit Milde, auffahrendes Weſen mit Widerſpruch begegnet.

Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen. Die Geduld aber mit den Fehlern Anderer entſpringt aus dem Bewußtſein unſers innern Werthes und unſerer Erhabenheit über kleinliche Kränkungen. Den Verdienſtvollen beleidigt wahrlich der Hochmuth des Verdienſtarmen nicht; den edeln Geiſt wahrlich der Ahnenſtolz des Thoren nicht; den Tugendreichen nicht die Schmähung des Pöbelhaften; den ſtarken Mann nicht der Schlag von der Hand des Kindes.

Sanftmuth entſpringt aus der Liebe und Achtung, welche wir ohne Ausnahme jedem Menſchen, als Menſchen, ſchuldig ſind, und die wir für die guten Eigenſchaften fordern können, welche wir ſelbſt unſer nennen. Sanftmuth iſt immer das ſchöne Kennzeichen des Weiſern, des Ueberlegnern; ſie iſt eine der lieblichſten Blüthen der Seelenhoheit und Seelengröße. Je gemeiner, je ſchlechter der Menſch, je leichter wird er zum Fluchen, Schwören, Schelten und Zürnen geneigt ſein, dem Thiere ähnlich.

Gott kann nicht zürnen. — So kann es auch der Weiſe nicht, der göttlichen Sinnes iſt. Er wird, als Vater, Mutter, Vorgeſetzter, immer mißbilligen, aber ohne Wuth berichtigen; er wird, wo es in ſeinem Berufe liegt, Fehler ſtrafen, aber mit der liebenden Abſicht, zu beſſern; er wird, wo ſeine Rechte verletzt werden, ſie in Schutz nehmen, aber ohne Wildheit und Grimm; er wird, wo ihm Unrecht geſchieht, und er es nicht ändern kann, beweiſen, wie wenig er ſolche Behandlung verdiene, aber nicht Rache üben, nicht Gleiches mit Gleichem vergelten.

Geduld und Sanftmuth bezwingen allein die Herzen der Menſchen. — Dieſe Sanftmuth aber iſt fern von ſtolzem, verächtlichem Herabblicken auf den Gegner.

Denn solch ein Stolz ist die Frucht des schweigenden Grimmes, und nicht des Gefühls von eigenem, wahrem Werth, der immer in Bescheidenheit gehüllt ist, wenn er werth sein will. Dieser Stolz ist die stumme, aber schlau berechnete Sprache des Zorns, der sich herber rächen möchte, als durch Schmähungen und Scheltreden. Hier ist nicht Sanftmuth, sondern klügelnde Grausamkeit; nicht Liebe, sondern bitteres Hassen.

Wahre Sanftmuth ist gelassene Freundlichkeit, milder Ernst, welcher unwillkürlich Jedem eine ähnliche Seelenstimmung gebietet oder einflößt. Nicht aber besteht sie in dem ewigen, zur Gewohnheit werdenden, süßlichen Lächeln, welches, weil es kein Widerschein einer stillen Heiterkeit des Gemüths ist, nur Verzerrung und Maske wird, und nichts mehr bedeutet. Ein Mensch, der zu Allem gern lächelt, zeigt entweder Verarmung des Geistes an Einsicht, oder Verarmung des Herzens an richtigem Gefühle. Er lächelt auch, wenn er Heimtücke nährt; er lächelt auch, wenn er mit Verachtung bedeckt wird. Er ist wie ohne Zartsinn für sich, ohne zarten Sinn für Andere.

Hingegen die Sanftmuth des Christen ist auf Empfindsamkeit gegründet. Der Weise ist nicht gleichgültig gegen die Liebe und Achtung Anderer; eben darum behandelt er selbst den Zürnenden mit Schonung, wie Jeden, der im Rausche nicht seines Verstandes mächtig ist. Er zeigt, daß er gegen Verkennung nicht gleichgültig ist; eben darum sucht er den, welcher ihn verkennt, in eine ruhigere Stimmung zu versetzen, wo es leichter wird, ein leidenschaftloses Urtheil zu fällen. Es ist Folge richtigen Gefühls vom eigenen Werth, daß er, wo er gefehlt hat, freiwillig eingesteht, geirrt zu haben. Diese Offenheit entwaffnet den Widersacher und vermindert mit Ruhm die Schuld, welche durch Läugnen nur vergrößert werden kann, oder einen Argwohn auf das Herz dessen erregt, der sie sogar als eine gerechte Handlung in Schutz nehmen möchte.

Sanftmuth gewinnt alle Herzen, wenn sie mit richtigem Gefühle gepaart ist. Da verzeiht sie schonend jede Uebereilung des Nächsten, trägt mit Geduld dessen Eigenheiten

und Schwächen, ohne ihnen Weihrauch zu ſtreuen. Denn Schmeichelei oder kriechendes Weſen iſt ſo wenig Sanftmuth, als Heuchelei eine Tugend. Der Weiſe will nur Friede, gegenſeitige Achtung und ſchonendes Betragen befördern, wodurch allein häusliche und bürgerliche Glückſeligkeit erwächſet; der Schmeichler geht mit Liſt zu Werk, will Leidenſchaften zu ſeinen Gunſten erwecken und Menſchen nach ſeinen Abſichten leiten. Der Weiſe fühlt eben darin ſeine Hoheit, ſein Glück, daß er immer mit Beſonnenheit und in Freiheit von mächtigen Leidenſchaften handeln kann. Der Schmeichler will Andern Beſonnenheit und Freiheit rauben, indem er ſie mit verdientem oder unverdientem Lobe blenden oder einſchläfern möchte. Sanftmuth iſt in der Denkart des ächten Chriſten eine herrſchende Stimmung des Gemüths; Schmeichelei nur ein für kurze Zeit gewähltes Hilfsmittel, welches aufhört, wie die Umſtände ändern.

Der Mann verbinde mit ſeiner Sanftmuth Würde; das Weib mit der ihrigen freundliche Anmuth. Jener gewinnt, wenn er bei ſtiller Gleichgültigkeit auf den Verſtand derer wirkt, die ihn umgeben; das Weib hingegen, indem es durch Leutſeligkeit auf das Herz derer wirkt, die ſich ihm nahen.

Der Chriſt trägt auch ſein ſchwerſtes Schickſal mit Würde; er ſteht auch in den Feſſeln des Tirannen, der ihn verfolgt, mit Würde; auch geſchmäht, geläſtert, verſpottet und verhöhnt vom Pöbel, befremdet er dieſen durch ſeine Hoheit. — Sanftmüthig und gelaſſen trug Jeſus die Beſchimpfungen, mit denen ihn eine raſende Menge Volks umringte; er ſchalt nicht wieder, da er litt; unter dem Hohnjauchzen des Volkes ſchleppte er ſein Kreuz zur Richtſtätte auf den Todtenhügel, — aber ſeine Hoheit verlor er auch in dieſem Augenblicke des Schreckens nicht. Mit Würde trug er ſeine Schmach, und ſprach er: Ihr Töchter Jeruſalems, weinet nicht über mich, ſondern über euch und eure Kinder! — Mit Würde litt er den ſchmerzlichen Tod, daß ſelbſt im Pöbel ſich Stimmen erhoben und ſprachen: Wahrlich, dieſer iſt Gottes Sohn geweſen!

Wie die Würde des Mannes, welche ſich mit ſeiner Sanft-

muth so schön vereint, nicht leere, angenommene Ziererei ist, sondern aus dem Gefühle seiner Kraft und seines Werthes von selbst hervorgeht: so geht die freundliche Anmuth, mit welcher sich die Sanftmuth der Christin paart, aus dem Wesen des Weibes hervor. Das Wesen und Eigenthümliche des Weibes aber ist nicht Herrschaft durch Kraft und Trotz, sondern durch Milde und Wohlwollen. Zarter gebaut durch die Natur, kann es keine Ansprüche machen, durch Furcht Gehorsam und Ehrerbietung zu erregen, sondern durch liebreiches und gefälliges Betragen. Der Zorn entstellt den Mann; aber das Weib entehrt er, und macht es ekelhaft und lächerlich. Ein zürnender Mann, wenn er sich für Unschuld, Recht und Wahrheit erhebt gegen die Bosheit, kann noch Ehrfurcht einflößen; ein zürnendes Weib entweiht die heilige Sache, indem es sich selbst schon entweiht hat.

Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen. Sanftmuth entwindet dem Wüthenden aus der erhobenen Faust den gezückten Dolch, und löscht den Fluch aus, ehe er von der Lippe des Ergrimmten strömt. Sanftmuth besänftigt den Groll des Neidischen, und straft den gehässigen Verleumder mit Schamröthe. Diese Tugend, eine der reizendsten, welche das Christenthum lehrt, ein Kind des Himmels, verbreitet auch um sich her die Stille und den Frieden des Himmels. Es ist ein schöneres Leben in der Nähe des immer heitern, gelassenen Mannes, von welchem wir wissen, daß er, obwohl er unsere Fehler nicht liebt, doch uns auch mit keinem harten Worte wegen Uebereilungen verwundet; der uns gern unser Recht widerfahren läßt, wo wir es haben, und mit schöner Bescheidenheit lieber Unrecht duldet, wo es Niemandem schadet, als ihm, statt durch Rechthaberei und Widerspruch sich selber gegen uns in Vortheil zu setzen und ein anhängliches Herz zu verlieren.

Sanftmuth gewinnt alle Herzen für sich, denn sie veredelt sie auch. Nicht das Laster allein ist verführerisch, die Tugend ist es eben so sehr. Wer kann widerstehen, wo Liebe und Holdseligkeit uns ansprechen, und wer möchte nicht mit Güte erwiedern? Wer kann den Sanftmüthigen beleidigen, ohne sogleich

über dieſe Schlechtigkeit zu erröthen? Wer mag ſich zügelloſen Leidenſchaften überlaſſen, wo uns das Glück ununterbrochener Gemüthsruhe von heitern Mienen anlächelt?

Vater im Himmel, du Dir ewig Gleicher, ewig Langmüthiger, Schonender, Liebender! wie oft vergaß ich das ſicherſte, unſchuldigſte und ehrenvollſte Mittel, Glückſeligkeit in allen häuslichen Verhältniſſen und in meinen übrigen geſellſchaftlichen Verbindungen zu gründen! — Bin ich nicht ſelbſt der erſte Schuldige geweſen, wenn Freunde gegen mich erkalteten; wenn Widerſacher erbitterter gegen mich wurden; wenn Feinde unverſöhnlichen Haß gegen mich einſogen; wenn edlere Menſchen ihre Achtung für mich verloren? — Bin ich nicht der erſte Schuldige geweſen, wenn durch meine Heftigkeit die Heftigkeit Anderer entflammt, durch meinen Widerſpruchsgeiſt der Widerſpruch Anderer gereizt ward? — Habe ich durch meine Härte gegen Bekannte und Unbekannte nicht die harten Urtheile Anderer auf mich gezogen, und konnte ich Schonung verdienen, da ich zuweilen ſo wenig ſchonend gegen meine beſten Freunde war? Habe ich nicht die Bitterkeit in ihr Herz gegoſſen, die ſie mir nun durch ihr Betragen zu ſchmecken geben?

Glänzendes Vorbild meines geiſtigen Lebens, du ſanftmüthiger Menſchenfreund, Jeſus Chriſtus! göttlicher Dulder! werd' ich auch in dieſer Tugend Dir ähnlich werden können? — Ich ſollt' es! denn meine ganze Lebensruhe, mein Glück hängt vom Daſein dieſer ſchönen Geſinnung ab, die Du ſo herrlich in Deinem Wandel darſtellteſt. Selig ſind die Sanftmüthigen, denn ſie werden die Welt gewinnen. Selig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen! (Matth. 5, 5. 9.)

35.

Der Spieler.

Mark. 15, 24.

Mich soll nur Fleiß und froher Muth,
Nie Andrer Schaden nähren;
Des Spielers Gold ist böses Blut,
Benetzt von fremden Zähren.

Dein Segen, o mein Gott, erfreut
Den Fleiß'gen nur und Frommen.
Fürwahr, kein unrecht Gut gedeiht:
Es flieht, wie es gekommen.

„Und da sie Jesum gekreuzigt hatten, theilten sie seine Kleider, und warfen das Loos darum, welcher was überkäme."

Diese Stelle aus der Leidensgeschichte des göttlichen Erlösers muß jedes zartfühlende Herz empören. Nirgends spricht so laut die Verderbtheit des Menschen, als hier.

Jesus, der Heiligste unter den Sterblichen, schmachtete am Kreuz. Der Unschuldige ward ein Opfer des schmachvollsten Todes. Und während er zwischen Verbrechern da hing, und blutete und seufzte; während sich der Himmel verhüllte, und Engel trauerten; während ein Theil des Volks mit banger Furcht hinaufstarrte zum Leiden des Gerechten, und Maria, seine Mutter, vom unendlichen Schmerz durchbohrt, da stand vor dem sterbenden Sohn, und ihre Schwester Maria, Kleophas Weib, Maria Magdalena und Johannes weinend sie umringten, um ihr den Trost zu reichen, der ihnen selbst fehlte; während Erde und Himmel um den Gottmensch klagten: saßen gefühllos und kalt zwischen Blut und Thränen rohe Menschen da, nur lüstern nach Gewinn, und spielten um die Gewänder der grausam ermordeten Unschuld. Nicht die Todesangst Jesu, nicht die bleichen Wangen, die rothgeweinten Augen Maria's und ihrer Freunde sahen sie: sie sahen nur das Kleid, den elenden Gewinn, das Loos! Das dumpfe Stöhnen des Sterbenden über ihrem Haupte rührte sie nicht. — Das Wehklagen, der Jammer einer verzagenden Mutter, das Schluchzen der Freunde und Freundinnen Jesu bewegten ihr Herz nicht — sie spielten.

Gefühlvolle Seelen, ihr schaudert? Ihr könnt diese Rohheit, diese Verderbtheit des menschlichen Gemüths nicht begreifen? Wie? ist seit jenem furchtbaren Tage des Todes Jesu nichts Aehnliches mehr gesehen worden? Ist unter seinem Kreuze die Begier nach Gewinn durch Ohngefähr und Loos nun gestorben, und die Leidenschaft der Spielwuth aus der Welt geflohen?

Nein, dieses Laster, welches in der Brust manches hoffnungsvollen Jünglings schon den Keim alles Guten erstickt hat, dies Laster, welches für alles Wahre, Große und Edle den Sinn raubt, — es herrscht noch heute mit ungezähmter Macht. Es umwickelt noch heute mit seinen Reizen manchen Unerfahrenen; es schleppt noch heute seine beklagenswürdigen Opfer in den Abgrund der Verzweiflung, und bringt unzählige Menschen um Gesundheit, Ehre und Vermögen.

Geblendet von der Erwartung eines schnellen und müheloſen reichen Gewinnes, oder von Rachsucht und Aerger geleitet, das Verlorne durch neue Versuchungen des Glücks zu erobern, stirbt der Spieler allmälig seinen reinen Gefühlen, seinen beſsern Grundsätzen ab. Sanfte Vergnügungen haben für den wenig Reiz mehr, der nur heftige Bewegungen des Gemüths gewohnt ist, und gewohnt, immerdar zwischen großer Furcht und Hoffnung zu schweben. — Was ehemals erhaben, heilig und schön war, kann seine Seele nicht mehr ausfüllen; nur eine einzige Leidenschaft hat sich ihrer bemächtigt. Er spielt, würde er auch die wichtigsten Geschäfte versäumen; er spielt — und wenn er die ganze Welt am Sonntage vor Gottes Thron in Anbetung hingesunken sähe, er würde spielen.

Es weint die Armuth um Hilfe jammernd vor seiner Thür: sein Herz ist dem Mitleiden verschloſsen; er spielt! Die Geldsummen, welche er wagend dem Ohngefähr eines Augenblicks anvertraut, sie könnten das Glück einer hausarmen Famile machen; könnten eine Wittwe mit ihren nahrungsloſen Kindern von der Verzweiflung retten — er spielt. Vielleicht ist schon sein eigenes Vermögen schwer zerrüttet; vielleicht drückt ihn schon die Last der Schulden; vielleicht darben in seiner freuden-

losen Wohnung Weib und Kinder — die Gattin ruft vergebens den Gatten, die Kinder schreien vergebens nach dem Anblick des Vaters — — er spielt. Er würde spielen und gespielt haben im Angesicht des sterbenden Jesus am Kreuz, umringt von Blut und Thränen.

Die traurige Erfahrung lehrt uns, daß dieses Laster, welches den Menschen zum Guten entnervt, und welches die Quelle unzähliger anderer Laster ist, unter höhern und niedern Ständen heutiges Tages sehr allgemein sei und immer gemeiner werde; die Erfahrung lehrt, daß dadurch noch immer Wohlstand, Zufriedenheit, häusliche Ruhe, Ehre und guter Name zu Grunde gerichtet werden.

Wohl dem, dessen Gemüth noch frei ist von der verderblichen Leidenschaft; wohl dem, welcher sich ihr noch nicht ganz dahin gegeben in die Knechtschaft — ein ernster Blick auf ihre schwarzen Folgen, und manche Seele ist vor ihr immer bewahrt, manche vielleicht wieder aus ihrer Gewalt errettet.

Es wäre die Aengstlichkeit zu weit getrieben, alle und jede Spiele zu verdammen, besonders diejenigen, welche zur Erheiterung des Geistes, zur fröhlichen Belustigung, vielleicht auch in gleicher Zeit zur Uebung des Scharfsinns, des Witzes, der Erfindungskraft, oder einer körperlichen Geschicklichkeit dienen.

Sie gehören zu den erlaubten Freuden, die eben so nützlich als unschuldig sind, weil durch sie kein Mensch gekränkt, kein Glück gestört wird. Selbst das Karten- und Würfelspiel, diese furchtbaren Werkzeuge der rasenden Leidenschaft, sind an sich nicht böse, so lange sie nicht zum Bösen gemißbraucht werden.

Nur dann ist das Spiel verächtlich und gefahrvoll, und hört wenigstens auf unschuldig zu sein, sobald es dabei nicht mehr auf Erheiterung oder angenehme Zerstreuung, sondern auf Geldgewinn ankommt. In eben diesem Augenblicke wird das Spiel, welches es auch sein möchte, der Schlüssel zu einer Hölle, aus deren geöffneten Pforten sich eine Reihe ekelhafter Laster hervordrängen, um das Herz des Menschen in Besitz zu nehmen. In diesem Augenblicke wird der Eigennutz angeregt, und Furcht und Erwartung betrüben das Herz und seine ruhige Stimmung.

An den Eigennutz drängt sich beim Gewinn die hohnlachende Schadenfreude, welche um so inniger ist, je mehr man sie verbirgt, um den nicht zu beleidigen, der da verliert. In dem Verlierenden sammelt sich Aerger, Erbitterung und Unzufriedenheit mit sich selbst. Was ihm Freude geben sollte, ist zum Gift geworden. Er darf seinen Verdruß nicht offen zeigen, damit er nicht vor Andern zum offenen Spotte werde; darum nimmt er die Heuchelei zu Hilfe, und verstellt sich und lächelt, wo er heimlich mit den Zähnen knirscht, und läßt ein ruhiges Gesicht erblicken, während er im Innern flucht.

Seht, welche Kette lebhafter Empfindungen sich plötzlich um das unbefangenste Herz schlingt.

Aus eben dieser Ursache sollen christlichgesinnte Aeltern, weise Erzieher niemals der Jugend Karten- und Würfelspiele gestatten, oder andere, worin ein schneller Glückswechsel, rascher Gewinn und Verlust, die Hauptsache ist, was anzieht. Da das Herz junger Leute reizbarer und empfindlicher ist, und noch von keinen festen Grundsätzen beherrscht wird, ist es grausame Vermessenheit, strafbarer Leichtsinn, schon solche Leidenschaften in ihrer zarten Brust zu entwickeln. Ehret die fleckenlose Reinheit des Gemüthes! Sie ist zerstört, sobald ihr selbst mit thörichter Unvorsichtigkeit den Eigennutz, die Gewinnsucht, die Schadenfreude, die Erbitterung und Heuchelei spielend in ihr Herz aussäet. Entschuldigt euch nicht damit, der Gewinn und Verlust sei gering in den Spielen, welche ihr ihnen gestattet; — nein, Kindern ist auch das Geringe schon wichtig und werth; ihr seid die ersten, welche ihnen Neigung zum Spiele beibringen; ihr seid die ersten, welche ihnen eine vorher unbekannte Leidenschaft theuer machen; ach, es sind wahrlich nicht Kleinigkeiten, mit denen sie tändeln; sie spielen schon um Seelenruhe und Reinheit des Sinnes.

Selten wird der Mensch durch einen einzigen Tag zum leidenschaftlichen Spieler; er wird es allmälig, je mehr er nach und nach Freude und Gelegenheit zu dieser Beschäftigung findet. Aber doch war der erste Tag, da ihn ein Gewinn zur Fortsetzung des sogenannten Zeivertreibs lockte, der erste seines nach-

herigen Verderbens. Er ſuchte ihn nun begieriger; ein abwechſelnder Verluſt ſchreckte ihn nun weniger ab. Ihn blendet die Möglichkeit anſehnlichen Gewinnes; ihn feſſelt die große Leichtigkeit, ohne große Mühe ſeinen Beutel mit Gold zu füllen; er wird zum leidenſchaftlichen Spieler.

Jede Leidenſchaft, das heißt, jeder unmäßige fortdauernde Hang des Gemüthes, welcher alle übrigen Vorſtellungen, alle beſſern Empfindungen verdunkelt, gleichſam die Vernunft verſchlingt, und den Menſchen endlich wider ſeinen Willen fortreißt, — iſt Sünde. Der Menſch iſt dann ſeiner ſelber nicht mehr mächtig; der Menſch verhält ſich leidend; nur ſeine allein herrſchende Begierde iſt thätig und verzehrt ihn.

Nichts aber wird dem ſchwachen Menſchen leichter zur Leidenſchaft, als die Gewinnſucht; und eben dadurch empfängt das Spielen ſeinen höchſten Reiz für ihn. Er verliert alles Zartgefühl der Rechtlichkeit; er bedenkt nicht länger, daß ſein Gewinn der Ruin des Andern ſein kann; daß ſeine Freude die Verzweiflung des Andern iſt. Er geht darauf aus, ſeinen Nebenmenſchen arm zu machen, um reich zu ſein. — Kann nun das Chriſtenthum noch mit reiner Heiligkeit im Gemüthe ſolches Verderbten wohnen? Wo weilt die Liebe, welche Jeſus befiehlt?

Wie der Müßiggang junger Leute oft zum Spiel: ſo verleitet noch öfter die Spielſucht zum Müßiggang und unordentlichen Leben. Nützliche Beſchäftigungen werden ihnen abgeſchmackt; der Eifer zu den Berufsgeſchäften erſtirbt; ihr Gedanke iſt nur auf die Spielſtunde hingerichtet; die Vernachläſſigung des rechtlichen Erwerbs muß der unerlaubte Gewinn erſetzen. Das Spiel wird zur Arbeit, und wilde Zerſtreuungen in loſer Geſellſchaft müſſen die Stelle der Erholungen einnehmen. Umſonſt mahnet ihr die Unglücklichen von ihrem Verderben ab; umſonſt rufet ihr ſie zur Einförmigkeit des bürgerlichen Lebens zurück; umſonſt, ihr Väter, drohet euer Ernſt, umſonſt, ihr Mütter, flehen eure Thränen — die Verwilderten ſpotten euer, als langweilige Sittenprediger. Ihre Spielwuth iſt ein Rauſch; ſie ſchwindeln in Betäubung dem Abgrunde unaufhaltſam zu.

Sieh das Antlitz eines Spielers, und du findeſt in demſel-

ben die Spuren mehr als einer schändlichen Leidenschaft. Wie könnte es anders sein? — Er, der bald Alles, bald Nichts hat, er, der heute schwelgen kann, morgen verzweifeln möchte, ist selbst nur der Spielball immerwährender Sorgen und Unruhen gewesen. Es ist kein Frieden mehr in seiner Seele, er ist stumpf geworden für die edlern Lebensfreuden. In böser Gesellschaft (denn Menschen von Geist und Herz verdammen sich nicht zu dem ehrlosen Gewerbe!) sind seine guten Sitten verdorben. Haß, Zorn, und Streit, die häufigen Begleiter des Spiels, sind auch die seinigen.

So viele und heftige Gemüthsbewegungen, denen er sich fast täglich preisgibt, müssen endlich auch die festeste Gesundheit erschüttern. Die halb und ganz durchwachten Nächte, die Schädlichkeit der sitzenden Lebensart, die Unordnung im Genusse der Speisen und Getränke, zerstören die edlern Lebenskräfte. Die geschwächte Gesundheit des Körpers wirkt auf die Seele nachtheilig zurück und schwächt den Geist. Die Spielsucht raubt dem Leben nicht nur den Schmuck der besten Freuden — sie verkürzt auch das Leben.

Der Spieler ist heimlichen Elends voll — aber damit nicht zufrieden, verführt er auch Andere zu der gleichen Leidenschaft, zu den gleichen Lastern, zu dem gleichen Unglück. Nicht zufrieden, seine eigene Seligkeit verwüstet zu haben, bringt er auch andere Leichtsinnige um Vermögen und Gewissensruhe. Er häuft Schuld auf Schuld. Er achtet es nicht, daß ihn edlere Menschen bemitleiden, daß ihn die Unverdorbenen mit Ekel meiden, daß das Zutrauen der Mitbürger gegen ihn abnimmt, indem jeder seinen Untergang voraussieht. — Er hat sein schreckliches Loos gezogen. — Seine Laster hängen sich zentnerschwer an ihn und ziehen ihn bergab. Er kann nicht mehr zurück. Er muß enden; er endet durch einen allzufrühen Tod, oder schrecklicher noch mit dem Verlust seiner Ehre, seines Vermögens — vielleicht als Betrüger — als Entwender anvertrauter Gelder; — endet vielleicht erdrückt vom Jammer einer guten Familie, vom Gewichte seiner Schande, die unabwälzbar ist; vielleicht gefoltert von einem schrecklichen Gewissen, in Verzweiflung; —

endet vielleicht das elende, ruchlose Leben mit blutigen Händen eines Selbstmörders! Oder er flieht, als Betrüger, als Veruntreuer fremden Gutes, verfolgt von den Gesetzen seines Vaterlandes, verfolgt von seinem Gewissen, verfolgt von den Klagen seiner tiefgebeugten Familie, in fremde Gegenden, wo ihn Niemand kennt, und seine eigene Schuld ihn zum Grabe begleitet.

Diese letzten, die schrecklichsten Folgen der Spielsucht, sind leider nicht die seltensten. Aber wen die Laster einmal umgarnt haben, den schrecken sie nicht. Er sieht sie noch fern von sich. Er spricht hohnlächelnd: so weit wird es doch mit mir nicht kommen!

Wer aber ist dir Bürge dafür? Dein gegenwärtiger Wohlstand? Aber er kann erschüttert werden. Dein eigenes Gefühl des Rechten und Guten? Aber es kann durch Gewohnheit des bösen Beispiels stumpf werden. Andere, welche einst waren, und sich beruhigten, wie du, wurden dennoch der Raub der Verzweiflung, deren sie einst spotten konnten, wie du.

Gehe in dich, prüfe, ob du noch dein besseres Selbst retten könnest. — Erforsche die Macht deiner Leidenschaft, ob du ihr noch Herr bist, oder schon ihr unloskäuflicher Sklave. — Untersuche, ob nicht oft schon dein güter Engel trauerte, und dich warnend zurückrief.

Hat dich die Sucht zum Spiel nicht schon edlern Geschäften entrissen? Hat sie dir nicht schon manche goldene Stunde geraubt, die du nützlichern Arbeiten hättest geben sollen? Hat sie dich nicht schon in Verlegenheiten gestürzt, die dir peinlich waren? Hast du ihr nicht schon viele unangenehme Augenblicke vorzuwerfen? Hörtest du nicht schon das Bitten deiner Verwandten und ihre warnende Stimme? — Mußtest du nicht schon Thränen in den Augen der lieben Deinigen sehen, welche du ihnen durch deine verworfene Lebensart auspreßtest! — Drang nicht zuweilen bange Ahnung von bösern Folgen in deine Seele?

Unglückseliger, und diese Verlegenheiten, diese Bitten,

dieſe Thränen, dieſe Ahnungen, vermochten ſchon nichts mehr über dich?

Siehe, vielleicht wirft ein Ohngefähr dies Blatt unter deine Augen. — nein, es iſt kein Ohngefähr in der Schöpfung Gottes; — es iſt die heilige Vorſehung, welche dir den belehrenden Wink gibt. — Ermanne dich, prüfe dich! Die Ruhe deines Lebens, die Freude deiner Familie, die Seligkeit deiner Seele iſt wohl einen Augenblick der ernſten Selbſtbetrachtung werth.

Ermanne dich, und ſei deiner ſelbſt würdig! — Du kennſt das Beſſere, wähle es. Faſſe den männlichen edlen Entſchluß, deine Leidenſchaft zu verlaſſen, und zur einfachen Tugend zurückzukehren. — Verſchiebe den Zeitpunkt deiner Aenderung nicht, ſondern was du heute als ſchlecht erkenneſt, das meide ſchon heute, auch wenn es dir noch ſo viele Mühe koſtet. Es gilt nur die ſtrenge Beharrlichkeit von wenigen Wochen und Monden, und du haſt den Sieg über dich ſelbſt errungen.

Fliehe die Geſellſchaften, die Oerter, die Gelegenheiten, welche für dich verführeriſch waren, und wo du zuletzt deinem Triebe nicht widerſtehen würdeſt, dein Glück abermals durch Wagſtücke im Spiele zu verſuchen. Sei gewiſſenhafter, als es faſt nöthig wäre. Meide ſelbſt kleine Spiele; ſie würden nur deinen verderblichen Hang nähren, und in dir Sehnſucht nach der alten Luſt erwecken.

Und wenn die verderbliche Neigung wieder lebhafter in dir aufwacht; wenn ſie dich der beſſern Vorſätze vergeſſen machen will; wenn ſie jene ſchmerzlichen Gefühle ſchon in dir verdunkelt, welche du litteſt ihrentwillen — dann ſei Mann und Chriſt!

Dann gedenke der öffentlichen Verachtung, welche den Spieler begleitet; gedenke des Mißtrauens, welches du in dem Herzen deiner beſſern Mitbürger gegen dich erweckſt; gedenke der Mißbilligung und des Kummers der Deinigen, an deren Ruhe du im Begriff ſtehſt, Mörder zu werden.

Wirf deinen Blick auf das entſetzliche Ende manches Andern, der von ſeiner Leidenſchaft verrathen ward. Sieh hin, wie er mit zerſtörter Geſundheit, mit Schande beladen, vom unreinen

Gewiſſen gequält, dahinwankt; wie er zuletzt, unwillkürlich von Laſtern zu Laſtern gezogen, keine Ruhe auf Erden, keine Freude im Tode ſieht; wie ſeine Hand, von Verbrechen befleckt, in einer ſchwarzen Stunde den Dolch gegen ihn ſelbſt kehrt, während die Seinigen verzweifeln, und ihn in der Bangigkeit des Herzens ſelbſt die Religion ohne Troſt läßt!

O Gott, o Gott! Heiliger, gerechter, furchtbar und doch wohlthätig in Deinen Verhängniſſen: ja ich erkenne es, auch ſchon auf Erden ärntet die Sünde ihren ſchauerlichen Lohn!

Ja, ich thue Dir in dieſer Stunde das feierliche Gelübde: nie will ich mich dem einreiſſenden Laſter der Spielſucht, dieſer Quelle hundert anderer Sünden, hingeben. Ich will keine Vergnügungen, keine Zerſtreuungen lieben, als nur ſolche, die mein Gewiſſen unbefleckt laſſen, und wodurch keinem andern Nebenmenſchen ein trauriger Augenblick wird! — Ich will lieber einen geringen, mühevollen Erwerb durch ehrliche Arbeit, durch Fleiß in meinen Berufsgeſchäften, als einen ſchnellen, leichten Gewinn, der immer zum Schaden Anderer gereicht, und den Deine Hand nicht ſegnen wird. Der glücklichſte Spieler verſpielt doch zuletzt die Ruhe ſeiner Seele! — Sie ſei mir heilig, wie Dein ewiges Wort! Amen.

36.

chtmäßiges und unrechtmäßiges Eigenthum.

Spr. Sal. 16, 8.

Oft pranat der Sünder wie ein Baum
Voll grüner, frischer Blätter,
Beschattet einen weiten Raum,
Und trotzt dem fernen Wetter:
Doch plötzlich braust ein Sturm daher,
Zerbricht den stolzen Baum, und er
Behält nicht Stamm noch Krone!

Im Frieden scheinet er vielleicht,
Und weit gehrt zu sterben!
Weh aber ihm! denn bald erreichs
Ein Sturm des Fluches Erben!
Und ungerechtes Gut verfliegt,
Und auf des Frevlers Namen liegt
Der Abscheu aller Tage.

---

n allen Erdengütern, mit denen Gottes Vaterhand uns wohl-
, ist wohl, ausser einer ungeschwächten Gesundheit, nichts,
Jeden so innig erfreuen kann, als der Genuß eines redlich
rbenen Eigenthums, von dem er sagen kann: Dies ist mein!
Anderer hat Ansprüche darauf; ich darf mich seiner mit
n Gewissen bedienen!

Denn ich mag nicht auf jene Heuchler oder Schwärmer hö-
die beständig über die Eitelkeit der irdischen Güter seufzen,
ständig predigen, man solle nicht sein Herz an diese Welt
en und dem Mammon dienen, und dabei wuchernd auf
der leihen, arme Familien drücken, und durch ihre Werke
widersprechen, was ihr scheinheiliger Mund redet. Nein,
stellte seine irdischen Gaben auf Erden aus, daß wir uns
lben zu unserm Glück bedienen sollen, zu unserer eigenen
de, zur Erquickung und Erheiterung Anderer. Ohne den
eines hinlänglichen Vermögens wären wir nicht fähig,
zu erhalten; wären wir andern Menschen zur Last, oder
Sklave; könnten wir, auch bei allem guten Willen, nicht
l Tugend üben, als wir sollen.

Was ist denn unser Leib? Er ist ein Eigenthum, das uns Gott für einige Jahre lieh; ein Mittel, ein Werkzeug unserer Seele, wodurch sie sich erst wirksam in der Welt bezeigen kann. So ist denn jedes andere irdische Eigenthum, welches ich erwerbe, gleichsam eine Vergrößerung meines Ichs, eine Erweiterung meiner Mittel und Werkzeuge, eine Ausdehnung des Schauplatzes, in welchem die Kräfte meiner Seele wirksam sein können.

Nur dann erst sind Hab und Gut schädlich, wenn ich sie mißbrauche, wenn ich sie zum Hauptzweck meines ganzen Lebens mache, und mein Geist ihr Sklave wird. Nur dann erst gilt Jesu gerechter Eifer gegen das ängstliche Sorgen und Sammeln irdischer Schätze, über welchem der edlere Schatz meiner höhern Bestimmung vergessen wird!

So soll ich also ungestört und freudenvoll die Gaben empfangen, die Gott mir ertheilt; mit Heiterkeit den Segen genieſſen, den er mir zur Verannehmlichung meines Erdenlebens zukommen läßt; und meine Dankbarkeit gegen den liebevollen Geber dadnrch ausdrücken, daß ich, was ich habe, mit Mäßigkeit genieſſe, und zur Glückseligkeit Anderer benutze.

Das kann ich aber nur, wenn ich mein Eigenthum auf eine vollkommen rechtmäßige Weise erworben habe: wenn keine Sündenschuld, keine fremde Thräne, kein stiller Fluch an meinem Vermögen haftet. Wie könnte mir wohl sein, so lange ich unter dem, was ich besitze, noch irgend etwas fände, von dem mir mein Gewissen sagt: „Unredlicher! dies gehört dir nicht. Du schwelgst mit fremden Mitteln, die Andere entbehren müssen, weil du sie ihnen hinterlistig, vielleicht ohne ihr Wissen entzogst!“

Wahrlich mit Recht sagt die heilige Schrift: „Es ist besser, wenig mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht!“ (Spr. Sal. 16, 8.)

Ich soll, ich darf von Allem, was ich habe, nichts mein nennen, von dem nicht Jedermann wissen dürfte, auf welche Weise ich es erworben habe. Nur das gehört mir, was ich entweder als Erbschaft, durch freien Willen der Verstorbenen, oder durch den Spruch bestehender Gesetze, oder was ich als Geschenk und Gabe von Andern, oder was ich durch gerechten Kauf und Tausch,

oder als Belohnung und Frucht meiner Mühe, Arbeit und Sparsamkeit besitze. Alles Andere, was ich mir wider Wissen Anderer von ihrem gerechten Eigenthum durch List und Gewalt zugeeignet habe, gehört nicht mir, sondern ihnen. Ich beraube sie täglich, so lange ich ihnen ihr Vermögen, oder auch nur den kleinsten Theil desselben, vorenthalte. Wenn mich auch die ganze Welt äusserlich ehrt, weil sie meine Schändlichkeit nicht vermuthet, nennt mich doch mein Gewissen fortdauernd einen strafbaren Dieb, einen schweren Schuldner des Andern, und meine Schuld vor dem Allwissenden, dem Allgerechten, ist größer, als der Werth derjenigen Sache, die ich mir auf unrechtmäßige Weise zugeeignet habe.

Es ist besser, wenig, aber mit Gerechtigkeit! — Nur so erst kann ich mich meines Eigenthums mit frohem Gewissen erfreuen. Nur so erst, wenn mein Blick übersieht, was mir durch Gottes Gnade geworden, erquickt es mich innig, zu denken: Dies ist nun dein; dies sind deine rechtmäßigen Hilfsmittel, wodurch du dir das Leben irdisch angenehm machen kannst, wodurch du dich vor der gänzlichen Abhängigkeit von andern, oft harten Menschen beschützen kannst; dies ist dein kleines Reich, in welchem und durch welches du den lieben Deinigen oder auch andern Menschen nützlich werden kannst, wenn sie deiner bedürfen; dies ist die erste Grundlage, die ich selbst zur Achtung anderer Menschen für mich gelegt habe. Denn besitze ich auch nicht so viel, als Dieser oder Jener, der reicher ist, als ich bin, so hat doch, was ich habe, einen ganz eigenen, unaussprechlichen Werth dadurch erhalten, daß es auf die ehrlichste Weise erworben ist, daß darüber der schöne Segen der Redlichkeit schwebt. Ich darf jedes Stück meines Hab und Gutes ansehen, ohne vor mir selbst zu erröthen wegen der Art, wie ich es erhielt. Ach, wie Mancher, der wohl begüterter ist, kann dies nicht! Und was hat er denn von seinem Gut, wenn es ihm keine reinen Freuden geben kann? Lieber nichts, aber ein heiteres sich keiner Schuld bewußtes Herz! Besser wenig, aber mit Gerechtigkeit!

Nur was ich auf rechten Wegen gewann, nur das ist wahrer

Reichthum, und wäre es auch noch so gering. Denn reich macht mich doch nur das, was mich vergnügt machen kann, Was hat denn der Todte, und schliefe er in goldenem Sarge in Marmorpaläſten? Ihn erfreuen seine Schätze nicht. Was hat denn der Räuber von seinem Raube, und wäre er auch noch so kostbar, wenn er mit Furcht und Zittern über demselben liegt? — Aber ich darf mich meines gerechten Gutes mit vollem Herzen freuen, denn ich erblicke darin nicht nur meine eigene Sicherheit, sondern auch eine gedeihvolle Vorsorge für meine Nachkommen. Sind nicht Gatten, Kinder, Enkel auch mit meinem Leben aufs innigste verwandt? Ist nicht meine Sorge um ihren Wohlstand eine meiner liebsten Sorgen? Ist nicht die Aussicht, daß sie nicht ganz verlassen sein werden, eine der süßesten Beruhigungen? Und könnte ich diese Beruhigung ganz unbefangen genieſſen, wenn ich befürchten müßte, daß vielleicht nach meinem Tode die Ungerechtigkeit, mit der ich mein Eigenthum vergröſſerte, bekannt, und mir und den Meinigen zum Unsegen werden sollte? — Nein, besser wenig, aber mit Gerechtigkeit!

Denn auch das Wenige ist mir dann ja ein Beweis des göttlichen Segens und göttlicher Liebe. Ich erkenne in Allem Geschenke des Himmels, während der Unredliche in seinem mit böſem Gewissen errungenen Gut nur Gaben des Verbrechens, nur Darlehen der Hölle findet. Ich erblicke auch in dem Wenigen, was ich besitze, die freundlichen Zeugen meiner pflichtvollen Mühe, meiner Klugheit, meiner Ordnungliebe, meiner Sparsamkeit. Jedes Stück erinnert mich an eine frohe That meines Lebens, und auf welche Art, unter welchen Umständen ich's erhielt; und eben diese Art, diese Umstände sind eben so viele lobende Zeugniſſe meines redlichen und gerechten Sinnes, meines Fleiſſes, meiner Unverdroſſenheit, durch die ich niemanden kränkte. Ich übersehe, indem ich das Eigenthum betrachte, welches mich umgibt, einen Theil der Geschichte meines Lebens und nützlichen Wirkens; ich finde in jedem einzelnen Theile meines Vermögens ein angenehmes Denkmal meiner Kraft und meines schuldlosen Strebens.

Und wenn es auch wenig wäre, was ich besitze: ist es nicht

iel, da es vom Segen Gottes begleitet iſt? Mögen doch Andere egüterter ſein; wenn mir in meinem kleinen Vermögen wohl ſt, wenn ich darin genügſam lebe, ſind Andere nicht reicher als ch. Der Reichſte kann nicht mehr Freuden empfinden, als der Kinderbegüterte. Denn eben die Wonne, welche jenem der Anblick der Menge deſſen erregt, was er hat, erregt mir der Anblick des mäßigen Gutes, das mir Gott gab. Mir gewähren Kleinigkeiten ein Vergnügen, wobei jener nichts empfinden würde. Mir iſt ein einzelner Baum, der mir Schatten ſtreut und Früchte ſchenkt, theurer und angenehmer, als dem Großen ſein Landgut, welches er vielleicht nur ſelten erblickt. Ich kann mein kleines Reich überſehen; jener nur einen geringen Theil des ſeinigen. Jener lebt in mannigfaltigen verwickelten Verhältniſſen und Sorgen; die meinigen ſind einfacher und beſchränkter. Jenen quält Mißgunſt Anderer, oder ihn führt Schmeichelei irre; ich lebe unbemerkter und mehr mir und meinen Angehörigen.

Beſſer wenig, aber mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht.

Mit Unrecht! — Welche Freuden können aus der Ungerechtigkeit aufblühen? Wie kann denn ein Acker des Fluchs Früchte des Segens bringen? Was hülfe es denn, ſpricht Jeſus, der Heiland, wenn Jemand die ganze Welt gewänne, und litte doch Schaden an ſeiner Seele? Kann denn alles Gold der Welt ein frohes, zufriedenes Gemüth erkaufen, wenn es fehlt? Kann aller Reichthum die heimlichen Wunden eines durch eigene Schuld unglücklichen Herzens heilen?

O wie falſche Vorſtellungen macht ſich der Sterbliche oft vom Werthe des Reichthums! Wie leichtſinnig opfert er für das, was urſprünglich Staub iſt und Staub bleibt, die Wolluſt der Seele auf, welche aus der Tugend quillt! — In welche Verbrechen, in welche Unruhe ſtürzt ſich der Sinnliche nur zu oft aus unmäßiger Begierde nach Reichthum und Beſitz!

Was wird es dir helfen, Unglücklicher! wenn du fremdes Gut entwendeſt; den Staat um das Seinige betrügſt; dir Goldſummen machſt, indem du deinen Nebenmenſchen zu ſeinem großen Schaden hinterliſtig bevortheilſt; Gelder, die deiner Ehr-

lichkeit anvertraut waren, unehrlich zurückhältst und unterschlägst; mit zweideutigen Prozessen oder wohl gar mit falschen Eiden Andern das Ihrige verkürzest, so daß zwar das Gesetz der Menschen für dich redet, Gott und Gewissen aber wider dich zürnen; wenn du Verträge mißbrauchst, das Zutrauen der rechtlichen Menschen verräthst, Freunde hintergehst, und Wehrlose unterdrückst?

Was wird dir deine Unredlichkeit helfen? Bist du nun reicher geworden, weil du mehr besitzest? Nein, dieser errungene Besitz ist noch immer fremdes Gut, das nicht dir, sondern dem Betrogenen gehört. Du hast dir nur durch deine Untreue geheime Gewissensschmerzen erhandelt, und dir eine innere Verachtung gegen dich selbst eingeflößt! — Denn wie könntest du, wenn du deiner Unehrlichkeit gedenkst, dich selbst noch achten?

Freilich, du wirst dich mit mancher künstlichen Entschuldigung zu beruhigen suchen; du wirst die Scheingründe ersinden, um dich selbst damit zu blenden. Armer Mensch, schon daß du dies zu thun gezwungen bist, verweiset dich auf eine bleibende Schuld; und wenn du glaubst, dich mit allen ersinnlichen Vorwänden bei dir selbst gerechtfertigt zu haben, sagt dir dein Bewußtsein doch plötzlich: „Aber es ist doch Unrecht! Du hättest ehrlicher handeln sollen. Du hast betrogen, Betrüger wirst du dich zeitlebens heißen müssen.“

Du schwelgst in fremdem Vermögen. Wie? wirst du auch dann noch darin Lebensgenuß finden, wenn eine warnende Krankheit dich auf's Schmerzenlager hinstreckt? Wird dir der Anblick deines Raubes noch behaglich sein, wenn der Tod spricht: „Ich scheide dich von ihm, aber nicht von deiner ewigen Schmach!“

Worin besteht nun dein Vermögen, oder der unrecht erworbene Theil desselben? Er ist ja keine Erinnerung an deine Redlichkeit und Treue, sondern nur die traurige Frucht eines in der Stille begangenen Verbrechens; er ist nur ein Straf- und Schreckmittel mehr in der Hand des dich verdammenden Gewissens! — War es das, wonach du so begierig gegeizt hast? War dies der Mühe werth, Verträge, Schwüre und Versicherungen zu brechen?

Unrecht Gut gedeihet nie! — Es ist zwar nur ein gemeines

Sprichwort, aber doch kennen es alle Völker. Es muß dieſen Völkern durch viele und oft ſchreckliche Erfahrungen mitgetheilt worden ſein. — Glaubſt du, der du dich ſo gern ſelbſt betrügen möchteſt, du allein ſeieſt der Glückliche, bei welchem es eine Ausnahme machen werde? Worauf gründeſt du deine Zuverſicht? Daß vielleicht Niemand von den Lebendigen Zeuge deiner ſchlechten That geweſen? Oder daß die Todten ſchweigen? Oder daß der Buchſtabe bürgerlicher Geſetze dir ein ſcheinbares Recht gab? Oder daß Handſchriften zerriſſen oder vernichtet ſind? — Elender, vergrabe, wenn du kannſt, deine unehrlichen Handlungen unter einem Gebirge — ſiehe, es wird ſich ſpalten, und deine Schande offenbaren; ſenke deine Schuld auf den Boden des Weltmeeres, es wird ſich ſtürmiſch bewegen, und deine Schuld ausſpeien, wie einen todten Leichnam. Denn Gott der Allwiſſende lebt! Denn Gott der Vergelter lebt, und ſeine ewig geiſtige Weltordnung!

Deine Ungerechtigkeit gedeiht nicht. Der Balſam, den du ſtahlſt, wird auf deinen Wunden zum Gift. Der Stein, mit welchem du den Grund zum Gebäude deines Glücks zu legen hofftеſt, wird dich unter den Trümmern desſelben begraben. Ereigniſſe, an die du nie dachteſt, die kein Scharfſinn vorausberechnet, bringen deine begangene Niederträchtigkeit zu den Ohren der Menſchen. — Wie? iſt das das Glück, welches du durch Verübung geringerer oder größerer Unredlichkeiten zu erwerben glaubteſt?

Du fühlſt dich vielleicht ſicher, weil du ſchon lange die Frucht deiner Ehrloſigkeit genieſſeſt. Es verfloſſen doch ſchon Jahre und Tage, und ſie verriethen dich nicht. Stolzer, aber du lebſt noch! Es leben ja noch deine Kinder, deine Verwandte, deine Freunde! Und wenn du einſt aufhörſt zu leben, biſt du dann gerettet? Nie ohne heimliche Vorwürfe blickſt du auf deinen Beſitz hin. Jedes Stück unrechtmäßigen Gutes klagt dich an, und ſcheint nach dem rechtlichen Eigenthümer zu begehren. Veräuſſere es, vertauſche es mit andern: auch das Neue bekleidet ſich vor deinen Augen mit der alten Schmach. Du lieſeſt überall Drohungen; du lieſeſt ſie im ernſten Blick der Redlichen, die

dich anſehen; du lieſeſt ſie in den nach deiner Schande, nach deinem Unglück ſchadenfroh ſpürenden Augen deiner Feinde. Selbſt dies todte Blatt mit dieſen Zeilen iſt ſtark genug, dich zu erſchüttern. Und wäre deine Verderbtheit ſtärker, deſto beklagenswürdiger ſtehſt du vor Gott!

Was du nicht als Segen deines redlichen Fleißes durch Gott gewannſt, wird es zum Segen deiner Nachkommen werden? Der Fluch, welchen du in deiner Seele vernimmſt, wird er nach deinem Tode ſterben, da du Unſterblichkeit deiner Seele hoffeſt?

Nein, bekenne es dir ſelbſt, was du auf ungerechte Art erworben, hat dir nie Freuden, nie Segen ins Haus gebracht. Du haſt ſeitdem nicht die ſtille Ruhe, die himmliſche Heiterkeit des ehrlichen Mannes empfunden. Du bekennſt es, du wirſt die Wahrheit der ſalomoniſchen Worte bekennen: Beſſer wenig mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht.

Du ſehnſt dich vielleicht nach deiner verlornen Selbſtachtung, nach deinem vorwurfsloſen Frieden zurück; du fragſt: „Was ſoll ich thun, daß ich wieder ſelig werde? — Die Kirchen beſuchen? Zu Gott um Vergebung flehen? den Armen Gutes thun? Milde Stiftungen unterſtützen?“ Umſonſt! Dich rettet nichts, als die Vernichtung deines Unrechts. — Umſonſt bringſt du Gott deine Gaben, ſie verſöhnen dich mit ihm nicht. Gib deinen Raub zurück; ſei arm, aber ehrlich. Wenn du, ſprach der Welterlöſer, deine Gaben auf dem Altar opferſt, und du wirſt allda eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe: ſo laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin und verſöhne dich mit deinem Bruder. — Sei willfährig deinem Widerſacher, dieweil du noch bei ihm auf dem Wege biſt, auf daß er dich nicht dermaleinſt überantworte dem Richter, und werdeſt in den Kerker geworfen. Ich ſage dir, wahrlich, du wirſt nicht von dannen herauskommen, bis du den letzten Heller bezahleſt. (Matth. 5, 23 — 26.)

Vielleicht ſträubt dich dein Stolz, den ſchweren Schritt zu thun. Vielleicht iſt es dir weniger mühſam, das ungerecht Erworbene zurückzuerſtatten, als zugleich auch deine Ehre und das

öffentliche Vertrauen dabei einzubüßen. — Wohl, dies Vertrauen und der gute Name, den du bis jetzt noch unver- nt beſaßeſt, ſoll dir theuer ſein; denn ſie ſind nicht nur dein, ſondern auch deiner Kinder, deiner Verwandten Eigenthum. Erſtatte das ungerechte Gut zurück, und rette deinen guten Namen. Die Klugheit, welche du bisher übteſt, dein Vergehen zu verſchleiern oder ganz zu verheimlichen, wird dich nicht verlaſſen, wenn du ſie im Dienſt der Tugend anwendeſt. Durchblicke deine Verhältniſſe, forſche nach Gelegenheiten, aber zögere nicht, eine heilige Schuld abzutragen, die dich drückt und von Gott trennt. — Zögere nicht; entbehre lieber, oder erſtatte zurück, was durch unerlaubte Mittel in deinen Beſitz kam. Beſſer wenig, aber mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht! — Dann erſt wirſt du den verlornen Frieden des Gemüths wieder fühlen; die Heiterkeit des redlichen, ſich keiner Schuld bewußten Mannes ſchmecken, und mit leichtem Herzen zu Gott ſchauen und beten.

Vater, Richter, Vergelter! — O vernimm Du mein heiliges Gelübde: nie ſoll Falſchheit und Betrug meine Seele beflecken; nie ſoll Habſucht und Gelüſt nach fremden Gütern mich zu unredlichen Schritten verleiten! Ich will genügſam ſein mit dem, was ich durch Fleiß und Sparſamkeit erwerben kann; denn darauf, himmliſcher Vater, ruht Dein Segen, und dieſer Segen wird auch auf meine Nachkommen hinab erben!

Wie höchſt unſicher iſt doch zuletzt aller irdiſche Beſitz: wie bald kann durch unvermuthete Schickſale das verloren gehen, was der ſtolze Sterbliche als ſein feſtes Eigenthum betrachtet! — Und ſollte ich es, wenn Du gebeutſt, verlieren — dann bleibt mir doch ein freudiges Bewußtſein vor Dir! — Wer nur die Achtung gegen ſich ſelbſt nicht verloren hat, wer nur Deiner Gnade ſicher iſt, o Lenker aller Schickſale, der hat nichts verloren. Seine edelſten Kleinodien raubt ihm keine Macht auf Erden.

Und wüßte ich, daß ich von Allem dem, was ich durch Erbe oder Geſchenk von Andern empfangen, irgend etwas als ein ungerechtes Gut anſehen müßte: ich wollte es gern zurückgeben, und damit die Schuld derer einigermaßen gut machen, die ſich

daſſelbe durch tadelhafte Mittel angemaßt hatten. Rein ſei meine Hand vom Böſen! — Beſſer wenig mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht. Amen.

37.

Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum.

2 Buch Moſe 20, 15 — 17.

Von allen in der Welt im Schwange gehenden Fehlern, Sünden und Verbrechen, von allen Laſtern, mit denen ſich ein menſchliches Herz beflecken kann, iſt eins, welches als das niedrigſte und ekelhafteſte den lauteſten Abſcheu erregt — dies iſt das Laſter des Diebſtahls. Nur Menſchen ohne Ehre, ohne Treue und Glauben, nur Menſchen ohne Gefühl für Recht und Pflicht, nur rohe, verworfene Geſchöpfe, die in ihrer Schändlichkeit den Raubthieren gleichen, können ſich mit dieſem Verbrechen beſudeln.

Die Achtung, welche man fremdem Eigenthum ſchuldig iſt, wird unter allen Nationen des Erdbodens am häufigſten gefunden. Nur diejenigen wilden Völker, welche noch auf der unterſten Stufe der Sittlichkeit leben, wo ſie noch gleichſam den vernunftloſen Thieren verwandter ſind, als den Menſchen, pflegen über fremdes Gut ohne Gewiſſen zu ſein, und Dieberei gilt bei ihnen noch wie Erwerb.

Sobald ſich aber ſolche Wilde aus ihrer Niedrigkeit erheben, ſobald ſie in ordentliche Geſellſchaften zuſammentreten, feſte Wohnplätze haben und bürgerliches Gewerb treiben, eben ſo bald fangen ſie an, ſich vor ihrem ehemaligen thieriſchen Betragen zu ſchämen; ſie erröthen vor dem Gedanken, fremdes Gut mit Gewalt oder Liſt an ſich zu ziehen.

Darum ſind alle weltlichen Ordnungen, alle Staaten, alle Geſetze, alle Verträge entſtanden, daß jedem Menſchen ſein Eigenthum ſicher geſtellt werde; daß Niemand ſich dasjenige zueignen dürfe, was ein Anderer mit Recht als ſein Erbtheil oder die Frucht ſeines Fleißes beſitzt. — Alle bürgerlichen Einrichtun-

n, alle Obrigkeiten ſind vorzüglich nur darum vorhanden, nen Jeden bei ſeinem Eigenthum, bei ſeinen Rechten zu ſchützen.

Derjenige, welcher ſich alſo ein fremdes Gut anmaßt, ſei es imlicher oder hinterliſtiger Weiſe, oder durch ſchändliche Gealt, iſt ein öffentlicher Feind der Geſetze, ein Zerſtörer der rgerlichen Ordnung, ein Widerſacher der Obrigkeit. — Ihn ifft der Abſcheu der Mitbürger, der Fluch des Geſetzes, das chwert der Gerechtigkeit. Er wird als ein Ehrloſer aus der eihe rechtlicher Menſchen hinweggeſtoßen; er darf nicht in der litte der Geſellſchaft länger leben, die vor ſeiner Laſterhaftigit keine Sicherheit hat. Sie verbannt ihn von ſich; ſie verhließt ihn in Gefängniſſe; ſie übergibt ihn zuletzt dem Tode, s einen unerträglichen, beſſerungsloſen Miſſethäter.

Wer ſich einmal mit der Schande beſudelte, ſich an fremem Gute vergriffen zu haben, behält auf immer die ſchmacholle Erinnerung daran. Darum geht ein Sprichwort durch die Belt: Wer einmal ſtiehlt, iſt für immer ein Dieb. — Alle Redchkeit eines nachherigen Lebenswandels kann die Erinnerung icht auslöſchen: Du haſt einmal geſtohlen und dir zugeeignet, as dir nicht angehörte!

Wie wichtig für die Unſchuld, Freude und den Adel unſerer Seele iſt es daher, daß wir uns Ehrfurcht vor fremdem Eigenhum tief einprägen, und uns ſelbſt nie durch eine Niederträchigkeit entehren, die wir mit Recht aus tiefſtem Herzensgrunde n andern verabſcheuen! — Wie wichtig iſt es, daß der Menſch, umal der Chriſt, vor jedem Eingriff in das Recht und Eigenhum ſeines Nächſten ſich bewahrt.

Aber iſt es möglich? Sollte es auch noch nothwendig ſein, aß man ein chriſtlich ſein wollendes Gemüth vor dem niedrigen und gröbſten aller Laſter warnen müſſe? Weiß nicht in nſern Zeiten faſt jedes Kind, was Eigenthum und Recht ſind? Weiß nicht faſt jedes Kind, wie es die Heiligkeit andern Gutes hren müſſe? — O daß es doch alſo wäre! — Wehe, es leben rwachſene, die auf Jeſu Namen getauft ſind; Erwachſene, die ogar glauben, eine gute Erziehung empfangen zu haben; Erwachſene, die ſogar Kenntniß, Bildung, angenehme Lebensart

haben, und ewentlich mit ihren frommen Gefühlen, mit ihrer Redlichkeit, mit ihrem Biedersinn prangen, und doch zuletzt nur zu der verworfenen Zahl der Diebe und Räuber gehören. Sie hüllen sich nicht in die Lumpen der Armuth; sie stehlen nicht aus verzweifelnder Noth; sie gehen wohlgekleidet umher; sie verheimlichen ihre Unehrlichkeit durch einen gleißnerischen Schein der Rechtlichkeit und Klugheit; sie sind eifrige Kirchengänger, scheinheilige Beter, heuchlerische Vaterlands- und Menschenfreunde, und dienen doch nur in der Stille ihrem Mammon, bereichern sich durch diebische Kunst, durch Betrug des Nächsten, durch unehrliche Handlungen. Dies sind die übertünchten Gräber, von welchen Christus spricht, daß sie auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtenbeine und alles Unflaths. (Matth. 23, 27.)

Denn nicht der allein ist ein Räuber, welcher auf einsamer Landstraße den Vorübergehenden anfällt; nicht der allein ist ein Dieb, welcher im Dunkeln der Nacht zu dir einbricht, und mit verbrecherischer Scheu dein bestes Geräth entwendet. — Es gibt auch andere Wege, auf welchen Unehrliche einherwandeln, um das geheiligte Eigenthum ihres Nächsten räuberisch anzutasten.

Verletzung fremden Gutes ist es, wenn durch heimtückischen Betrug der Christ den Christen im Handel und Wandel übervortheilt, ihn mit falschem Gewicht betrügt, ihm schlechte Waare für gute verkauft, ihn in Verträgen überlistet, ihm das anvertraute oder erborgte Vermögen verprasset, es auf gefährliche Unternehmungen und Spiele hinwirft, und mit Beschädigung derer, die ihm anvertrauten, durch muthwilligen Bankerot sich neues Eigenthum erlistet, zusammengesetzt aus der Beraubung derer, die er betrog. — Hier ist Diebstahl unter dem Mantel der unglücklichen Redlichkeit; hier ist Räuberei mit lächelndem Angesicht; hier ist diebische Frechheit im edeln Kleide.

Verletzung fremden Eigenthums ist es, wenn der Spieler, dem nach dem Gelde des Andern gelüstet, einem Andern die Leidenschaft der Spielwuth einhaucht, um ihn plündern zu können. Das Spiel ist nicht mehr für ihn eine Tändelei, eine Erholung nach den Geschäften des Ernstes; es ist

)em Elenden ein Erwerbmittel. Wohl weiß er ſich mit dem Vorwand zu entſchuldigen: Auch ich wage ja mein Eigenthum gegen das andere! — Aber er kennt ſeine Kunſt, und ſeine Ueberlegenheit und Gewandtheit. So darf auch der nächtliche Dieb ſprechen: Ich wage mein Eigenthum, ja ſogar meine Freiheit, mein Leben gegen fremdes Gut. Aber auch er vertraut auf ſeine Gewandtheit und Ueberlegenheit in der ſchändlichen Kunſt, fremdes Eigenthum ohne Mühe zu dem ſeinigen zu machen.

Verletzung fremden Eigenthums iſt es, wenn mit heuchleriſcher Liebe der Habſüchtige einen dem Tode nahen Bekannten umſchleicht, um rechtmäßige Erben zu verdrängen, und ſich einſt des Vermögens bemeiſtern zu können, das ihnen mit allem Recht zufallen ſollte. Der Erbſchleicher hüllt ſich verbrecheriſch in den Mantel einer der reizendſten Tugenden — der Freundſchaft, um Unſchuldige ihres Rechtes berauben zu können. Er beſtiehlt durch die Hand eines Sterbenden die verloſſenen, rechtlichen Erben. Er verdrängt die Blutsverwandten, und gibt ſeiner Ehrloſigkeit einen Anſtrich der Dienſtfertigkeit gegen den, nach deſſen Gut ihn gelüſtet. Er betrügt mit heimtückiſcher Schadenfreude den Sterbenden und die Lebenden, — er nennt nur Klugheit, was Diebesthat geweſen, heißt Selbſtliebe, was unehrliche Zueignung durch treuloſe Mittel war.

Verletzung fremden Eigenthums iſt es, wenn neidiſche Menſchen, gallſüchtige Verleumder die Ehre und den guten Ruf ihrer Mitbürger durch boshafte Anmerkungen verdächtig machen, üble Gerüchte eifrig verbreiten helfen, und mit leichtſinnigem Wohlgefallen Alles nachreden, was einen Schatten auf die Denkart und das Gemüth des Nebenmenſchen werfen mag. — Wie, ihr Grauſamen, ſind ehrlicher Name, guter Leumund, unbeſcholtener Ruf nicht eben ſo heilig, als anderes Gut und Vermögen? Sind guter Name und Ehre nicht ſelbſt noch höhern Werthes, als Geld, koſtbares Geräth und liegende Güter? — Iſt jede boshafte Bemerkung, wodurch ihr den Mitbürger herabwürdigt, iſt jede nachtheilige, entehrende Vermuthung, die ihr boshaft über ihn und das Seinige

äuſſert, iſt jedes Nachplaudern und Verbreitenhelfen eines ſchändlichen Argwohns, einer ihn befleckenden Sage, nicht Diebſtahl am Heiligſten, was der Menſch beſitzt? Iſt Ehrenraub nicht oft von fürchterlicherer Wirkung, als Güterraub? — Der Dieb ſchleicht mit falſchen Schlüſſeln zu den Thüren fremden Eigenthums; der Verleumder tödtet mit falſcher Zunge den guten Ruf des Mitbürgers. Der Dieb kann zuletzt noch in ſeinem Raube ſchwelgen; aber du, der du ſo gerne verbreiten hilfſt, was man Uebels vom Nachbar zu ſagen weiß, woran ergötzeſt du dich noch, wenn nun das unglückliche Schlachtopfer mit Hilfe deiner giftigen Zunge gefallen iſt?

Verletzung fremden Eigenthums iſt es, wenn Menſchen aus Mißgunſt, aus Handwerksneid, den Beifall, welchen ſich Jemand erwarb, das Zutrauen, welches er durch Redlichkeit und Güte im Handel und Gewerb verdiente, das Anſehen, welches ihm ſeine Kenntniſſe und Tugenden gewinnen, zu verkleinern oder zu ſtürzen trachten. Jedes Mißvergnügen über den aufblühenden Wohlſtand des Nächſten entſpringt aus einem verdorbenen Herzen. Denn der Neider haßt in ſeiner Ungerechtigkeit nicht nur den Nebenmenſchen, ſondern auch das Werk der göttlichen Vorſehung, die den Mitbürger geſegnet, die ihn hervorgehoben hat. Der Neider wagt es, über den Werth der Andern beſſer zu richten, als Gott; oder jenes Mißvergnügen des Neides ſtammt aus einem ſchwachen Verſtande, welcher gewiſſen Gütern einen höhern Werth beilegt, als ſie verdienen. Immer ſind die Bemühungen des Neides verbrecheriſch. Ein Räuber iſt, wer das öffentliche Zutrauen vernichten will, welches Jemand durch Fleiß, Glück und Klugheit zu erwerben wußte; wer es zerſtören will, um ſich in die Vorzüge zu ſetzen, die der Andere genoß. Wodurch iſt er vom gemeinen Diebe getrennt? Ehrlos iſt beider Mittel, ſich Eigenthum zu gewinnen. Der Räuber ſtiehlt den Lohn des Fleißes, die Frucht des Erwerbs. Der geſchäftige Brodneid ſtiehlt die Quellen des rechtlichen Erwerbs, Kredit und Zutrauen des Nebenmenſchen.

Verletzung fremden Eigenthums iſt es, wenn diejenigen, deren Redlichkeit das Gut Anderer vertraut ward,

ſchlechte Verwalter deſſelben ſind; wenn ungetreue Vormünder das Hab und Gut der Waiſen und Wittwen durch ſchmähliche Mittel an ſich ziehen, oder durch Nachläſſigkeit verwahrloſen; wenn Vorgeſetzte die Güter und das Vermögen milder Stiftungen und menſchenfreundlicher Anſtalten zu unerlaubten Zwecken benutzen; wenn ſie die Einkünfte und Zinſen, ſo ſie zu verwalten beauftragt ſind, zum Theil für ihren eigenen Vortheil anzuwenden ſuchen, oder in ſchwelgeriſchen Gaſtmälern und Feſten zum Theil vergeuden.

O ihr ehrwürdigen Stifter frommer Vermächtniſſe und gemeinnütziger Anſtalten, könntet ihr euch aus euern Gräbern aufrichten, und die Anwendung eurer Gaben ſehen: wie oft würde ſich euer Blick voll Unwillens von den Schwelgern hinwegwenden, denen das vertraut wurde, was ihr der weinenden, verlaſſenen Armuth geweiht hattet! Könntet ihr aus euern Gräbern heraufſteigen, tugendhafte Väter und Mütter, die ihr eure verwaiſeten Kleinen der Obhut und Liebe redlicher Menſchen anzuvertrauen glaubtet: wie oft würde ſich jammervoll euer Blick vom Schickſal eurer hinterlaſſenen Lieblinge hinwegwenden! — Jene Heuchler, ſie ſprechen von Barmherzigkeit gegen Wittwen und Waiſen, in deren Gut ſie ihre unreinen Hände waſchen; ſie feiern den Stiftern frommer Anſtalten Feſte, damit ſie die Zinſen von Vermächtniſſen zum Theil verſchwelgen können, die den Nothleidenden angehören. Ihr ſeid es, die an der Armuth Raub begehen, und die Todten beſtehlen. Ihr ſeid es, denen Jeſus Chriſtus das Wehe zuruft, wie den heuchleriſchen Phariſäern, die der Gerechten Gräber ſchmücken, und inwendig voller Untugend ſind. (Matth. 23, 28. 29.)

So ſind noch vielerlei Arten, durch welche fremdes Eigenthum verletzt wird. Ach, wer möchte die mannigfaltigen Mißgeſtalten des Laſters und Verbrechens zählen? Ich will es nicht. Solch ein Anblick empört das tugendhafte Gemüth. Die reine Seele wird ſich unter ſolchen Gräueln fremd auf Erden, und klagt: Wohne ich unter denen, deren Knie ſich vor Gott beugt?

Ehrlichkeit iſt ſelbſt noch keine Tugend, und doch kann Kei-

ner den Namen des Chriſten tragen, ohne ein redliches Gemüth zu haben. Ehrlichkeit iſt an ſich ſelbſt keine Tugend, ſondern nur Abweſenheit des Verbrechens. Denn ehrlich iſt ſchon Jedermann, der nicht ſtehlen, berauben, betrügen will; ehrlich iſt, wer Niemanden übervortheilt, Niemanden um Ehre und guten Namen betrügt. Aber der Menſch, blos ohne Laſter, ohne Verbrechen, iſt noch kein Chriſt. Was thut ihr Sonderliches, ſagt Jeſus, wenn ihr zu euern Brüdern freundlich redet, wenn ihr ihnen nichts Uebels thut? Thun nicht die Heiden auch alſo? (Matth. 5, 47.)

Aber ſtrenge Ehrlichkeit, Rechtſchaffenheit in Verwaltung fremden Gutes, Achtung gegen Anderer Eigenthum und Recht, iſt die erſte, unentbehrlichſte Grundlage zur Tugend; ohne ſie iſt keine Liebe, kein Werk der Herzensgüte gegen Mitmenſchen möglich.

Darum ſei Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum das erſte Geſetz aller meiner Handlungen im Umgang mit Menſchen. Die Rechte Anderer müſſen und ſollen für mich jederzeit einem unerſetzlichen Heiligthum gleichen. Und wenn ich Noth leide, wenn ich mit den Meinigen in bitterer Verlegenheit traure, wenn mich irgend eine Ungerechtigkeit dann retten, irgend ein Betrug dann bereichern könnte — verflucht ſei der Gedanke, welcher zu ſolcher Schandthat in meine Seele dringen möchte! — — Ich kann leiden; aber durch Habſucht und Betrug will ich keine Leiden mehr in der Welt machen. Ich kann weinen; aber durch Verleumdung, durch Mißgunſt will ich keinem andern Auge Thränen erpreſſen. Ich kann arm ſein; aber durch Verrätherei und Hinterliſt will ich niemals mir das Geringſte von fremdem Vermögen zu eigen machen. Mein Troſt ſei Gerechtigkeit, mein Reichthum ein reines Herz, meine Hoffnung Gottes Segen!

Chriſtlicher Vater, chriſtliche Mutter, präge deinen Kindern ſchon früh, ſchon in der zarteſten Jugend, Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum ein! Sie ſei ihrem Herzen das heiligſte Gebot! — Mit unerbittlicher Strenge ſtrafe jede ihrer Neigungen, ſich durch Schlauheit oder Gewalt etwas zuzueig-

nen, woran sie kein Recht haben, oder fremdes Eigenthum boshafter Weise zu verletzen und zu verderben. Auch gegen das kleinste Unrecht, welches sie mit kindischem Muthwillen verüben, sei nicht gleichgültig. — Erinnere dich, erinnere sie an die Geschichte aller Unglücklichen, welche ihr ehrloses geschändetes Leben zuletzt unter dem Schwerte des Gerichts, oder in den Fesseln des Kerkers beschlossen. Erinnere dich, erinnere sie, wie jene bejammernswürdigen Verbrecher die ersten Uebungen der Ungerechtigkeit im Spiel, nur in Kleinigkeiten versuchten, und mit grobem Betrug, mit treuloser Verwaltung, mit diebischer Antastung fremden Vermögens, mit gewaltthätiger Räuberei endeten. — Erinnere dich, erinnere sie, daß Sparsamkeit, Fleiß und Genügsamkeit das Glück des Lebens, den Wohlstand jedes Hauses gründen; daß Ehrlichkeit des Gemüths am leichtesten und sichersten das Vertrauen der Welt erwirbt; daß redlich gewonnenes Vermögen am längsten dauert und göttlichen Segens gewiß ist. Erinnere dich, erinnere sie, daß auch Noth und Verzweiflung uns zu keiner Ungerechtigkeit Erlaubniß geben, sondern daß Gottes Vatergüte für uns sorgt, daß ihr Beistand am nächsten ist, wenn unsere Verlegenheit und Angst am größten ist.

Oft, mein Vater und mein Gott, oft und vielfach habe ich das im Laufe meines Lebens erfahren! Wenn alle Hilfe mir fern schien, warst Du mir nahe! Wenn ich nach Trost mich umsah, dann kamst Du selbst, mein Retter! — Warum sollte ich denn meinen Brüdern schmälern oder rauben, was Du ihnen gabst? Warum sollte ich ihnen mißgönnen, was Du ihnen gestattet hast? Warum sollte ich mich mit ungerechtem Gute bereichern, auf welchem Dein Segen nicht ruhen mag? Was hälfe es mir denn, wenn ich die ganze Welt gewönne, und Schaden litte an meiner Seele? — Warum sollte ich die Ruhe meines Gewissens vertauschen gegen ein unrechtmäßiges, irdisches Gut, das vielleicht noch früher vergeht, als mein Leib im Grabe? — Nichts von Allem rette ich mit hinüber in das künftige Leben, nicht Ansehen, Würde, Ehrenstellen, nicht Gold und Gut und Macht; nur das freudige Gewissen bleibt mir treu in der Todesstunde;

nur die Tugendkraft meines unſterblichen Geiſtes geht mit mir in das Reich der Ewigkeit über.

Nie wehe, wie ein Fluch, der Seufzer einer durch mich bedrängten Wittwe über meine Handlungen! Nie falle, wie ein Schwert, die Thräne einer durch mich betrogenen Waiſe auf meine Seele! Nie miſche ſich ein Sündengeld unter mein Vermögen, daß es nicht Unglück erzeuge, ſtatt Segen!

38.

Was der Menſch werth iſt.

1 Moſ. 39, 6.

Ich will die Welt verachten,
Wenn mich ihr Zauber rührt,
Will nicht nach Gütern ſchmachten,
Die man ſo leicht verliert; —
Will jede Leidenſchaft
Im erſten Ausbruch dämpfen,
Und ſie als Chriſt bekämpfen
Durch Gottes heil'ge Kraft.

Soll ich nach Schatten laufen,
Zu des Verderbens Rand?
Ich ſelber mich verkaufen
Um einen flücht'gen Tand?
Nein, was mein Herz verehrt,
Iſt göttlich, iſt nicht Bürde! —
Ich fühle meine Würde!
Ich fühle meinen Werth!

Nur Du, Gott, hör' mein Flehen;
Laß mich im ernſten Streit
Mich ſelbſt nicht hintergehen,
Gib mir Entſchloſſenheit!
Mein Glaube lehre mich
Mein eig'nes Herz bewachen,
Es unbeſiegbar machen,
Und ſiegreich ſein durch Dich.

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung im menſchlichen Leben, daß Jeder auf ſich ſelbſt den höchſten Werth ſetzt; Jeder die ganze Welt behandelt, als wäre ſie nur allein ſeines Vortheils willen vorhanden; Jeder ſich gleichſam für den Mittelpunkt be-

trachtet, um den sich Alles Andere bewegt: und daß dennoch so Viele bei all diesem Eigendünkel Sklaven eines Andern, oder Leibeigene eines höchst unwichtigen Gegenstandes ihrer Begierden werden können. — Diese Widersprüche in der Brust des Sterblichen, dieser ungemessene Stolz neben aller Gefühllosigkeit des eigenen Werthes, diese nimmersatte Selbstsucht neben einer verächtlichen Geringschätzung, sind so gewöhnlich, daß es nur noch auffällt, warum selbst klügere Personen durch diese Wahrnehmung nicht aufmerksamer auf sich selbst werden! —

Jeder hat einen Preis, um welchen er sich weggibt! sagt das Sprichwort. Und wie wahr, wie tief aus der menschlichen Natur entlehnt ist der Inhalt dieses Wortes! — Wer schlau oder Menschenkenner genug ist, weiß bald am Andern zu beurtheilen, um wie viel er feil ist; darnach behandelt er ihn. Ist der Preis gering, macht er den Thoren zu seinem Diener.

Jeder Mensch hat einen Preis, um welchen er sich weggibt. Es lächelt der Hochmüthige und spricht: Wohl mag es der Schwachen genug geben, welche um ein Spottgeld ihr Leben, ihre Ehre, ihre Rechtschaffenheit weggeben; schändliche Richter, die sich durch Geschenke einnehmen lassen; feile Wollüstlinge, die durch einen neuen Anlaß zu Ausschweifungen verführt werden können, Unschuld, guten Namen, Ehrlichkeit, Alles zu vergessen; aber gebet mir Millionen und alle Freuden der Welt, nie werdet ihr mich dadurch zu einer Niederträchtigkeit erkaufen! So spricht er, und fühlt es, was er spricht. Doch saget ihm Schmeicheleien, und er wird sich gefangen geben; bietet ihm Ehrenbezeugungen, Titulaturen und mächtigeres Ansehen, er wird für den glänzenden Zweck ein ganzes Land ins Unglück stürzen; lasset ihn in verzweiflungsvolle Umstände treten, die, wenn sie bekannt werden, ihn um Hochachtung und alle Würde bringen: er wird, einem Rasenden gleich, gegen Alles wüthen; er wird heimlich zum Betrüger, zum nichtswürdigen Dieb, zum Meuchelmörder, ja, fruchtet Alles nicht, zum Selbstmörder werden können! — O ihr unglückseligen Länder, wie viel tausend glückselige Familien wurden schon mit Jammer erfüllt, um

einiger Menschen Ehrgeiz! Wie mancher ließ Vermögen, Freundschaft, Liebe, und selbst das eigene Leben fahren, um nur seinen Namen, die Ehre seines Hauses zu retten! — Er war also um einige Ehrenbezeugungen feil, die er nicht verlieren, nicht überleben wollte.

Er handelte wohl thöricht, ruft ein Anderer, so wie Jeder, welcher sich um den leeren Schaum des Ruhmes Sorgen und Kummer aufbürdet. — Was kann uns auch daran liegen, ob die Leute uns mehr oder weniger äussere Achtung bezeugen? Wer kennt die Welt nicht; wer nicht den Wankelmuth im Urtheil der Sterblichen? Wen sie heute vergöttern, den verspotten sie morgen. Sie beugen sich vor dir mit dem Haupte, aber im Herzen bist du ihre Verachtung. Je mehr Ansehen, um so viel mehr Neid und verdrießliche Nebenbuhlerei. Nein, für solchen Preis opferte ich nicht Glück und Frieden meiner Tage und die Grundsätze meiner Handlungsweise hin, geschweige das Leben selbst. — So spricht er, der sich vielleicht um einen noch weit geringern Preis weggibt. Ladet ihn zu Gaste, er wird euch liebkosen, wenn er auch von eurer Unwürdigkeit die offensten Beweise hätte. Setzet dem Lüsternen seltene Weine vor, er wird sich freudig berauschen, und in der Trunkenheit seine und seiner Freunde Geheimnisse verrathen, die unanständigsten Reden zu führen keine Scham haben, und in alle Schändlichkeiten einwilligen. Lasset ihn verarmen, daß er nicht mehr den bisherigen Aufwand, die bisherige Schwelgerei fortsetzen kann: er wird sich nicht mit geringem Trank, mit schlechter Kost begnügen, er wird den Verlust aller gewohnten Bequemlichkeiten nicht ertragen können, und den Tod lieber, als solch ein trauriges Leben begehren. O wie mancher reiche Prasser, wenn er nun verarmte, ward sein eigener Henker, weil er glaubte, nicht mehr mit einem geringen Vermögen leben zu können, was doch zur Unterhaltung mehrerer genügsamer Familien hingereicht haben würde. Dieser Elende war also um einige volle Schüsseln, um den Saft seltener Trauben, um eine glänzende Behausung zu jedem Verbrechen feil.

Doch ein solcher gehört auch zum gemeinsten Auswurf der

nschheit! ruft ein Anderer: Nie würde ich mich ganz zum
er herabwürdigen, und nur leben für den Kitzel des Gau-
is. Was liegt an Schwelgereien und Festen? Es ist genug,
man sich sättige. Was an Ehrenämtern? Genug, wenn
i nicht über Verachtung und Haß zu klagen hat, und unge-
t durch fremde Bosheit für sich dahin leben kann. Nein,
solchen Preis Freundschaft, Liebe, Seelenruhe und Leben
schleudern, heißt auf der niedrigsten Stufe der Verworfen-
stehen. So spricht er. Aber dieser, welcher alle Andern
lt, daß sie sich so wohlfeilen Preises weggeben, um welchen
r mit all seinen tugendhaften Grundsätzen selbst feil? —
lt die Spieltische zurecht, lasset die Karten, die Würfel
i Schimmer der Kerzen glänzen; sammelt Gesellschaft zum
en Wechsel des Glücks — und hinweg ist jeder edle Stolz!
drängt sich hinzu, der Unglückselige! Er, der sonst der ge-
vollste Mensch sein mag, wird nun hartherzig gegen Ande-
Verlust; er, sonst der redlichste Mann in seinen Geschäften,
eiht sich nun, eines schändlichen Gewinnes willen, jede Be-
erei, wenn sie nur unentdeckt bleibt; er, sonst der zärt-
e Vater, der treueste Gatte, wird nun, von seiner höllis
n Sucht ergriffen, ihrer nicht mehr gedenken. Er spielt
verspielt ihr Hab und Gut. Ihr Jammer rührt ihn nicht;
Thränen, ihre Beschwörungen, die Warnungen seiner
unde und Vorgesetzten, das Achselzucken seiner Untergebenen
Alles ist vergebens. Er spielt, und wendet endlich das Glück
falsche Antlitz von ihm ab, steht er da, ohne Vermögen,
e Hilfe, verhöhnt von denen, die sich in seinem Gute thei-
— dann führt ihn Verzweiflung und Reue zu jedem Wage-
des Böswichts. Er wird, um nur spielen, um sein Ver-
es wieder erbeuten zu können, anvertraute Gelder unter-
igen, Obrigkeiten betrügen, Handschriften verfälschen, fal-
Eide ablegen können — Alles können, bis die Wellen des
lücks über ihn zusammenschlagen, und er mit verruchter
d ein ruchloses Leben endet. O wie mancher, der wegen
rer vortrefflichen Eigenschaften höchst schätzbar gewesen,
ete sich und die Seinigen ohne Rettung durch die Wuth der

Spielbegierde zu Grunde! Dieser war also um ein Geist und Gesundheit verderbendes Vergnügen feil, am Tische der Karten und Würfel von Angst und Lust durch den schnellen Umschwung des Glücks ergötzt zu werden.

Jeder Mensch hat seinen Preis, um welchen er sich weggibt. — — Und also auch du! — Um welchen bist du mit deinem Glauben, mit deiner Unschuld, mit deiner Ehrlichkeit feil? — Du stehst betroffen da? Du zweifelst, daß es einen Preis in der Welt gebe, um welchen du dich um die Ruhe dieses und die Seligkeit jenes Lebens hinbötest? — Wie, warst du gegen Versuchungen bis heute so standhaft, daß dich keine, auch die reizendste, nicht bezwungen hätte? Wandtest du dich immer, wenn deine Redlichkeit, deine Keuschheit, deine Zufriedenheit, deine Treue in Gefahr kamen, schaudernd von der lockenden Sünde hinweg, wie Joseph einst in der Versuchung, als er rief: Wie sollt' ich ein so großes Uebel thun, und wider den Herrn meinen Gott sündigen? (1 Mos. 39, 9.)

Es ist möglich, die Spielwuth rührt dich nicht; aber auch nicht die Eitelkeit? Und wenn dich Eitelkeit zu keinen Fehlschritten und Selbstentwürdigungen verleiten könnte, auch nicht der Haß gegen Andere? Und wenn nicht der Haß, auch nicht der Stolz? Und wenn nicht der Stolz, auch nicht der Hang zur Wollust? Und wenn nicht die Wollust, auch nicht die Begierde nach Gewinn und Reichthum? Und wenn nicht der Reichthum, doch die Furcht vor Schande? Und wenn nicht Schande, doch Trotz gegen Andere oder auch Schadenfreude? Wehe, wollt' ich die Reihe der menschlichen Schwachheiten durchzählen, du gäbest dich vielleicht um mehr als einen Preis weg. Tadle nicht den freiwilligen Krieger, der um geringe Besoldung Blut und Leben wagt. Ihm ist die geringe Besoldung höchste Nothwendigkeit zu seiner Erhaltung; du bist vielleicht verhältnißmäßig um weit geringern Sold dienstbar! — Tadle nicht den Schiffer, welcher auf gebrechlichem Fahrzeuge den ungetreuen Wellen des Meeres und den Tücken der Sturmwinde sich preis gibt, weil er nur Weniges gewinnen kann, wenn

gleich mit Lebensgefahr. Es ist ja sein Beruf und Gewerb; aber du, um vielleicht weit flüchtigern und nichtigern Gewinn, wagst Ehre, Wohlstand, Tugend und häusliches Glück auf weit bedenklichere Handlungen hin.

Jeder Mensch hat einen Preis, um welchen er sich weggibt. Welches wäre dein Preis? Hast du deinen eigenen Werth schon jemals erwogen? — Gehe hin in dein Kämmerlein, und prüfe dich selbst in einem ernsten Augenblick des Nachdenkens, um welches Gut du feil sein könntest. — Untersuche deine Handlungen nur seit dem vergangenen Jahre; untersuche deine geheimen Gedanken und verschwiegenen Wünsche nur seit einigen Wochen! — O du wirst sie bald erkennen, deine Schwächen, welche kein Versucher allzustark berühren dürfte, daß er nicht eben so schnell den Preis gefunden hätte, um welchen deine Tugend, dein Christenthum, dein Himmel auf Erden, deine Ewigkeit feil wären. — Du schauderst? Du magst nicht in dein Innerstes sehen? — O, wenn dir die Fortdauer deiner Tugend, wenn dir dein Christenthum, dein Himmel, deine Ewigkeit werth sind, so meide den Anblick deiner selbst nicht! Daß du dich, deine Todesschwäche und die gräßlichen Klippen erblickst, bei welchen deine Seele jeden Augenblick in Gefahr schwebt, — ach, es ist ein großer, entscheidender Augenblick in deinem Lebenslaufe. Vielleicht von eben diesem Augenblicke, der dich überrascht und zur Selbsterkenntniß bringt, hängt es ab, ob du dich jemals mit Allem, was dir sonst heilig ist, um irgend einen schnöden Lohn, um irgend eine Befriedigung niedriger Gelüste, um irgend einer schwachen Bedenklichkeit willen, weggeben wirst; oder ob du, mit hoher Selbstbeherrschung, dir und deinem Gott immerdar angehören kannst.

Jedermann hat einen Preis, um welchen er sich weggibt! Kennst du den deinigen, kennst du deinen eigenen Werth?

Ach, ich senke beschämt, o Allwissender, die Augen vor Dir nieder. Ich bin nicht würdig der Treue und Huld, welche Du mir von früher Jugend auf erwiesen! Wie erhaben ist die Würde, welche Du mir verliehen; wie elend der Werth, welchen ich auf mich selbst setzte! — Ich bin Dein Geschöpf, o

Gott, Dein Kind, o Vater voller Gnaden, und ich — — ach ich gebe mich und Deine Gnade um Staub und Tand, um irgend eine rohe Freude weg. — Ich bin ein Mensch. Hoch stehe ich auf der Stufenleiter der gottgeschaffenen Wesen; hoch über den Miriaden anderer Geschöpfe, welche nicht die Vernunft, nicht die Erkenntniß, nicht die Offenbarung haben, wie ich: und doch ich vergesse und vernichte, mich selbst entehrend, meine angeborne Menschenhoheit um Dinge oft, die selbst das tief unter mir stehende Thier nicht achtet. In meiner Seligkeit, in meinem Hoffen und Lieben, Verabscheuen oder Begehren entarte ich nur zu oft zum Thiere! —

Ich bin zur Unsterblichkeit gerufen! Für mich stehen die Pforten einer Ewigkeit offen, deren Wonnen ich hienieden in ihrer beseligenden Kraft kaum ahnen kann. Ach, tausend andere Wesen sterben ringsum jährlich zu meinen Füßen hin. Sie waren, und sind nicht mehr. Nur ich, erhabener als sie, von Gott erleuchtet, nur ich bin zur Unsterblichkeit geboren. Und wie, wodurch habe ich dieses hohe Loos vorzugsweise vor Millionen anderer erschaffenen Wesen verdient? Wehe, ich verkaufte schon den Adel meiner Seele um den niedrigsten Preis meiner sinnlichen Gelüste, meiner Einbildungen oder menschlichen Vorurtheile! Ich gab, o wie oft, die Ruhe meines Lebens weg, um irgend einen Groll zu befriedigen, irgend eine Eitelkeit zu stillen, irgend eine Begierde zu sättigen! Ich gab mich weg, und meine Ansprüche auf Vollkommenheit und ewiges Wohl, für eine Hand voll Vergänglichkeit! — — Ich bin erkauft und erlöset vom Tode durch Jesu Blut und Leiden! Er, der Gottmensch, kam, und zeigte mir den Weg zum Vater; durch seine Lehre heiligte er meinen Geist; auf Golgatha besiegelte sein Opferblut das heilige Werk der Erlösung! — Wehe mir, wenn mich Versuchung reizte, wie wenig achtete ich auf Jesu Lehre, durch die er mich von Sünden reinigen wollte; wie wenig übte ich die Werke des Glaubens, während ich die Worte des Glaubens leichtsinnig bekannte! Ich gab mich und Jesu Erlösungswerk hin, um einen verbotenen Wunsch zu befriedigen, der mich nur zu bald wieder gereute.

Wie schwach, wie nichtswürdig bin ich oft gewesen, ich Gottgeschaffener, Erhabener, zur Ewigkeit Erkorner, durch Jesum Erlöseter!

Ein banger Schauer durchdringt mich. Warum bin ich so tief oft gesunken? Fehlte es an Warnung und Lehre? Warnten nicht Jesu Worte, nicht Aeltern, Verwandte, nicht theure Gelübde, nicht ernste Schicksale, die mir die Folgen des Unrechts zürnend vorspiegelten? — Warum hatte ich so selten die meiner hohen Bestimmung würdige Selbstbeherrschung, durch welche allein ich mich über das Thier erhebe, welches nur von seinen Leidenschaften und blinden Trieben geleitet wird? Welchen Lohn hatte ich denn davon, daß ich mich hingab? — Ach, flüchtige Lust, nur allzuoft langes Leiden, großen und bittern Verdruß. Warum sind denn so viele Menschen innerlich unglücklich? Ach, sie haben sich um einen schlechten Preis weggegeben, und büßen nun, wie Sklaven ihre Thorheit von jeher gebüßt haben.

Wohl mir, daß diese Stunde mich so überraschend in mich selbst zurückführt. Sei mir gegrüßt, du Segensvolle, dich hat die Sorge und Langmuth meines Gottes gesandt! Ich kenne den schnöden Preis, um welchen ich mich wegzugeben immer Gefahr laufe — fern sei er von mir. — Und wenn die Reizungen sich zu meiner eigenen Herabwürdigung wieder in mir erneuern, will ich emporblicken zum Himmel, zu meiner ewigen Bestimmung, zu dem, der für mich in Gethsemane blutigen Schweiß vergoß, und sprechen: Wie sollte ich ein so großes Uebel thun und wider den Herrn meinen Gott sündigen?

Staub kann wohl gegen Staub, Waare gegen Waare vertauscht werden; aber nie die Vollkommenheit meines Geistes gegen Stillung roher Neigungen; nie meine innere beständige Zufriedenheit für einen augenblicklichen Rausch der Sinne und des Herzens. Was hätte ich davon, wenn ich die ganze Welt gewänne, und nähme Schaden an meiner Seele?

Jesu Christi Wahrheiten, des Christen Tugend, Gottes Wohlgefallen sind um keinen Preis wegzugeben; oder was hätte m ganzen Weltall noch einen Werth, wenn nicht das Gött-

liche? Dafür opferte der Gottmensch selbst sein heiliges Leben auf, als ihn die Welt der Sünder verdammte; dafür starben unter ihren Qualen die heiligen Boten Jesu — dafür ertrugen die ersten Christen und Christinnen freudig Armuth, Verfolgung, Schande, Ketten und Foltern, und freudig den Tod. Darum prangt noch heute herrlich der Name dieser Gerechten im Gedächtnisse der Welt und in den Büchern des Himmels. Ihre Seelengröße, die Kraft ihrer Selbstbeherrschung entzückt uns noch heute. Ja, es gibt noch etwas, das erhabener ist, als die Macht der Welt, als Erdenwürden, Tonnen Goldes, Schmeicheleien der Schönheit und des Ruhmes, und als Alles, was die Sinne bewundern mögen. Es gibt noch Etwas, das nicht feil ist um alle Herrlichkeiten des Lebens, die uns die verbotene Lust anpreisen mag, wie einst der Versucher dem Heiland anbot in der Wüste und auf dem Berggipfel. Es ist die Gottähnlichkeit eines tugendhaften Geistes, dessen Blick über den Staub des Hierseins in das Ewige emporgerichtet ist!

Und diese Gottähnlichkeit — o wie weit bin ich noch von ihr entfernt! Ach, darf ich Schuldbeladener zu Dir, Erbarmer, — darf ich hinaufblicken? Darf ich noch zu Dir beten, Vater? Ich schaudere vor meiner eigenen Entwürdigung. —— Gott! Gott! Ich möchte beten! — — Gott, sei mir armen Sünder gnädig! Amen.

39.

Die Blinden und Taubſtummen.

Matth. 9, 27 — 33.

Wenn wir vor Begierde brennen,
Und den Engeln gleich uns freu'n,
Wo wir Andern helfen können,
Andern unſer Leben weih'n;
Wenn wir Taube zwar nicht hören,
Aber Dich, Gott, kennen lehren;
Blinden zwar nicht das Geſicht
Geben können, doch dein Licht:

Welch' ein Heil, Gott, ſchon auf Erden,
Engeln an Vollkommenheit
Immer ähnlicher zu werden,
Aehnlich einſt der Seligkeit!
Laßt uns nicht in eiteln Träumen
Dieſes große Heil verſäumen;
Lehr' uns Deine Wege gehn,
Einſt, wie ſie, Dich auch zu ſehn.

---

s Jeſus Jairi Tochter aus den Armen des Todes wieder er-
lt hatte, und das ganze Land voll des Rufes ſeiner Wun-
kraft ward, folgten ihm auch, wie der Evangeliſt Matthäus
27 — 33.) erzählt, glaubensvoll zwei Blinde nach, die
ien und ſprachen: Ach, du Sohn Davids, erbarme dich
er! Und da er heimkam, traten die Blinden zu ihm. Und
us ſagte zu ihnen: Glaubet ihr, daß ich euch ſolches thun
n? Da ſprachen ſie zu ihm: Herr, ja. Da rührte er ihre
gen an, und ſprach: Euch geſchehe nach euerm Glauben!
ihre Augen wurden geöffnet. Chriſtus befahl ihnen, zu
veigen von dem, was er ihnen gethan. Er forderte keinen
hm, kein Lob, keinen Dank. Aber vergebens. Die entzück-
ſehend gewordenen Blinden verkündeten im ganzen Lande
Wunderthaten des Heilandes, die er durch Gotteskraft an
en verrichtete. Da brachte ihm das Volk einen Menſchen,
war, wie der Evangeliſt nach damaligen Begriffen der Leute
bet, ſtumm und beſeſſen vom Teufel. Denn was in jenen
hern Zeiten, wo noch viel Aberglauben und Unwiſſenheit
rſchte, irgend Böſes in der Natur oder irgend unerklärlich

Krankhaftes an Menschen gefunden wurde, pflegte man den Einwirkungen des Teufels zuzuschreiben. Auch noch heutiges Tages haben wir viele der nämlichen Krankheiten, die damals herrschten; aber weil man sich gegenwärtig dieselben besser erklären kann, hält man sie keineswegs mehr für die Frucht teuflischer Besitzungen. Sogar Nachtwandler und Mondsüchtige, die mit geschlossenen Augen umhergehen, und im Schlafe alle Geschäfte, auch die schwierigsten, oft glücklicher als im Wachen, verrichten, wurden damals für Besessene gehalten, und sie heilen hieß eben so viel, als den Teufel von ihnen austreiben zu können. (Matth. 17, 14—21.)

So ward denn auch der Teufel von jenem Stummen ausgetrieben, das heißt, Jesus heilte ihn von seinen Gebrechen, und alles Volk verwunderte sich, und sprach: Solches ist noch nie in Israel gesehen worden.

Waren nun die Blindgebornen, die Tauben und Stummen ein so besonderer Gegenstand des Erbarmens für unsern Herrn: warum sollten sie es weniger für mich sein? Ist er nicht in aller Tugend mein Vorbild? Bin ich nicht in jeder heiligen That zu seinem Nachfolger geweiht?

Wenn ich nur daran denke, wie viel tausend Freuden der Blindgeborne entbehren muß, die mir ungerufen von allen Seiten in die Seele strömen! Ach, für ihn schmückt sich die Natur vergebens mit ihrem ganzen Blumenschmuck. Für ihn kleiden sich vergebens Thal und Hügel, Wald und Wiese in ihr leuchtendes Grün, und vergebens strahlen Abends und Morgens die Gewölke vom feurigen Golde. Warum führet ihr ihn hinaus in die reizendsten Gärten, wo eure Blumen in den Beeten mit tausendfach ändernden Farben prangen? Er sieht sie nicht!

Von Kindheit an entbehrt er. Das blinde Kind steht einsam, in ewige Finsterniß verstoßen, und kann sich nicht mit Gespielen freuen, wie die andern. Es hört jauchzen und kann nicht mitjauchzen. Es vernimmt von ihren Spielen und kann sie nicht mitspielen. Es hat Aeltern, es hat Geschwister und kennt sie kaum. Stehen sie einen Schritt von ihm entfernt, so hat es sie verloren. Aller Ersatz, welchen ihr dem armen Kinde geben

wollet, ist für seinen Verlust zu klein. Selbst was ihr ihm gebet, es nimmt es, und erblickt es nie.

Und je älter es wird, je empfindlicher wird sein Unglück, je größer die Zahl seiner Entbehrungen. Ihr tretet frei und unabhängig ins Leben hinaus: der arme Blinde bleibt immer, wie in den ersten Jugendtagen, der Aufsicht, Leitung und Pflege Anderer bedürftig; immer ist er von Gefahren umringt, vor welchen man ihn beschützen muß. Er möchte arbeiten, nützlich sein, und kann es nicht. Was sollte er lernen, welche Kunst könnte er treiben, wer will sie ihn lehren? Ihr schließet Freundschaften; ihr sehet das Lächeln eurer Geliebten; ihr leset euer Glück in fremden Augen Der Blinde ist einsam, wie ein Verstoßener, und in die Freundschaft für ihn mischt sich die Regung des Mitleids. Er hört von Gott, von den Wundern des Allmächtigen. Ihr redet ihm von der Pracht eines hellgestirnten Himmels, von dem Glanze und den unermeßlichen Fernen jener Welten. Umsonst. Ewige Finsterniß bedeckt sein Auge; er hat von der Herrlichkeit seines Gottes nur dunkle Vorstellungen. Aus seiner langen Nacht wird nie eine Sonne hervorgehen.

Und doch ist er noch reich und glücklich zu preisen an der Seite des Taubstummen. Denn obwohl dieser das Tageslicht erblicken kann, ist ihm doch viel Köstlicheres, als Alles, entzogen, die Sprache, diese Mittheilungsgabe der Seelen. Er sieht die Pracht der Natur, aber für ihn ruht sie im ewigen Schweigen des Todes verloren. Der Strom rauscht vergebens, der Donner hallt umsonst am Gebirge; keine Stimme dringt bis zu ihm. Er sieht die Sterne des Himmels leuchten; aber wer deutet ihm ihre Bestimmungen, und erklärt ihm ihre Fernen? Wer sagt ihm von dem Dasein Gottes, seines Schöpfers, von dessen Macht und Weisheit und Erbarmen? Ach, nur dunkle Ahnungen erheben sich darüber in seinem Gemüthe, und er kann sie nicht aussprechen, und sie keinem verständigen. Er sucht seinen Gott, den Urheber aller Dinge; ach, und die ganze Welt schweigt gegen ihn. Wo soll er ihn finden und verehren? Auch für ihn starb Jesus den Opfertod am Stamm

des Kreuzes; er erfährt es nicht. Die ganze Menſchheit iſt für ihn nicht älter, als er ſelbſt iſt; er weiß von keinen vorhergegangenen Jahrtauſenden und den Schickſalen ſeiner Vorfahren; er weiß nicht, woher Alles kam und geworden iſt, wie es nun iſt, und begreift nicht, was daraus werden wird. — O der beklagenswürdige Unglückliche! Niemand klärt ſeine verworrenen Vorſtellungen auf, und berichtigt die Urtheile ſeines Verſtandes. Das Weltall, wie ſein eigenes Leben, bleiben ihm ein unauflösliches Räthſel. — Selbſt das freundliche Wort ſeines Vaters dringt nicht zu ihm. Umſonſt koſet ihn die Mutter mit ſchmeichelnden Namen: er hat nie den rührenden Ruf der betrübten Mutter vernommen. Er, wenn er leidet, muß ſich ſelber tröſten; Keiner kann ihm Troſt geben, und die Stimmen der Freundſchaft gehen an ihm vorüber, als wäre er nicht zur Gegenliebe geboren. Das große All der Welt iſt nur ein ſtilles, glänzendes Grab, das Leben ein ſtummer, bedeutender Traum; und jeder andere Menſch erſcheint ihm wie ein wunderbares Weſen höherer Art.

Wohl will ich mich dieſer Blindgebornen und Taubſtummen erbarmen, wie ſich auch Jeſus Chriſtus, der göttliche Menſchenfreund, ihrer herzlich erbarmt hat. Ja, wir, denen Gott die Gabe des Geſichts, des Gehörs, der Sprache verlieh, ſtehen allerdings als beglücktere, höhere Weſen ihnen gegenüber. Und wie noch erhabenere Geſchöpfe, Engel, Seraphim, auf der unendlichen Stufenleiter der Weſen über uns vorhanden ſein mögen, die, mit noch ganz andern Sinnen, als wir, bekleidet, die Herrlichkeit Gottes klarer ſchauen, und größerer Seligkeiten fähig ſind, als wir: ſo ſind auch wir ſchon auf Erden im Beſitz unbeſchreiblich hoher Vorzüge und vieler Freuden, welche Blindgeborne entbehren müſſen. Darum ſollen wir ihnen mit unſern von Gott empfangenen Gaben dienen; wir ſollen ihre Schutzengel ſein, und uns gleich Engeln freuen, ſie zu Gott führen zu können. Eben dies vielleicht iſt einer von den Zwecken der himmliſchen Vorſehung geweſen, warum ſie die herrlichſten Gaben ungleich vertheilte, damit wir uns ihrer Gnade lebhafter erfreuen ſollen, mannigfaltigern Anlaß zur Uebung gott-

gefälliger Thaten empfinden, und Ahnungen fassen sollen von den Vollkommenheiten und Glückseligkeiten eines künftigen Lebens und höherer Wesen, neben denen wir hienieden nur noch Blindgeborne und Taubstumme sind.

Jene unsere von der Natur versäumten Mitbrüder und Mitschwestern sind bald in größerer, bald in geringerer Zahl in allen Gegenden vorhanden. Es kann uns also nie an Anlaß fehlen, ihnen beizustehen. Es ist unsere heiligste Pflicht. Von ihnen besonders gilt, was Jesus Christus sprach: Was ihr dem Geringsten von euern Brüdern thut, das habt ihr mir gethan.

Es ist unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß sie nicht lebenslänglich unmündige Kinder und beständige Hilfe bedürfende Waisen bleiben. Gott hat ihnen Verstand und Willen gegeben, wie uns, obgleich sie an Sinneswerkzeugen dürftiger bleiben, als wir. Ihr Geist ist unsterblich, wie unser Geist.

Es ist unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß sie einen zweckmäßigen Unterricht empfangen, sowohl um wahrhaft menschlich und für die Schönheit der Tugend empfänglich zu werden, als auch, nach Maßgabe ihrer beschränkten Kräfte, in der menschlichen Gesellschaft nützlich zu sein. Denn das Nützlichsein und Nichtvergebensgelebthaben ist die Grundlage alles Guten. Zwar die Kunst, Blinde anzuweisen, geschickte Handarbeiten zu verrichten, oder sie lesen, schreiben, rechnen, und andere Sachen zu lehren, für welche sie Fähigkeit zeigen, ist mit mancher Schwierigkeit verknüpft. Doch haben wir aller Orten Beispiele genug, daß die größten Hindernisse auf eine fast unglaublich einfache Art besiegt worden sind. Hat man doch, Gott sei Dank, Erfahrungen genug, daß Taubgeborne und deswegen der Sprache auf immer Beraubte nicht nur im Schreiben, Rechnen und Lesen, nicht nur in vielerlei Handwerken und nützlichen Künsten, sondern sogar in höhern Wissenschaften die auffallendsten Fortschritte gemacht haben; daß sie von Gott die geläutertsten religiösen Begriffe, von Jesu Verdienst die vollkommenste, reinste und erhabenste Ueberzeugung, und von der Tugend, wie von der Sünde, deutliche Erkenntniß empfingen.

Fast immer haben die, welche des Gesichts oder des Gehörs

beraubt sind, eine große Gelehrigkeit. Sie ersetzen den mangelnden Sinn durch Schärfung der übrigen. Der Taubgeborne hört gleichsam mit den Augen; der Blindgeborne sieht gleichsam mit den Fingern und seinem feinen Gehör. Ihr Geist, weniger zerstreut durch die Menge der Gegenstände, welche herbeiströmen durch verschiedene Sinne, heftet seine Aufmerksamkeit auf das, was ihm vorliegt, und hält ihn mit ungeschwächter Kraft fest. Dies Alles erleichtert den Unterricht der Blinden wie der Taubstummen sehr, und soll uns ermuthigen, sie dem bürgerlichen Leben, wie sich selber und den lieben Ihrigen, nützlich zu machen.

Dies nicht allein. Ihr Geist ist unsterblich! Auch der Blinde soll Gott schauen, auch der Taubgeborne den Ruf des ewigen Erbarmers an sein Herz vernehmen. Unsere Pflicht ist es, als der Unglücklichen Engel dazwischen zu treten, und Mittler zu werden. Wir sollen sie zu Jesu und durch Jesum zu Gott führen. Auf uns lastet die Verantwortlichkeit, wenn sie in halbthierischer Verwilderung aus dem Leben scheiden, und in heidnischer Blindheit keinen Erlöser kennen, der auf Golgatha auch für sie blutete.

Es ist vor Allem Pflicht und Verantwortlichkeit der von Gott verordneten Obrigkeiten: Vormünder und Pflegeältern der Blinden und Taubstummen zu sein. Denn wo in ihrem Lande, in ihrer Gemeinde ein Unglück ist, welches nicht von einzelnen Bürgern gehoben werden kann, sollen sie es durch die vereinte Kraft der ganzen Gesellschaft mindern, welcher sie vorzustehen haben. Die gehörige Unterweisung der Blinden und Taubstummen erfordert aber solche Vorbereitungen und Kenntnisse von Seiten der Lehrer, daß sich dergleichen nicht für jeden einzelnen im Lande wohnenden Unglücklichen besonders auffinden lassen, noch den Vermögensumständen aller Aeltern möglich wäre, für ihre Kinder die Kosten der Vorbereitungen und Lehrer abgesondert zu bestreiten. Daher sind öffentliche Anstalten für blinde Kinder oder für Taubstumme allein zweckmäßig.

In allen Ländern der Welt, bei Christen, Juden, Heiden und Türken, ist es der Obrigkeiten schönster Ruhm, Versorger

der Wittwen und Waisen zu sein. Warum erbarmt ihr euch nicht der Taubstummen und Blindgebornen? Und wenn sie schon Aeltern haben, sind sie darum minder verwaiset? Sie sind Waisen der Menschheit, Verlassene der Natur. Der Blinde steht in finsterer Wüste; der Gehörlose hat selbst den Trost des Gebetes, das Aufblicken zum himmlischen Vater, die Hoffnung der Ewigkeit nicht.

In allen Ländern, wohin mit dem Christenthum das Gesetz der Menschlichkeit kam, findet man öffentliche Anstalten zu Verpflegung Hilfsbedürftiger und Nothleidender. Die Kranken und Armen haben ihre Versorger. Aber warum werden die Taubstummen und Blindgebornen vergessen, deren sich doch in jedem Lande oft mehr befinden, als man glaubt? Sind sie nicht weit ärmer, als der ärmste Bettler an der Straße, dem nichts fehlt, als der Bissen Brodes, der ihm so bald gegeben ist? Sind sie nicht hilfsbedürftiger, als der ärmste Kranke, dem doch das Mitleiden Arzneien, und der Gedanke an den Gott und Vater der Unglücklichen Trost geben kann? Aber Almosen geben dem Blinden nicht die Freuden des Auges, und keine Arznei heilt das Gebrechen des Taubstummen. Warum versäumt ihr sie, die ihr getauft seid auf den Namen dessen, der mit besonderer Liebe sich der Stummen und Blinden erbarmte? Warum versäumt ihr sie, die ihr von Gott Beruf, Weihe und Macht empfinget, die Glückseligkeit eurer Mitbürger zu befördern?

Schon haben sich in einzelnen Ländern menschenfreundliche Stimmen für bessere Pflege unserer unglücklichen Mitgeschöpfe erhoben; schon sind in einzelnen Städten ehrwürdige Männer aufgestanden, und haben sich aus eigenem edelm Trieb dem Unterricht der Taubstummen oder Blinden gewidmet — Gott segne sie! —, haben von ihrem eigenen Vermögen zum Besten der Welt hingeopfert — Gott lohne sie! Aber allen Armen jener beklagenswürdigen Menschenklassen beizustehen, das waren sie nicht vermögend; das ist Sache der gesammten bürgerlichen Gesellschaft, deren Mitglieder diese Unglücklichen sind;

das ist Pflicht der Obrigkeiten, die von Gott gesetzt sind, der Schirm der Vergessenen und Versäumten zu werden.

Christliche Obrigkeiten, erbarmt euch eurer lichtberaubten, eurer stummen Mitbrüder! Sie sind Gottes Kinder. Ihr versorgt die Waisen, aber nicht die Allverwaiseten! Ihr kleidet die Nackten, ihr speiset die Hungrigen: aber die am Geiste darben, und selbst oft des Gedankens an Gott und Erlösung entbehren müssen, lasset ihr hilflos. Ihr wachet mit Sorgfalt über die Schulen und Tempel eures Landes; aber für die ist keine Schule, kein Tempel, welche derselben am bedürftigsten sind, da selbst der Anblick der göttlichen Schöpfungen sie nicht rühren, belehren und erheben kann. Erbarmt euch ihrer, daß ihr geschlossenes, finsteres Auge euch nicht anklage, sondern einst belohnend auf euch blicke, und ihr stummer Mund nicht vor dem Thron des ewigen Richters seufze, sondern euch dankbar segne.

Aber auch jedem Einzelnen, er stehe hoch oder niedrig, wenn er sich Nachfolger oder Jünger Jesu nennen will, liegt die Pflicht ob, sich der Taubgebornen und Blinden anzunehmen, und um so mehr, da sie, vergessen von der Natur, auch von den Menschen am meisten vergessen sind. Frage nicht, edle Seele, die vom stillen Mitleiden bei dem Gedanken an diese Unglücklichen bewegt wird, frage nicht: Was kann ich doch für sie thun? Ich bin nicht reich genug, sie zu unterstützen, oder Anstalten des Unterrichts für sie zu gründen. Was kann ihnen mein ohnmächtiger Wunsch helfen?

Wenn man ernst entschlossen ist, Gutes zu stiften, dann ist man nie arm. Gott hilft; sein Segen macht das Senfkorn zum Baum, und das Scherflein der armen Wittwe zum Schatz. Gehe hin, ehre die Unglückseligen; sei ihr Schutzengel, wo du es je sein kannst. Schuldloses Unglück ist immer ehrwürdig. Dulde nicht, wenn rohe Halbmenschen Spott treiben mit armen Blinden; oder wenn gefühllose Herzen sich Lust machen, die Stummen und Gehörlosen zu necken. Sei ihr Vertheidiger, ihr Fürsprecher; sei ihr Freund, wo du sie findest, daß sie nicht Aergerniß an der Menschheit nehmen, und glauben, größerer Vorzug sei die Ursache größerer Schändlichkeit.

Gehe hin, verſuche es, die Zahl der verſäumten Blinden, der armen Taubſtummen zu erfahren, die in deiner Gegend, in deinem Lande ohne allen zweckmäßigen Unterricht leben. Du wirſt deren eine größe Anzahl finden, als du vielleicht vermutheteſt. Dies wird dich zu ihrem Beſten nur beredter und thätiger machen, und deinen Worten bei andern größern Nachdruck gewähren.

Erlaubt es dein Vermögen, oder begünſtigt dich dein Stand, zur Stiftung einer Unterrichtsanſtalt für arme Blinde oder Taubſtumme deines Vaterlandes hinzuwirken: verſäume es nicht, zumal wo es an weiſen und menſchenfreundlichen Obrigkeiten fehlt, oder wo du in einem Lande wohneſt, wo man das Vergnügen mehr, als das Nützliche, das Glänzende mehr, als das Pflichtgemäße ſchätzt. Verzage gar nicht beim drohenden Mißlingen des erſten Verſuchs; zittere vor den Hinderniſſen nicht: du wirſt ſiegen, denn der Vater der Stummen und Blinden, Gott, iſt mit dir! Trage dein Scherflein bei; ſprich nicht: wozu dies Wenige? du biſt reich, denn Gottes Segen wird dein heiliges Unternehmen weihen, wird das Wenige in Viel verwandeln, und Herzen erwecken. — Gehe hin, hilf mit deinem Scherflein, wo Männer von Kenntniß, Kraft und gutem Willen ſich der Unglücklichen annehmen wollen. Unterſtütze ſie nach deiner Kraft. Dränge dich nicht vor. Verlange kein Lob, keinen Dank; ſondern tritt beſcheiden in die Verborgenheit zurück, wie Jeſus, der göttliche Demuthsvolle, als er die Blinden ſehend gemacht hatte, und ihnen zu ſchweigen befahl.

Und Du, der Blinden und Stummen Erbarmer und Vater, ſegne jedes Werk, welches zu ihrem Heil auf Erden unternommen wird. Auch ich will, wo ich kann, wo ich weiß, dazu ermuntern, beiſteuern, rathen, daß Dein Reich auch zu denen komme, die Deinen heiligen Namen nie hören, nie ſtammeln werden auf Erden; daß Dein Licht voll Gnade und Seligkeit auch in die ewige Nacht derer leuchte, welche nie die Wunder Deiner Allmacht erblicken! Amen.

40.

Mit Weisheit Almosen geben.

2 Kor. 9, 6 — 19.

Sei werth, mein Herz, der hohen Freude,
Des ganz Verlass'nen Trost zu sein;
In seinem schwergefühlten Leide,
Das Gott nur kennt, ihn zu erfreu'n.
Ja, du mein Bruder, ich will eilen,
Ganz deine Noth mit dir zu theilen;
Gott, du hörst den Entschluß!

Sei mir gesegnet, nied're Hütte,
Wo unbekanntes Elend wohnt!
Sei ruhig, Armer, deine Bitte
Hört der doch, der im Himmel thront! —
Er kennt die Leiden, die dich quälen;
Du darfst sie alle mir erzählen,
Mich sandte Gott zu dir!

Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist! ruft Jesus, rufen seine Jünger, ruft unser eigenes Herz. Denn bei der ungleichen Vertheilung der Glücksgüter kann es, besonders in großen Staaten, nicht fehlen, daß, während einige Menschen im Ueberfluß schwimmen, unzählige am Nothwendigsten Mangel leiden. Viele sinken durch unverschuldete Ereignisse in Armuth, viele auch durch eigene Nachlässigkeit und Verschwendung.

Aber von allen Tugenden, welche uns Religion und Vernunft zur Pflicht machen, ist auch keine, welche leichter ausgeübt wird, und daher auch keine, welcher allgemeiner beobachtet wird, als die Wohlthätigkeit.

Was ist doch dem Menschen leichter, als einen kleinen Theil seines Ueberflusses im Almosen zu verwandeln und dem Bettler zuzuwerfen, welcher in Lumpen gehüllt sich mit demüthiger Geberde naht? Diese geringe, dem Elenden freundlich hingeworfene Gabe würde vielleicht auch auf eine andere Art verthan worden sein, ohne daß der Geber seinen Verlust merkbar empfunden hätte; er gibt, was er selbst kaum zu gebrauchen weiß.

lber ist dies nun eine Tugend? Ist dies Verdienst für unser
erz?

Zuweilen gibt man das Almosen mit wahrer Begierde, um
ur den ekelhaften Anblick verkrüppelter, ungesunder Menschen
on sich zu entfernen. Man gibt es gleichsam wie ein Lösegeld,
it dem man sich von den Empfindungen des Abscheues und
rausens loskaufen will, welche die Darstellung des höchsten
lends in unserer Brust erregt hat. Wir werfen die Gaben in
en Schoos der Unglücklichen, weniger ihretwegen, als unsert-
illen. Aber ist dies eine Tugend, die unserm Herzen vor Gott
nd unserm innern Richter einigen Werth ertheilen kann?

Man spendet milde Gaben, oft weil man sie entbehren kann,
nd dann damit doch die angenehme Empfindung in sich ver-
nüpfen kann: Wie glücklich bin ich neben diesem Elenden! Das
hmeichelhafte Gefühl unsers Wohlseins ist so reizend, daß wir
hon einige Münzstücke aufopfern, um es uns zu verschaffen.
s ist uns ziemlich gleichgültig, ob wir die Gabe einem wür-
igen Armen, oder einem Verschwender unter den Bettlern ge-
en. Aber ist diese Art der Barmherzigkeit eine wahre Chri-
entugend?

Mancher reicht dem Flehenden gern das Almosen, weil er
n Natur ein weiches Herz hat, welches leicht vom wahren
der geheuchelten Elend gerührt wird. Er gibt es, weil er sich
bei selbst überredet, ein gutes Herz zu haben, mag es auch
i andern Stücken noch so fehlerhaft sein. Er sucht mit seinem
ang zur Wohlthätigkeit den Hang zur Ungerechtigkeit gegen
ndere, oder zur Wollust und Verschwendung zu verdunkeln.
r möchte mit diesem Almosen gleichsam sein eigenes Gewissen
stechen. Ist dies der Geist Jesu, der den Barmherzigen be-
elt?

Ein Anderer begnügt sich nicht mit kleinen Gaben, die er
rübergehenden Bettlern reicht; er ist immer bereit, selbst be-
ächtliche Summen von seinem Ueberflusse zur Unterstützung
r Leidenden, für die gesammelt wird, für Kriegsbeschädigte
der in Feuer- und Wassernöthen Verunglückte hinzugeben,
enn nur sein Name dabei genannt wird. Es liegt ihm weni-

ger daran, eine gute That zu thun, als mit dieser zugleich einen Vortheil für sich selbst zu erbeuten. Er wünscht als wohlhabend angesehen oder von seinen Mitbürgern als ein besonders mildthätiger Mann geschätzt zu werden, um seinen Einfluß bei Hohen und Niedern zu erweitern, das öffentliche Zutrauen für sich zu vergrößern. Er gibt nur glänzende Almosen als ein kluger Rechner, welcher für ein Geringes, so er hinopfert, desto ansehnlichern Gewinn zu ziehen hofft. Heißt dies aber Barmherzigkeit üben in Jesu Sinn? Nein, Wohlthätige dieser Art gehören zu denen, von welchen Jesus spricht: „Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin!“ (Matth. 6, 2.)

Ueberhaupt kann man heutiges Tages nicht wohl mehr hartherzig gegen Bedürftige sein, ohne sich dem Tadel der Menschen auszusetzen, und ein schädliches Vorurtheil im Volke gegen sich zu erregen. Viele sind wohlthätig, um nur diesem Uebel auszuweichen; sie ertheilen die milden Gaben nicht aus Liebe, sondern aus Furcht; sie geben sie nicht sowohl den Bedürftigen, als der öffentlichen Meinung hin. Das Darreichen eines Zehrpfennigs ist so wenig, aber das Verweigern desselben kann so großen Schaden bringen. Darum sind die Menschen zum Almosengeben überall willig. Aber dürfen sie sich des Zeugnisses ächter Menschenliebe und Barmherzigkeit erfreuen?

Läugnen wir es uns nicht: das Darreichen milder Gaben, Beisteuern und Almosen ist bei dem größten Theil derer, die sich Christen nennen, weniger eine Tugend, als eine Anständigkeit; sie bringen ihre Gaben mehr Ehren halber, als aus inniger Begierde, zu helfen und zu retten. Sie steuern bei, um der guten Ordnung willen, nicht weil sie sich vom Geiste wahrer Barmherzigkeit und tiefen Mitleidens getrieben fühlen.

Läugnen wir es uns selber nicht, daß wir im Leben oft besser handeln, als wir sind; daß wir die Thaten der Liebe und Großmuth verrichten, ohne die Empfindung der Liebe und Großmuth zu haben. Darum achtete Christus einst das Scherflein der Wittwe unendlich höher, als die reiche Austheilung und Spende der Pharisäer.

Wohlthätigkeit ist nur dann wahrhafte Tugend, wenn

die Bereitwilligkeit zu Geschenken für Dürftige aus innerer Theilnehmung an ihrem Unglück entspringt, ein vorhandenes Leiden zu enden, oder wenigstens zu mildern, so viel es in unsern Kräften steht.

Das bloße Hinreichen milder Gaben ist daher an sich so wenig verdienstvoll, als man aus langen und häufigen Gebeten immer auf ein frommes Herz schliessen darf. Nicht die That ziert das Herz, sondern der Wille muß die That ehren.

Auch die That und der Wille zu helfen ist noch nicht genug; wir müssen, um wahrhaft wohlthätig zu werden, keine Mühe scheuen, zu lernen, wie unsere Wohlthaten am zweckmäßigsten angewandt werden können. Wir sollen mit Weisheit Almosen geben.

Jede Tugend, welche ohne Klugheit geübt wird, kann bei dem besten Willen des Thäters die Quelle großen Verderbens werden. Verzeihung und Gnade gegen räuberische Bösewichte würde die grausamste Ungerechtigkeit gegen gute Bürger sein. Nachsicht gegen einen Betrüger würde alle Redlichkeit in Gefahr stürzen. Eine betrübende Wahrheit, unbehutsam gegen einen Kranken ausgesprochen, könnte ein theures Leben verkürzen, welches ausserdem zum Wohle Vieler noch fortgedauert haben würde. Eben so kann Wohlthätigkeit, ohne Vorsicht geübt, die Pflanzschule aller Laster werden.

Mit Weisheit wohlthätig sein, heißt nicht leichtsinnig jedem scheinbar Elenden Unterstützung zuwerfen, wie er begehrt, sondern prüfen, ob er der Hilfe bedürftig sei, und wie ihm am sichersten geholfen werden könne.

Daher ist das Almosenspenden an gemeine Bettler, welche aus ihrer Armuth ein schändliches Handwerk, aus ihrem Elende einen öffentlichen Beruf machen, eine der gefährlichsten Arten des Wohlthuns. Ach, was wir für Wohlthaten halten, ist nur allzuoft Uebelthat. Wir begünstigen träge Müssiggänger im Laster ihrer Faulheit; wir theilen die Frucht unserer Arbeit, unsers Schweißes mit ihnen, weil sie die Arbeit, welche uns ehrt und nährt, verschmähen. Selbst ohne Tugend, ohne Ehrgefühl, benutzen sie unsere Gutmüthigkeit, um sich

bequeme Tage zu machen und nach ihrer Art Wohlleben zu führen. Das Wort der heiligen Schrift: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen! verachten sie, so lange der Leichtsinnigen genug sind, die ihnen auch ohne Verdienst das nöthige Brod zuwerfen, oder Kleider, um ihre Blöße zu decken.

Diese unglückseligen Menschen, ohne Erziehung, ohne Religiosität, ohne Zartgefühl, eine unnütze Last der bürgerlichen Gesellschaft, Verminderer des öffentlichen Wohlstandes und des Landreichthums, den sie verzehren und nie vermehren helfen, sind noch dazu gewöhnlich, weil sie anständiger Vergnügungen unfähig bleiben, den gröbsten Ausschweifungen in der Stille ergeben. Sie erröthen kaum, lasterhaft zu sein; wälzen sich in thierischen Wollüsten; zeugen Kinder, die sie in den Uebungen ihrer schändlichen Künste bilden, und durch sie die Schaar der Müßiggänger vergrößern und im Lande verewigen. Und wir, durch das unbesonnene Spenden größerer oder geringerer Gaben, unterstützen sie zum Nachtheil guter Bürger, zum Nachtheil des gesammten Vaterlandes. Wir selbst treten, ohne es zu denken, mit ihnen in die Verschwörung gegen gute Sitten, Religiosität und öffentliche Sicherheit.

Das Dasein solcher Elenden, welche sich mit der Armuth brüsten, um den Müßiggang des Reichthums zu genießen, und Mitleiden zu erwerben suchen, um in den niedrigsten Wollüsten sich wälzen zu können, gereicht aber noch minder den gutmüthigen, freigebigen Einwohnern des Landes, als den vorhandenen Obrigkeiten, zum gerechten Vorwurf. Denn an diesen ist's, das Laster zu strafen, an diesen, die Pflanzschule grober Verbrecher auszurotten.

Das Land, in welchem müßige, arbeitsfähige Bettler ungestraft den Fleiß des redlichen Einwohners brandschatzen dürfen, ist noch fern von jener guten Ordnung, die Gott und Menschen angenehm ist. Die Nachläßigkeit oder Unbehilflichkeit der Obern, die dem Lande vorstehen, verdient den Tadel der Weisen, und erwartet einst der Gottheit ernstes Gericht. Der Mangel weiser Gesetze und Einrichtungen, wodurch öffentliche Armuth und

grobe Laster verhütet werden sollen, ist ein Verbrechen der Regenten gegen die bürgerliche Gesellschaft, ein Verbrechen gegen Gottes heiligen Willen.

Mit Weisheit Almosen geben, heißt, auf alle Weise und nach allen Kräften solche Anstalten befördern, durch welche arbeitsfähige Müßiggänger gezwungen werden, das Brod rechtlich zu erwerben, welches sie ernährt; oder durch welche Arbeitslosen Verdienst verschafft, oder Unglücklichen, welche zu jeder nützlichen Beschäftigung untüchtig sind, Versorgung zu Theil wird, daß sie nicht hilflos verschmachten, oder durch ihr Beispiel schädlich werden.

Willst du helfen — eile, diese Anstalten zu stiften, oder zu begaben. So wirst du der Wohlthäter nicht der Armen allein, sondern auch der ganzen Stadt und des ganzen Landes. Dahin trage den Ueberfluß, welchen der göttliche Segen über dein Haus verbreitet hat; dahin, du Reicher, die Geldsummen, welche du bisher an bestimmten Tagen öffentlich den Bettlern und trägem Volk ausspenden liessest; dahin, du Wittwe, das Scherflein, welches du zur Hilfe der Armen von deinem Vermögen erspartest. So wirst du nicht nur der Retter manches Verlassenen, den deine Gabe erquickt, sondern auch der Retter mancher Seele, die ohnedem im Müßiggange und unter schändlichen Beispielen, fern vom Sehen und Hören des Bessern, verwildert und verloren gegangen sein würde! Das heißt Almosen geben mit Weisheit, nach Jesu Willen und zur Beförderung der Gottseligkeit.

Aber glaube nicht, wenn du deine Gaben solchen lobenswürdigen Stiftungen zum Besten der Armen dargebracht hast, du habest nun Alles gethan. Nein, deine Wohlthätigkeit, als Christ, muß keine andern Grenzen kennen, als die Grenzen deiner Kraft. — Diejenige Tugend ist die größte, welche dir die schwerste Ueberwindung kostet. — Was hast du aber Großes gethan, wenn du nur einen Theil deines Ueberflusses an die öffentlichen Armen gibst? Vielleicht empfindest du den Verlust deiner Gabe kaum; vielleicht gibst du manchem Wohlhabenden ein Geschenk, oder machst zu seinem Vergnügen einen Aufwand, der

viel beträchtlicher ist, als was du zur Erquickung der Armen ertheilt hast.

Um ein vollkommener Christ zu sein, mußt du das Aeusserste thun, das Höchste opfern lernen. Hast du denn, um Nothleidenden zu helfen, schon deinen eigenen kostbaren Vergnügungen einigen Abbruch gethan? Hast du denn schon, um Unglücklichen mit Nachdruck Beistand zu leisten, je deinen entbehrlichen Aufwand beschränken müssen? Hast du, um die Seligkeit der Tugend ganz zu fühlen, schon Andere seliger durch das gemacht, was du dir selbst entzogst, so lieb es dir auch war?

Guter Meister, sprach einst zu Jesu ein reicher Jüngling, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben haben möge? — Gehe hin, antwortete der göttliche Lehrer, verkaufe was du hast, gib es den Armen; so komm und folge mir nach! Da der Jüngling das hörte, ging er betrübt von ihm, denn er hatte viele Güter. (Matth. 19.)

Wie Viele gleichen ihm! Sie möchten Siege, doch ohne Kampf; Vollkommenheit, doch ohne Mühe; Seelengröße, doch ohne Selbstverläugnung.

Zahllose Arme hungern nach dem Bissen Brotes, welchen ihr verschwenderisch verderben lasset, zahllose hilflose Kranke schmachten nach dem Tropfen Weins, welcher sie als Arznei stärken würde, und den ihr bei wilden Gelagen verschüttet. Und ihr rühmt euch in euern Herzen, wohlthätig zu sein? Wann habet ihr jemals euern Aufwand in Schmuck und köstlichen Gewändern einschränken müssen, weil ihr Nackte zu kleiden hattet? Wann bestelltet ihr jemals ein üppiges Gastmahl ab, weil ihr mit den Unkosten desselben irgend eine arme Haushaltung viele Wochen lang ernähren konntet? Welche Selbstverläugnung habet ihr geübt, daß euer Gewissen euch bezeuge: du warst wohlthätig, auch wenn es dir schwer ward?

Nicht, daß es die Pflicht des Christen wäre, sich und den Seinigen das Nothwendige zu rauben, und damit den Armen Ueberfluß und gute Tage zu machen: aber Pflicht ist es dem Christen, so lang überflüssigen Aufwand zu meiden, und mit [illegible]teneinfalt, obgleich immer seinem Stande gemäß, zu leben,

als er weiß, daß es Unglückliche in seiner Nähe gibt, die er glücklich machen könnte durch Ersparniß kostspieliger Freuden.

Umsonst ist die Entschuldigung: ich will mich nicht auszeichnen; ich muß Manches thun, Meinesgleichen willen; man würde mich verspotten, wenn ich plötzlich meine gewohnte Art zu leben unterbräche, um allen Armen beizustehen. Du bist der Nachfolger Jesu nicht; du hast jene Selbstverläugnung nicht, welche zu göttlichem Sinn erhöht; deine Eitelkeit ist gewaltiger, als deine Tugend. Du wirst sterben; — die, denen zu gefallen du glänztest, werden dann an deinem Grabe die Achseln zucken; keine durch dich beglückten Familien werden dir segnend nachweinen; du trittst vor Gott hin, unreif zu höhern Bestimmungen, weil du auf Erden mehr Thier, als Geist gewesen; mehr im Vergänglichen lebtest, als deiner unsterblichen Seele Kraft ausgebildet hattest.

Umsonst ist die Entschuldigung: Aber wie soll ich wohlthätiger werden, als ich bin? Ich gebe den Armen regelmäßig, die vor meines Hauses Thür erscheinen; keiner verläßt unbegabt meine Schwelle; ich steuere zu den milden Stiftungen bei; ich schliesse mich nicht aus, wo für fremde Verunglückte Almosen eingesammelt werden — darf ich mich nicht des Uebrigen von meinem Ueberflusse erfreuen?

Wohl darfst du es, wenn kein Elender mehr in deiner Nähe seufzet, der durch dich beglückt werden könnte. Aber hast du auch schon die Hütten der Armuth besucht? Hast du dich schon zum Vertrauten der Nothleidenden gemacht, die schamvoll sich verbergen, und ihre Nächte unter bangen Sorgen verträumen?

Kennst du keine brotlose Familie, die jedes rechtliche Mittel versucht, sich das Leben, wenn auch noch so kläglich, zu fristen? Vielleicht eine Mutter, in deren Armen noch unerzogene Kinder weinen? Vielleicht einen kranken Vater, dem nun zur Arbeit die Kraft gebricht, dem nichts geblieben ist, als sein Gebet zum Allbarmherzigen dort oben? Vielleicht verwaisete Geschwister, die ihre Tage, ihre Nächte kümmerlicher Mühe weihen, um vor der Welt wenigstens anständig zu erscheinen, und das Andenken ihrer erblaßten Aeltern in Ehren zu erhalten?

Vielleicht ein junges Ehepaar, willig zur Arbeit, doch ohne Kundschaft, ohne Vorräthe, ohne Hilfsmittel, ohne Zutrauen, das mit Bangigkeit seinem letzten Elend jede Stunde näher tritt? — Gehe hin, der du es vermagst, werde du der Engel, den ihnen Gott in der trüben Unglücksstunde sendet, um sie von der Verzweiflung zu erlösen. Gehe hin, und breite den Glanz der Freude über die bleichen Wangen, welche unter vielen kummervollen Augenblicken längst das Lächeln verlernten; weide dich an den süßen Thränen ihrer Bestürzung, ihres Entzückens; weide dich an ihrer Wehmuth und Lust, in welcher selbst die matte Stimme brechen will, welche dir Dank stammeln möchte.

O, diese Thräne, worin Schmerz und Seligkeit zusammenfliessen, die Thräne, welche dir ein gerührtes, erkenntliches Herz als Opfer zollt — was ist daneben das Juweel, das in den Locken der Fürstinnen strahlt? Was ist die Pracht deiner Gastgebote, von denen die Eingeladenen oft dich selbst verlachend zurückkehren; was der Schimmer der Bälle und Lustfahrten gegen den dankbaren Blick durch dich beglückter Familien, in welchem dir Hoffnung und Liebe entgegenstrahlen? — gegen das schöne Roth der Freude, welches wieder die erblaßten Wangen färbt? — gegen Gebete, welche glühende Andacht für dich zum Thron Gottes sendet?

Kennst du keine verlassene Waise, die kärglich gegen Frost und Hunger geschützt, ohne Mittel zu einer bessern Erziehung, schon in den Kindertagen aus bitterer Armuth den Grund zu einem ganzen Leben voller Dürftigkeit und Elend legt? Werde ihr Vater, ihre Mutter; sei ihr Schutzgeist. — Kennst du keine elende Hütte, in welcher ein Kranker ohne Arzt und Arznei schmachtet, ohne kräftige Nahrung, vielleicht ohne Bett und Erwärmung? Suche ihn auf, rette ein Leben, das dich vor Gott segnen könne! — Hast du nicht von einem Unschuldigen, von einem Unterdrückten gehört, den der Uebermuth, den die Habsucht eines Mächtigern verfolgt und drängt, der aus Mangel an Vermögen sein Recht nicht vor den Gerichten durch einsichtvolle Sachwalter vertheidigen lassen kann? Eile herbei, und werde der Schirm des Bedrängten gegen den Trotz der Unge-

rechtigkeit; gib die Mittel zur Vertheidigung seines Rechts. Das heißt mit Weisheit Almosen geben.

Sprich nicht: Aber was ist oft die Frucht unserer Aufopferungen? Undank ist gewöhnlich der Welt Lohn. Sollte ich mir Sorgen und Verdruß für Fremde aufbürden, die zuletzt schlecht anerkennen, was ich für sie that? — Nein, thue das Gute, aber zähle nicht, wie der Wucherer, auf deinen Zins. Sei nicht tugendhaft, um bezahlt zu werden. Die also thun, sie haben ihren Lohn dahin. Handle göttlich, wie Jesus, erhaben über Dank und Undank; so läßt auch Gott seine Sonne leuchten über Gerechte und Ungerechte.

Sprich nicht: Aber ich bin selbst nicht reich. Ich habe keinen beträchtlichen Ueberfluß; ich muß sorgen, wie ich nur mich und die Meinigen anständig in der Welt erhalte. Gedenke des Scherfleins, welches die arme Wittwe zum Gotteskasten trug! Hilf, wo du einen Bedrängten findest, mit freudigem Rath; sprich einem Weinenden süße Worte des Trostes, verwende dich für die Noth einer verlassenen Familie getrost um Beistand bei Reichen und Wohldenkenden deiner Stadt. Man bittet mit leichterm Herzen, und dringender und besser, für Anderer, als für eigenes Anliegen. Werde du der Schutzredner verlassener Waisen; empfiehl du den kranken Fremdling einer menschenfreundlichen Pflege. Siehe, das ist das herrliche Scherflein der Wittwe, welches zu darzubringen hast — und hast du es so oft gebracht, als du es wohl konntest? — das heißt mit Weisheit Almosen geben! Nicht die schlechte Scheidemünze, mit der du den andringenden Bettler auf der Straße abweisest, sondern deine Mühe, deine Sorgen, deine Verwendung für Hilfsbedürftige sind die wahrhaften Almosen, welche der Himmel von dir fordert.

So sei wohlthätig bis zum letzten Athemzuge, und verlaß endlich auch die Erde nicht, ohne, wenn du es vermagst, noch die letzte Stunde mit einer wohlthätigen Handlung zu bezeichnen. Wie schön, wenn dich einst, Engel einer bessern Welt, auch auf dem Erdenstern die Enkel als einen Tugendhaften preisen! — Dich hatte Gott vielleicht mit irdischen Gütern

gesegnet. Du mußt sie zurücklassen, nichts nimmst du mit dir, als deinen tugendvollen Geist. Du vertheilest dein Vermögen im letzten Vermächtniß an deine Erben; für dich selbst hast du nichts mehr vonnöthen. — Gedenke der Armen, der öffentlichen Anstalten deines Wohnorts, deines Vaterlandes in deinem letzten Willen! — Mache auch die Unglücklichen zu deinen Erben, die ohne dich kein besseres Erbe zu hoffen hätten; besonders wenn deinen Kindern, deinen Verwandten ohnehin Vermögen genug bleibt, um mit Anstand zu leben. — Du theilest nur von dem Segen, welchen dir Gott gab, auch denen mit, die dir Gott durch Jesu Mund empfahl. Du machst von dem, was du nun entbehren mußt, den würdigsten Gebrauch, und beschliessest deine Tage in wahrhaftem Christensinn. Wenn deine schwache Zunge in den letzten Augenblicken kein Gebet mehr stammeln kann, dann beten deine guten Thaten für dich zu dem großen Erbarmer, zu dem unendlichen Wohlthäter der Welt!

Daß auch für mich dereinst zu Dir, o Allerbarmer, meine Tugenden beten möchten, wenn ich's nicht mehr kann! — Ich empfinde es, ich bin noch nicht so wohlthätig für meine Mitmenschen gewesen, als ich es hätte sein sollen und auch hätte sein können. Ich sorgte bisher mehr für mich, mehr für meine Ergötzlichkeiten, als für die Verlassenen und in Noth Verschmachtenden. Aber ich will ihr Vater, ihre Mutter, ihr Fürsprecher, ihr Tröster weeden. Ich will es nicht mehr bei bloßen Worten, bei schlechten Almosen bewenden lassen, die man ohne Mühe hinwirft; ich will die Kräfte, das Vermögen, welches Du mir, o Gott, gabst, würdiger und weiser zum Heil derer anwenden, die vom leichtsinnigen Haufen verlassen, keinen Vater haben, als Dich, o mein Gott!

41.

Der Selbstmörder.

Erste Betrachtung.

Matth. 27, 3—5.

Richtet nicht, wenn Sünder sterben,
Rufet nach dem Tode nicht
Ueber sie herab Verderben,
Gottes Donner und Gericht.
Welch ein Jammer, bloß zu wissen,
Wie sie dort erzittern müssen!

Fluchet ihnen nicht! Sie sollten
Kinder Gottes sein, wie wir:
Konnten's werden, wenn sie wollten;
Jeder war ein Mensch, wie ihr.
Daß sie nach dem Tod' auch leben —
Wer kann's denken, und nicht beben?

Wer darf richten, wer verdammen?
Wißt, es ist ein Einziger,
Welcher richten und verdammen
Und vergeben kann — der Herr!
Wer da steht — vernehmt es Alle! —
Sehe zu, daß er nicht falle.

---

n mit tiefem Abscheu vermischtes Grauen durchbebt jedes müth beim Anhören von der Botschaft eines Selbstmor-s. Es erscheint uns solche That wie ein zerreissender Wider-uch aller unserer menschlichen Gefühle, wie das unnatür-ste aller Verbrechen, indem es die Liebe des Lebens verläug-, welche jedem Wurme, und selbst dem unglückseligsten aller schöpfe noch in der Mitte seines Elendes treu zu bleiben pflegt.; : ein Aufruhr gegen die Ordnungen der Schöpfung, indem Selbstmörder die natürliche Todesfurcht in Todesliebe ver-rt, und eigenmächtig ein Werk des Schöpfers vernichtet, das r dem Schöpfer zustand, fortzusetzen oder zu enden. Es er-:int solche That als ein Verbrechen, für dessen Größe die nschliche Zunge keinen Namen, und das Gesetzbuch der Völ-auf Erden keine Strafe hat.

Wir stehen zweifelhaft da, ob wir in der gewaltsamen Selbst-kürzung des Lebens einen furchtbaren Muth des Thäters an-

staunen sollen, der mit empörter Hand die Gesetze der Natur brach, den Tod ohne Schaudern umarmte, und des Urtheils aller Sterblichen spottete; oder ob wir darin die heilloseste Feigheit schmähen sollen, indem der Unglückliche aus Furcht vor Uebeln, die er nicht ertragen konnte, in den Schoos der Verwesung flüchtete.

Verdammung ist unser zweiter Gedanke — Verdammung einer That, die, wir mögen sie auch aus Mitleiden entschuldigen wollen, immer das Gepräge der Abscheulichkeit an der Stirn behält, immer die Brust der Ueberlebenden mit Entsetzen füllt. Ist Mord an Andern ein Verbrechen: wie sollte Mord des eigenen Lebens nicht Verbrechen sein? Es erscheint uns wie ein gräßliches Selbstgericht wegen verübter Unthaten, die vielleicht Niemand kennt, als der allwissende Gott; wie ein vollzogenes Todesurtheil, ausgesprochen von der Verzweiflung des Gewissens. Ein dunkler Schatten fällt durch die ruchlose Hand des Selbstmörders über die Ehre seiner ganzen Familie, die ihn von nun an, mit schmerzlichem Gefühl von Scham, nur ungern als ihr gewesenes Mitglied nennt. Auf seinem Grabe weint die Liebe und Sehnsucht der hinterlassenen Freunde keine Thräne; sie wenden scheu und schüchtern mit unwillkürlichem Grausen den Blick von der traurigen Stätte hinweg, die den zerstörten Leichnam umfaßt, und die Erinnerung der That erschreckt sie nach Jahren noch wie ein Gespenst.

Dies sind die gewöhnlichen Empfindungen und Urtheile beim Tode eines Selbstmörders. Wer könnte sie ganz verwerfen, oder sich ihrer im ersten Augenblick erwehren?

Aber wenn ich, als Christ, über eine solche Begebenheit nachdenke, scheinen doch noch andere Urtheile statt finden zu können, und noch andere Gefühle. Zwar die That bleibt immerdar abscheulich, aber nicht immer der Thäter. Zwar er griff, wie ein Aufrührer, in die Rechte des Schöpfers ein, aber wer hat mir Befugniß gegeben, durch ein voreiliges Verdammungsurtheil in die Rechte des großen, allwissenden Richters der Todten einzugreifen? Warum soll ich den Selbstmörder mit meinem Fluch verfolgen? Hat er mich denn beleidigt? Nein — aber er

sündigte gegen die Gottheit. Kann ein Sterblicher jemals der Rächer der Gottheit sein? Hat uns der Ewige seine vergeltende Gewalt gegen die Todten übertragen? Wie, oder weiß ich, daß Gott für sich Rache fordert?

Maße sich kein Sterblicher an, Stellvertrer des höchsten Wesens in seinen Gerichten auf Erden zu sein! Es ist Vermessenheit, die an Verwirrung des Verstandes gränzt. Maße sich kein Sterblicher an, über Werth oder Schuld abgeschiedener Seelen das Urtheil auszusprechen — es ist die eitelste und thörichteste aller Verwegenheiten. Denn wer hienieden hat jenen Sonnenblick des Geistes, daß er damit die geheimsten dunkelsten Tiefen des menschlichen Herzens aufhellen und erforschen könnte? Wer hienieden ist fähig, mit Gerechtigkeit über alle Beweggründe des Menschen zu seinen verschiedenen Handlungen zu sprechen? Und ist dies niemals eines Sterblichen Amt, um so viel weniger liegt es in seiner Einsicht und Macht, Urtheil und Gericht über die Todten zu halten.

Jedes Verdammungsurtheil über den Tod des Sünders ist also vorschnell — ist unerlaubter Leichtsinn — ist selbstsüchtiger Unverstand — ist eine Ungerechtigkeit. Nur der, welcher Herz und Nieren prüfet, nur der Allwissende, welcher Zeuge des ganzen Lebens jedes Sterblichen ist; nur Er, dem alle innere Zustände und Veranlassungen zu den Handlungen der Menschen bekannt sind — nur er weiß, wie viel Schuld oder Unschuld den Gedanken, Entschliessungen und Thaten Jedermanns zugeschrieben werden könne.

Es ist ungerecht, die Todten zu verdammen. Und wenn wir Abscheu vor der That des Selbstmörders fühlen müssen, berechtigt uns nichts, ihn selbst zu verabscheuen. Denn wäre er in der That vorher ein geheimer oder öffentlicher Verbrecher gewesen: gibt nicht — wenigstens in einigen Fällen — ein Selbstmord schon ein Zeugniß, daß er die Größe der Schuld erkannte, ihren Folgen unterlag, und nun in dumpfer Verzweiflung und Reue dahinfuhr? Diese verzweifelnde Reue vernichtete ihm alle andern Vorstellungen, vernichtete seine Besinnung — ließ ihm

nur den einzigen Wunsch, daß er sich selbst zerstören und mit eigener Hand aus der Reihe aller Wesen vertilgen könnte.

So überfielen die Nattern der Reue einst auch das Herz des Verräthers Judas, als er sah, wie Jesus zum Tode verdammt ward. Und er brachte das Blutgeld, den Lohn seiner Verrätherei, den Hohenpriestern und Aeltesten wieder und rief: „Ich habe übel gethan, daß ich unschuldig Blut vergossen habe!“ — und warf mit Entsetzen die Silberlinge auf den Boden des Tempels, worauf er — was konnte seine Schuld aussöhnen? — in verzweiflungsvoller Betäubung sich selbst erhenkte. (Matth. 27, 5.)

Verrucht war der Hochverrath dieses Jüngers an seinem Wohlthäter und göttlichen Freund, entsetzlich der Selbstmord, mit dem er sich selbst richtete — aber in dieser Verzweiflung wohnte Reue; und Reue ist der erste wiederaufglimmende Funke einer erloschenen Tugend.

Doch, ist denn immer der Selbstmord eine Folge von vorhergegangenen Verbrechen? eine Frucht der geheimen, schrecklichen Reue? Wer darf es behaupten? Wer weiß nicht, daß augenblickliche Gemüthsverwirrungen fürchterlicher Art durch Zerrüttung der Gesundheit entstehen? Wem ist unbekannt, daß Schwermuth und Hypochondrie auch den besten Menschen in eine solche Geistesstimmung versetzen können, wo er zuletzt seiner selbst nicht mehr mächtig ist, und Vernunft und Verstand sich in ihm in solchem Grade verdunkeln, daß er, um seine Leiden zu enden, das Leben endet? Dieser beklagenswerthe Gemüthszustand gleicht dem Rausche von betäubenden Getränken, in welchen der Mensch sich nur düster bewußt ist, was er wolle oder thue. Er gleicht einem Wahnsinn, in welchem der Unglückliche von keiner Vergangenheit, keiner Zukunft weiß; wo Pflichten, Rechte, Rücksichten auf Feinde und Freunde, Gedanken an Ehre, Liebe, Verwandte in Dunkelheit versinken, und ihm nur einzelne Vorstellungen hell bleiben, die ihn zum Handeln bewegen. Er begeht die Handlnng, und glaubt bei der Einseitigkeit der ihm übrig gebliebenen Urtheilskraft, ein Recht zu thun. Was er ehemals bei voller Besinnung selbst gräßlich fand, was er sich von sich nie einbilden konnte, ist ihm ein Leichtes. Er kann die

Schreckenthat sogar mit Bewußtsein, mit Ueberlegung, mit scheinbarer Ruhe verüben.

Aber dieses Bewußtsein, diese Ueberlegung, diese Ruhe, was sind sie bei dem Geisteskranken, in welchem alle edleren Rücksichten verschwunden sind, alle Freundschaft für die Lebenden ausgestorben, und selbst der in alle Naturen tief eingewurzelte Trieb zum Dasein durchaus erloschen ist? Was ist das Bewußtsein, die Ueberlegung, die Ruhe eines Nachtwandlers, welcher mit einer Sicherheit, die unser Erstaunen erregt, neben den gefährlichsten Abgründen hingeht, ohne von Gefahren zu wissen, oder vor Abgründen zu zittern? Wie der Nachtwandler, wenn er zur vollen Besinnung zurückgekommen ist, selbst mit Entsetzen an die Wagstücke denkt, welche er verschlossenen oder verdunkelten Auges unternahm: so würde auch der Selbstmörder vor seiner That erschrecken, könnte er mit dem Leben auch zugleich einen unzerrütteten Gesundheitszustand des Körpers und einen freien Gebrauch aller seiner Geisteskräfte zurückempfangen.

Wer kann die Todten verdammen? Sie stehen ausser unserer Macht. Das Gericht Gottes geht über sie, der kurzsichtige Mensch schweige. Und doch ist diese Verdammungssucht noch unter den Menschen so gewöhnlich, besonders aber gegen die Selbstmörder üblich. Ach, wer weiß denn, was im Herzen der Unglücklichen, was in ihrem Geiste vorging, ehe die schauerliche Verwandlung in ihnen geschah, daß sich die angeborne Todesfurcht in eine unnatürliche Vernichtungsliebe verkehrte? Oft werden noch ihre Leichname auf eine schimpfliche Weise oder an Orten vergraben, die entehrend sein sollen. — — Mensch, der du der Asche des Entseelten die übliche Ruhestätte versagst, um deinen Verdammungsspruch über ihn geltend zu machen — weißt du um Gottes Gericht? Bist du vielleicht nicht ein strenger, blinder Richter, während der Allbarmherzige schon Gnade gehabt über den, welchen du noch suchest? Bist du, im vollen Besitz deiner Geisteskräfte, durch dein liebloses Urtheil nicht vielleicht sträflicher, als der beklagenswerthe Unglückliche, welcher sich in einer tödtlichen Betäubung seiner Vorstellungen verging?

Die Strafe aber, welche du, o blinder, kurzsichtiger, unbe-

fugter Richter, über die Asche des Selbstmörders verhängst — kann sie ihn bessern? Eine Strafe aber, die nicht den Zweck hat, den Fehlbaren zu bessern, ist Unsinn oder unmenschliche Rache. Wer gab dir das Recht zur Rache? Mein ist sie, spricht der Herr: ich will vergelten!

Wie eine jede Empfindung von Rachsucht des Christen unwürdig ist: so ist das Mittel der Rache gegen den Selbstmörder lächerliche Frucht des Unverstandes. Wen wollen die Thoren strafen, an wem Rache üben? Hat der Staub gesündigt, dem sie die übliche Ruhestätte versagen? Nein, der Geist war es, der nun aber, über das Irdische entrückt, in der Gerichtsbarkeit Gottes schwebt. Warum rächet ihr euch an dem Staube, der unschuldig ist, und von euerm Zorn nichts weiß? Straft man auch den Stein, mit welchem man geworfen ward, oder aber denjenigen, dessen Hand ihn warf? Und welche Strafe verhängt ihr? Den Leichnam verscharren lassen an entehrender Ruhestätte? Kann Staub und Asche entehrt werden, oder die Erde den Staub entehren, welchen sie umschließt? Ist nicht die Erde überall des Herrn? Wenn einst, o ihr Thoren, eure Gebeine auf dem Schlachtfelde oder im Grund des Meeres eine Nahrung der Würmer oder Fische werden: glaubet ihr dadurch euer Leben entehrt?

Es ist ein seltsamer Wahn, zu meinen, daß durch solche Rache oder Strafe andere Menschen vom Selbstmorde abgeschreckt werden können. Ihr könnet nicht mehr thun, als die allen lebendigen Geschöpfen eingepflanzte Liebe zum Leben schon thut. Wer aber zu jener entsetzlichen Gemüthsstimmung, zu jener Betäubung des Geistes kam, daß die Lust des Daseins in ihm erlosch; daß er in der unnatürlichen Todessucht Gottheit und Menschheit, Rechte und Pflichten vergaß; an die Urtheile, an das Schicksal, und den Jammer seiner hinterlassenen Verwandten gleichgültig dachte — dem ist noch gleichgültiger das Urtheil derer, die ihm schon im Leben gleichgültig waren; den kümmert wenig, welchen Platz ihr dem unbrauchbaren Staub geben möget, den er euch hinterläßt.

Auch beweiset es die Erfahrung aller Orten zur Genüge,

daß da, wo man den Leib der unglücklichen Selbstmörder wie andere Leichname vergräbt, die Selbstmorde keineswegs häufiger und beliebter werden; noch, daß Verzweiflung und krankhafte zum Selbstmorde geneigt machende Gemüthszustände sich [redacted] den Gedanken an des hinterlassenen Leichnams Schicksal heilen.

Vielmehr ist die Mißhandlung der Todten, durch welche man sie zu entehren vermeint, schon darum unbillig, weil man dadurch oft das Andenken guter, aber durch augenblickliche Geisteszerrüttung unglücklicher Menschen entweihen kann. Und wahrlich, es ist dem wahren Christen geziemender, lieber das Andenken von zehn Schuldigen nicht zu beschimpfen, als das Gedächtniß eines einzigen Unschuldigen zu entweihen.

Eine Entweihung dieser Art betrübt niemals den Todten; wohl aber die Lebenden, die ihm näher oder entfernter angehören. Es ist grausam, diejenigen, welche durch die Handlung eines Selbstmörders in Jammer und Thränen gestürzt wurden, noch durch öffentliche Schmach zu quälen. Denn nicht die Todten, sondern die überlebenden Freunde und Bekannten trifft der Schimpf. Es ist eine lieblose Härte, die an Unmenschlichkeit grenzt, Personen, welche wegen des großen Unglücks, das sie traf, Mitleiden verdienen, noch durch Entehrung eines ihrer Freunde zu kränken, der elend genug war, durch sich selbst untergehen zu wollen. In wahrhaft christlichen Gemeinden sollte daher, schon aus Menschenfreundlichkeit und Schonung der Ueberlebenden, jener Unfug nicht geduldet werden; man sollte die ohnehin Tiefgebeugten nicht durch fruchtlose Unbarmherzigkeit noch tiefer beugen. Wer dies gut heißt, theilt mit dem Selbstmörder eine seiner größten Verschuldungen.

Doch seitdem ein hellerer, christlicher Geist unter den Völkern sich auszubreiten anfing, hat auch der oft erwähnte Mißbrauch sehr abgenommen; man hat gelernt, unglückliche Selbstmörder zu beklagen und ihren Verwandten mit zarter Schonung zu begegnen.

An manchen Orten ist die Mißhandlung der Todten, ihre Entfernung von den gewöhnlichen Begräbnißstätten, ihr Ver-

scharren an einen entlegenen, selten besuchten Platz, nur eine Wirkung finstern Aberglaubens. Der Unwissende, den die Todesart des Unglücklichen mit Entsetzen füllte, und nach dessen Meinung der Verstorbene von Gott ohne Barmherzigkeit verstoßen wird, bildet sich leicht ein, daß die Seele desselben auf Erden keine Ruhe finden könne. Sie werde also noch auf Erden umherirren, und am liebsten über dem Grabe des Leichnams, von welchem sie sich wider den Willen des Schöpfers eigenmächtig getrennt hat.

Bedarf dieser Aberglaube einer Widerlegung? Wenn die Geister aller Verbrecher zur Strafe ihrer Vergehungen auf die Erde zurückgebannt sein sollten, wie groß wäre die Zahl derselben! Wenn sie dem Auge der Lebenden sichtbar werden könnten, wie allgemein würde ihre Erscheinung sein! Aber wahrlich, es gab der unglücklichen Selbstmörder viele, die ihr Leben tugendhafter durchwandelten, als mancher gekrönte Sünder, als mancher reiche und glückliche Verbrecher, der mit allem Pomp kirchlicher Gebräuche, unter dem Geläute der Trauerglocken, unter dem Geräusche besoldeter Sänger, in feierlicher Begleitung der Menge, den anständigsten Platz unter öffentlichen Begräbnissen empfing. Es starb mancher Selbstmörder ein Schlachtopfer seiner zerrissenen Gesundheit, der, bis er die unselige That vollbrachte, unschuldiger lebte, wohlthuender handelte, als mancher stattliche Bösewicht, über dessen Asche eherne und marmorne Bildsäulen prangen. Manche verführte Unschuld, die in einer Stunde unbewachter Tugend die Beute eines schmeichelnden, verheißenden Wollüstlings ward, ergriff den allzuraschen Entschluß der Selbstvernichtung, übermannt von Reue, Scham und verzweifelnder Furcht, während der unverrathene, schändliche Verführer ruhig in seinen Lüsten fortschwelgt, und die öffentliche Achtung begehrt und empfängt. Mancher Elende, den das Schicksal der Mittel beraubte, sich und die Seinigen anständig zu erhalten, oder der durch Leichtsinn oder allzuverwegene Bemühungen, Reichthümer zu sammeln, in Armuth und Schulden stürzte, endet in Verzweiflung, während ein schlauerer Bösewicht mit Reichthum und Ehre

rahlt, wiewohl er Erben um ihr rechtmäßiges Gut betrog, Wittwen bestahl, Waisen übervortheilte, arme Familien durch inen Wucher in den Staub niederdrückte.

Ach, laßt uns nicht verdammen, nur Gott richtet über die erzen gerecht! Laßt uns nicht verdammen, denn es ist wohl öglich, daß derjenige, über welchen wir mit stolzer Selbstfriedenheit den Stab brechen, vor Gottes Richterstuhl mehr armherzigkeit findet, als wir durch unsere Gesinnungen und haten verdienen. Menschen, werdet menschlicher! Christen, erdet christlicher! Und wer Einfluß und Gewalt hat, suche uch da den mildern, weisern Sinn zu verbreiten, wo er leider och nicht herrscht.

Es dulden, daß mit der Asche unglücklicher Selbstmörder nfug getrieben, daß sie auf entehrende Weise an beschimpfende erter begraben werden, heißt Unmenschlichkeit gegen unschuldige Verwandte begünstigen, heißt die Frechheit menschlicher erdammungsurtheile über die Todten loben; heißt das Vorurheil des rohen, bildungslosen Pöbels unterstützen; heißt den ustern Aberglauben einer unwissenden Menge feierlich rechtertigen, ihm neue Kraft und Bestätigung geben.

42.

Der Selbstmörder.

Zweite Betrachtung.

Röm. 1, 28 — 32.

Lasset nicht des Grabes Schrecken —
Ach, wie furchtbar sind nicht die! —
Euch zur Heiligung erwecken!
Eilet hin, beschleunigt sie:
Die nur, welche heilig leben,
Werden nicht dem Tod gegeben.

Seht des Heiligen Verklärung,
Seht des Sünders stille Noth!
Denn die Tugend gibt Verehrung,
Doch der Sünder Sold ist Tod.
Höll und Himmel winken — wähle;
Kannst du wanken, meine Seele?

Noch einmal wende ich meinen Blick auf jenen traurigen Gegenstand, der mich so ernst beschäftigte. Dem Menschenfreunde, dem Weisen, dem Christen ist der Tod des Selbstmörders eine der auffallendsten und schrecklichsten Erscheinungen. Denn dieser Tod ist der Gipfel und Schluß eines unaussprechlichen und unerträglichen Elendes, welches das Nichtsein im Schooße der Verwesung reizender macht, als das Leben. Dieser Tod ist immer die Frucht eines schwarzen Augenblicks, in welchem von dem Sterblichen nicht nur alle Freuden gewichen sind, sondern in welchem ihn selbst die Hoffnung verlassen hat, sonst die treueste Gefährtin des menschlichen Geschlechts! Die Hoffnung, die dem Leidenden sonst Balsam auf die brennendsten Wunden gießt; die den Verurtheilten in die Nacht eines lebenslänglichen Kerkers begleitet; die sich freundlich an das zerbrochene Ruder des Steuermannes setzt, wenn die Wellen des stürmischen Ozeanes über ihn zusammenschlagen; die am Krankenbette dem Sterbenden ins gebrochene Auge lächelt, bis sein letzter Seufzer verfliegt!

Wem Menschenglück theuer ist, dem wird die Frage wichtig: Wie kann ein Mensch in solchen Abgrund des Elends versinken, daß ihm selbst sein Leben zum Schmerz wird? — Indem ich

mir diese Frage beantworte, würde ich vielleicht die wirksamsten Mittel erfahren, Selbstmorde zu verhüten. Denn diejenigen Mittel, welche man bisher in gutmeinendem Eifer anwandte: Beschimpfung der Leichname, ihr ehrloses Begräbniß und dergleichen, fruchteten doch, wie die Erfahrung lehrt, wenig oder nichts. Wie glücklich würde ich mich preisen, wenn nach Erkenntniß besserer Mittel ich dadurch vielleicht in meinem mir von Gott angewiesenen Wirkungskreise in Stand gesetzt würde, den schwarzen Augenblick der Verzweiflung von Manchem zu verbannen, der ihm nahe steht, oder, ohne es selbst zu glauben, ihm in vollem Laufe entgegen eilt.

Alle in Selbstmord endende Verzweiflung ist schon an sich ein unnatürlicher Zustand des Menschen, ist Wirkung entweder eines zerrütteten Körpers oder eines zerrütteten Geistes. Oft wirken beide Fälle furchtbar zerstörend zusammen.

Die Anlagen des Körpers, Schwermuth des Gemüths zu bewirken, sind Krankheiten, welche oft selbst der erfahrenste Arzt nicht durch seine Kunst heben kann, und schon in der fehlerhaften Verfassung des Leibes, seiner innern und edlern Theile, gegründet sein können. In diesem Fall ist der Körper ein mangelhaftes Werkzeug für die Seele, und diese selbst wird durch ihn in ihren Verrichtungen gehemmt. Oft ist ein solcher körperlicher Zustand, der zuweilen, bei aller anscheinenden Gesundheit, zu Geistesverwirrungen und zum Wahnwitz geneigt macht, in Familien sogar erblich, wenn nicht dafür gesorgt ward, daß bei Verheirathung der Erwachsenen die Ehe mit Personen geschlossen wird, die des Krankhaften Familie auf keine Art und Weise, auch im entferntesten Grade nicht, verwandt sind. Denn darum untersagen göttliche und menschliche Ordnungen die eheliche Verbindung unter Personen allzunaher Blutsverwandtschaft, damit die Fehler der körperlichen Verfassung nicht fortgepflanzt und durch Fortpflanzung immer größer würden.

Weit öfter aber werden die Anlagen zur Schwermuth erworben, als angeboren. Sie werden erworben durch eine naturwidrige Lebensweise, welche die Gesundheit

des Leibes zerstört. Dies zu verhüten liegt in des Menschen Macht und im Kreise seiner Pflichten gegen sich selbst. Er soll das Werkzeug als ein Heiligthum ehren, welches der Schöpfer ihm verliehen.

Aber wie soll ich alle jene Ursachen aufzählen, welche die Zerrüttung unserer Gesundheit bewirken! Sie sind zu mannigfaltig und vielfältig. Jede unnatürliche Behandlung des Körpers ist eine Vergiftung desselben. Am meisten wirkt dahin jegliche Unmäßigkeit, das heißt, jede allzu anhaltende, vorzugsweise Beschäftigung und Reizung eines einzelnen Theils des Körpers zum Nachtheil der übrigen. So ist es Unmäßigkeit im Essen und Trinken, welches die edeln Verdauungswerkzeuge schwächt, daß sie, gelähmt in ihren Verrichtungen, nicht mehr im Stande sind, gesunde Säfte aus den genossenen Speisen auszuscheiden; daß sie das Blut vergiften, oder die allzusehr gereizten Nerven geneigt machen, leicht und auf schreckliche Art verstimmt zu werden. Daher sieht man Prasser und Fresser frühzeitig an allerlei Uebeln kränkeln; daher die Freunde starker, geistiger Getränke, beim übermäßigen Genusse derselben, frühzeitig an Geistesschwächen leiden. So entspringt jede Unordnung im Innern, welche entweder zu frühem Tode, oder zur Gemüthsverwirrung, oder, wenn schwere Schicksale treffen, den in seiner Kraft gelähmten Geist zum Selbstmord hinreissen.

So ist es die thierische Wollust, welche das köstliche Werkzeug des Geistes, den Körper, furchtbar zerrüttet, indem sie die Nerven, durch welche der Geist am unmittelbarsten auf den Leib einwirkt, entkräftet und zerstört. In der That findet man den Selbstmord am gemeinsten in grössern Städten, wo die Sittenlosigkeit am meisten im Schwange ist; und unter den Selbstmördern zeigen sich da jene Opfer thierischer Wollust am häufigsten, die, zu schnell erschlafft und abgestumpft, keine Freude mehr empfinden konnten, und, von heimlichen Leiden gedrückt und von einem ewigen Mißbehagen gequält, das Dasein verachteten. Denn die Wollust, die den Menschen [illegible]arkt und entnervt, erzeugt mit der Schwächung des Leibes

einen Ueberdruß und Ekel an allem Guten und Schönen, eine todte Gleichgültigkeit gegen die reinern Freuden des Daseins und eine desto peinlichere Empfindlichkeit gegen jedes Ungemach, welches, wenn es den Verzärtelten antastet, ihm unerträglich wird. Der geschwächte Wollüstling ist schon in den Jahren, da er in voller Pracht prangen sollte, auf der Stufe, da der hochbetagte Greis steht; er ist lebenssatt, wie dieser, und, was schlimmer noch ist, voller Verachtung seiner selbst. Jene Lebenssattheit, verbunden mit den Unbehaglichkeiten eines zerrütteten Nervengewebes; diese Selbstverachtung, verbunden mit den Foltern eines unreinen Bewußtseins, erzeugen endlich bald die finstere Schwermuth, bald die gefährliche Einseitigkeit von Gedanken, die zum Selbstmorde reizen können.

Sogar — denn jede Unmäßigkeit wird dem Körper Gift — sogar schon eine anhaltend sitzende Lebensart ist hinreichend, die traurigsten Wirkungen hervorzubringen, indem sie die Eingeweide schwächt, Stockungen verursacht, den regelmäßigen Kreislauf der Säfte hindert, wodurch mit krankhaftem Druck und Spannung der Nerven schwere Beängstigungen die gemeinste Folge zu sein pflegen. Diese Beängstigungen vermehren sich, je länger die Ursachen derselben fortgesetzt, je weniger Abwechselungen in der Lebensart und körperlichen Bewegung versucht werden. Daher wird bei denjenigen Handwerkern, Künstlern und Gelehrten, welche durch eine beständig sitzende Lebensweise ihre Gesundheit zerrütten, ohne dem Körper durch entgegengesetzte Beschäftigungen Erholung zu gewähren, der meiste Hang zur Schwermuth und Schwärmerei angetroffen. Er kann, durch andere traurige mitwirkende Anlässe vermehrt, zuletzt in Verstandesverwirrung übergehen und zum Selbstmord verleiten.

Christliche Aeltern, christliche Erzieher, denen die Bildung der zarten Jugend anvertraut ist, vielleicht geschieht es schon durch eure Sorglosigkeit, daß ihr, ohne es zu wollen, ohne es zu vermuthen, Selbstmörder erziehet. Eure Wachsamkeit hätte sie retten können, hätte sie retten sollen in jenen Tagen,

da die jungen Menschen noch aller guten Eindrücke fähig waren. Lehret sie das Kleinod der Gesundheit als ein Heiligthum ehren, und daß nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohnen könne. Lehret sie früh jede Unmäßigkeit, das heißt, jede allzuanhaltende Reizung oder Beschäftigung eines Theils ihres Körpers meiden, die immer auf Unkosten anderer Theile zu geschehen pflegt. Nur durch harmonische Ausbildung aller Theile entsteht Harmonie und regelmäßige Wechselwirkung aller Theile des Leibes. Lehret sie abwechseln im Genuß der Speisen und Getränke, daß sie keiner Art mit verwöhnter Lüsternheit einen Vorzug geben; lehret sie abwechseln mit der Ruhe und Bewegung, daß weder übertriebene Anstrengungen, noch erschlaffende Trägheit und Einförmigkeit ihre edlern Leibesvermögen lähmen. Lehret sie früh in allen Dingen die goldene Mittelstraße lieben, zwischen dem Zuviel und Zuwenig wandeln; denn eben dies ist's, was dem Ungestüm der Jugend gewöhnlich das Schwerste ist; und eben diese Verschmähung weiser Mittelbahn ist's, was den frühesten Stoff zu Krankheiten oder zu vorherrschenden gefährlichen Neigungen und Leidenschaften erzeugt. Am meisten verwahrt sie vor jeglicher Verweichlichung; nur Uebung der Kräfte vermehrt die Kräfte; nur wer gewohnt ist, jeder Witterung, dem Uebel jeder Zeit Trotz zu bieten, dem schaden die Stürme des Lebens nicht, und nicht die Entbehrungen, welche er leiden muß. In Städten und Ländern, wo Verzärtelung und Ueppigkeit daheim sind, begegnet ihr auch den häufigsten Krankheiten. Unter einem abgehärteten Volk, dem Sitteneinfalt heilig ist, wo weder das Beispiel noch der Reiz zur Wollust gemein ist, gehören kränkliche Menschen zu den Seltenheiten; Selbstmörder sind unbekannt. Wie mag ein gesunder Geist in einem kräftigen Körper, der die Unannehmlichkeiten des Tages ruhig besteht, Unlust am Leben fühlen, das der Freuden so viele bietet? Nur der Entnervte, der durch Verzärtelung allzureizbar Gewordene, der mit Wollüsten übersättigte und durch Vergeudung seiner Kräfte Abgestumpfte mag zuletzt das Leben eine Bürde heißen.

Also mögen kränkliche Umstände des Leibes oft zu unnatür-

lichen Geistesstimmungen Anlaß geben; aber auch der Geist hat, unabhängig vom Körper, seine Krankheiten, die ihn, bei schrecklicher Entartung, zum Wahnwitz und Selbstmord, und beiweitem öfter, noch als jene durch den Körper entsprungenen Uebel, leiten.

Alle solche von dem Gesundheitszustande des Leibes unabhängigen Geisteskrankheiten bestehen aber in der übermäßigen Werthschätzung gewisser irdischer Annehmlichkeiten. So ist Unmäßigkeit in den Handlungen der Seele folglich nicht minder gefährlich, als Unmäßigkeit in Rücksicht des Körpers ist.

Unter den irdischen Glücksgütern, welche für den Menschen vorzüglich Reiz haben, stehen Schönheit, Reichthum und Ehre obenan.

Die Schönheit verführt den Menschen zu einer übermäßigen leidenschaftlichen Liebe gewöhnlich in jenem Alter, wo der Geschlechtstrieb am regesten, und die Einbildungskraft am mächtigsten ist. Daher werden durch sie gewöhnlich nur junge Leute das traurige Opfer. Die Werthschätzung einer geliebten Person artet in diesem Alter um so leichter in zerstörenden Wahnsinn und zum Selbstmord aus, je feuriger da noch der Drang des Blutes, je merkbarer da noch das Gefühl wachsender Kräfte, und je geneigter da noch das unerfahrne Gemüth ist, allen Hindernissen die Stirn zu bieten. Die leidenschaftliche Liebe, wie jede Leidenschaft, ist an sich selbst schon eine Art Wahnsinns. Es ist nicht die Schönheit des geliebten Gegenstandes, sondern die eigene träumerische Vorstellung und Erhöhung derselben im Gaukelspiel der Einbildungskraft, wasdie Leidenschaft nährt und den Wahnsinn hervorbringt, und zuletzt Leben und Tod gleichgültig macht.

Es gibt kein Mittel, das Erwachen einer heftigen Geschlechtsliebe zu hindern — denn die Natur selbst weckt den Trieb —, aber es gibt Mittel, die Entartung solcher Empfindungen zu verhüten, und das wirksamste aller Mittel liegt in einer weisen Erziehung.

Es liegt darin, daß man dem jungen Menschen schon früh-

zeitig die ehrwürdigsten Angelegenheiten der Menschen am theuersten macht. Ehrfurcht vor der Gottheit, Liebe zur Gottheit, religiöse Ausübung unserer Pflichten und die erhabene Bestimmung des unsterblichen Geistes sei ihm das Heiligste. Wurden diese Gedanken, diese Gefühle frühzeitig, schon von den Kindheitstagen an, in ihm vorherrschend gemacht: so werden sie auch in der gefährlichsten Stunde, mitten durch den Sturm empörter Leidenschaften, ihre Stimme hören lassen, und den verirrten Geist zu seinen eigenen Gesetzen zurückrufen. Es wird eine höhere Liebe, als die Geschlechtsliebe, ihre Rechte immer geltend machen; es wird das dankbare Andenken an Aeltern und theure Verwandte die wilden Ausbrüche der Leidenschaft mildern.

Ein anderes Mittel, welches die Erziehung darbietet, liegt in der vorsichtigen ersten Behandlung junger Leute, welche von Natur schon eine lebhafte Einbildungskraft erhalten haben. Alles, was die Einbildungskraft besonders reizt und nähret, zum Nachtheil anderer Seelenvermögen, ist dem phantasiereichen Kinde gefährlich. Beschäftiget vorzugsweise seinen Verstand, seine Urtheilskraft, seinen Scharfsinn, sein Gedächtniß. Die Uebung dieser Gemüthseigenschaften wird das Ueberhandnehmen des Einbildungsvermögens am kräftigsten beschränken, ohne es darum zu tödten. Entfernt euer Kind von allem dem, was die Phantasie auf irgend eine Weise erhitzen kann: Erzählungen aller Art, die allzulebhafte Theilnahme erwecken; Bücher, welche nur Werke der Phantasie sind, Schauspiele, Romane, Gedichte, welche statt der wirklichen Welt eine eingebildete geben und die Vorstellung für Gegenstände erhitzen, die nirgends als im Träumen vorhanden sind.

Die meisten Selbstmörder aus Liebe, so wie diejenigen, welche durch Leidenschaft den Gebrauch ihres Verstandes gänzlich einbüßten, geriethen in dieses Unglück durch eine übermäßige Ausbildung und Reizung ihrer Einbildungskraft zum Nachtheil anderer Seelenkräfte. Nur harmonische Entfaltung aller Seelenvermögen, so daß die edlern (Urtheilskraft und Scharfsinn) die vorwaltenden, die geringern hingegen

(Einbildungskraft, Gedächtniß, Empfindsamkeit) die untergeordneten und gehorchenden sind — nur solche harmonische Entfaltung begründet die Gesundheit der Seele dauerhaft.

Eben so viele Selbstmorde, als die ungeregelte Leidenschaft der Geschlechtsliebe und die dadurch überspannte Einbildungskraft verursachte, hat auch die übermäßige Werthschätzung des Reichthums veranlaßt. Schon Unzählige, die sich dem Laster des Geizes ergaben, legten Hand an ihr Leben, wenn sie durch irgend einen bedeutenden Verlust ihres zusammengescharrten Vermögens nun die ganze Mühe ihres Lebens vereitelt sahen, oder in die verzweiflungsvolle Furcht geriethen, ihre Tage im Elend hinschleppen zu müssen. Wer Geld und Gut nicht um des Gebrauches willen liebt, welchen man davon für sich und Andere machen kann, sondern diese Schätze um ihres Selbstes willen liebt, sie nicht als Mittel, sondern als Zweck hoch ehrt, für die es allein der Mühe werth ist, zu leben, der verdient geizig genannt zu werden. Die übertriebene, an Wahnsinn grenzende Hochachtung des Reichthums ist eine krankhafte, einseitige Richtung des Geistes — eine Abstumpfung der Gefühle für alles Edlere im Leben, und endet daher oft, bei Unglücksfällen, mit Hinwegwerfung des Lebens oder mit Verrücktheit.

Gewöhnlich wird zu dieser einseitigen Geistesrichtung ebenfalls schon in der Jugend der Grund gelegt, indem Aeltern und Erzieher entweder selbst dem Kinde eine zu hohe Vorstellung vom Werth des Reichthums beibringen, ihm denselben als einen Hauptzweck des Lebens darstellen, es nicht lehren, denselben durch weisen Gebrauch nur als ein nützliches Mittel zu betrachten — oder, wenn sie zu wenig auf die Neigung manches Kindes achten, welches am Einsammeln und Aufbewahren glänzender Kleinigkeiten, an fruchtlosem Sparen ganz besonderes Wohlgefallen findet, und den meisten Schmerz äussert, wenn es, um Andern Freude zu machen, von seinem kleinen Eigenthum mittheilen soll. Ja, die Thorheit der Erzieher bestärkt wohl noch zuweilen das Kind in diesem engherzigen Sinn, in diesem kleinlichen, eigennützigen Hang der Sparsucht und des Vielhabens, indem man es mit Lobsprüchen beehrt und aufmun-

tert, und dagegen den Leichtſinn und die verſchwenderiſche Freigebigkeit Anderer als Laſter nebenanſtellt. O wie viele unvorſichtige Erzieher legten durch ihre Unachtſamkeit ſchon den Grund zum lebenslänglichen Elend eines künftigen hartherzigen, golddürſtigen, für alles Gemeinnützige und Gute, zu dem er beitragen ſollte, gefühlloſen Geizhalſes! Wie viele Aeltern erweckten durch tadelnswerthes Lob im Kinde jene übermäßige Werthſchätzung irdiſchen Gutes, welche den Mann nachher zur Verzweiflung und zum Selbſtmorde riß!

Am allergemeinſten aber iſt unter den Urſachen des Selbſtmordes der falſche überſpannte Ehrgeiz.

Allerdings ſoll uns die Hochachtung unſerer Mitmenſchen theuer ſein; je mehr Liebe und Achtung uns umringt, je größer iſt unſer Wirkungskreis, je tiefer treten wir gleichſam ins Leben ſelbſt ein. Allein das Streben nach Ehre hat eine falſche Richtung genommen, ſobald uns mehr an dem gelegen iſt, was die Leute von uns ſagen, als an der Tugend ſelbſt, derentwillen wir Achtung fordern könnten; unſer Streben iſt falſch, ſobald wir die Ehre ſelbſt zum Hauptzweck und nicht zu einem Mittel machen, wodurch wir um ſo wohlthätiger wirken können, je mehr Menſchen Vertrauen in uns ſetzen; unſer Streben iſt falſch, wenn wir in Dingen Ehre ſuchen, die zufällig, aber weder Eigenſchaften unſers Geiſtes, noch unſers Herzens ſind. In dieſem Augenblick beginnt die Verkehrung der Begriffe, die Verwirrung des Verſtandes. Nicht das Amt, nicht die hohe Stelle kann einen Mann ehren, ſondern er ſoll durch ſeine Tugenden das Amt ehren und glänzender machen. Nicht der Reichthum kann und mag den Beſitzer ehren, ſondern der Eigenthümer ſoll ſeinen Reichthum durch den weiſen Gebrauch ehren, welchen er davon macht. Der Weiſe und Tugendhafte, wenn er von den bürgerlichen Ehrenſtellen verdrängt wird, iſt darum nicht minder ehrwürdig, mag ihn auch der Pöbel verkennen; der Böſewicht und Unwiſſende im hohen Amte iſt nicht minder verächtlich, mag ſich auch der Schmeichler kriechend vor ihm beugen. Der edle Mann, wenn er verarmt, iſt darum nicht minder edel und geachtet, mag er gleich nicht durch Glanz die Au-

gen der Gaffer auf sich ziehen. Der Niederträchtige und Thor ist in der Fülle großen Reichthums darum nicht minder verächtlich, mag ihn auch das Heer feiler Schmarotzer umgaukeln.

Nur Herz und Geist adeln, nur Verdienst und Tugenden sind ehrwürdig. Wer sich durch Amt und Würde allein geehrt fühlt, und nicht in das, was er im Herzen und Geiste werth ist, den höchsten Preis des Lebens setzt, sondern in das, was die Leute von ihm halten, was ihm Menschengunst, Glücksspiel und Zufall gaben, der eilt mit verirrten Begriffen falschen Zielen nach, und je leidenschaftlicher, je näher der Untergang.

Raubet einem solchen, dem das Urtheil des blinden Haufens das höchste Gut, die Gottheit seines Lebens ist, einen Theil oder das Ganze seines Vermögens, — nehmet ihm seine bürgerliche Würde, sein Ordensband, nehmet ihm die Achtung seines Geburtsortes und Aufenthaltes, weil er sich durch irgend einen Fehltritt schuldig machte, und er wird mit dem Verlust seiner Gottheit das Leben ferner zu besitzen verschmähen: er wird Selbstmörder, weil er wahnsinnig an verkehrten Begriffen hing.

Wie viele Opfer schlachtete schon der falsche Begriff von Ehre, die Furcht vor dem ungünstigen Urtheil der Leute! Und wer mag es läugnen, daß auch diese schrecklichen Schauspiele durch unzweckmäßige Erziehung verursacht sind, da man Kindern wichtiger machte, auf das, was die Leute sagen würden, zu achten, als auf das, was Gott und unser Bewußtsein uns von uns selbst sagen!

Jeder falsche Begriff, jeder Irrthum, wenn er lange genährt und wirksam auf unsere übrigen Vorstellungen und Handlungen wird, ist Keim und Anlage zu einer Gemüthskrankheit. Jeder Widerspruch gegen das Wahre, jede Verletzung der einfachen Naturordnungen bringt Zerstörung und Untergang.

Gott, ewig und ehern und heilig sind deine Ordnungen, schauderhaft die Wirkungen, welche aus einer Empörung wider dieselben entspringen. Laß mich Wahrheit suchen in allen meinen Wegen, und in Eintracht wandeln mit Deinen Gesetzen. Laß mich beständig eingedenk sein, daß dieses Leben nur dann

seinen höchsten Glanz vor uns entfaltet, wenn wir den wahren Werth unsers Daseins mit Klarheit einsehen; daß aber die höchsten Güter dieses Daseins nicht das Irdische sind, sondern was ewig und unsterblich in dem unsterblichen Geiste lebt: Weisheit, Tugend, Seelenadel!

Mit Ernst will ich über mich wachen, daß keine andere Lust in mir mächtig werde, als die, nach Deinen Gesetzen zu leben. Nur Du, Allerheiligster, Du bist mein Gott, und ich will keinen andern Gott neben Dir anerkennen; nicht Sinnentand und Sinnenkitzel, nicht Schönheit, nicht Ruhm, nicht Pracht. Nur Du bist mein Gott, nur in Dir ist mein Reichthum, mein Ruhm und das Glück meines Lebens!

43.

Todtenerscheinungen und Ahnungen.

Luk. 24, 39.

Messias kam. — Die falschen Weisen
Verschwanden! Gott, Dich muß man preisen,
Der Du uns Deine Wahrheit gibst!
Doch wem — wem gabst Du Deine Rechte?
Dem wankelmüthigsten Geschlechte.
Das ist es, das so sehr du liebst?
Kaum aus der Noth hervorgezogen,
Verachtet Deine Welt ihr Glück,
Und hält gleich einem losen Bogen,
Und fällt in ihre Noth zurück.

Sie läßt sich Deine Wahrheit rauben:
Jahrhunderte voll Aberglauben!
Voll Gräu'l! für die Vernunft voll Hohn!
Entweiht klagt die Religion.
Der Wahn von Juden und von Heiden
Muß sich in Christi Lehre kleiden,
Und — wehe — triumphirt noch heut
Mit Jesu Wort und Licht im Streit!

Es gehört zu den Seltsamkeiten unserer Tage, daß nicht nur unwissende Leute, von mangelhafter Erziehung, falsche Vorstellungen von den Eigenthümlichkeiten und Kräften der Natur haben, sondern die in mancherlei Dingen große Erkenntnisse und Geschicklichkeiten erworben haben mögen, welche in die thö-

richtsten Vorurtheile der unwissendsten Zeitalter, in die längst und mit Recht verspotteten Aberglauben aller Art wieder eintreten.

Dies rührt, wie es scheint, wohl vornehmlich daher, daß Manche, welche in ihrem Eifer für Licht Anfangs zu weit gegangen waren, auch hin und wieder eine gesunde Aehre unter die Spreu geworfen und Alles und Jedes, was ihr Verstand nicht begriff, was mit ihren Naturkenntnissen nicht ganz übereinstimmte, für Irrthum und Aberglauben erklärt hatten. Dadurch wurde Andern wieder die Arbeit solcher, welche Aufklärung verbreiten wollten, sehr verdächtig. Wo Verdacht einkehrt, wandert das Zutrauen aus. Man hielt das Verworfene nochmals für wichtig genug, neu aufgehoben zu werden. Man prüfte von neuem, und je nachdem einzelne solcher Prüfer eine lebhafte, zu Schwärmereien geneigte Einbildungskraft, einen reizbaren Nervenbau hatten, oder nicht, nahmen sie von ungeistlichen und altvetterlischen Fabeln, vor welchen Paulus (1 Tim. 4, 7.) warnt, mehr oder weniger in ihren Glauben auf.

Eine andere Quelle dieses Uebels scheint auch die zu sein, daß es heutiges Tages leichter ist, als vor Zeiten, seine eigenen Meinungen durch Druckschriften schnell zu verbreiten. Es schreiben nun Viele über Dinge, worin ihnen gründliche Kenntnisse abgehen, Bücher, deren ganzes Verdienst oft nur in der Anmuth der Schreibart und der Wahrscheinlichkeit besteht, mit welcher sie ihre Einbildungen und Muthmaßungen auszuschmücken wissen. Da nun aber der größte Theil von denen, die solche Schriften lesen, weder Scharfsinn genug hat, Trugschlüsse der Schriftsteller zu zerstören, noch Kenntniß und Erfahrung genug besitzt, Träumereien zu widerlegen; da ferner in jedem Menschen die geheime Neigung zu Allem lebt, was den Reiz des Wunderbaren führt: so kann man sich leicht erklären, wie der Glaube an Gespenster, Geistererscheinungen, Hexerei, Kobolde, Ahnungen und dergleichen nicht nur im unwissenden Volkshaufen, sondern selbst unter vielen Personen, die einen bessern Unterricht genossen, mehr oder minder herrschend bleibt.

Es ist bekannt, daß schon die Juden zur Zeit unsers Erlö-

sers Jesu Christi vielen solchen Aberglauben von den Heiden aufgenommen hatten, mit denen sie, als Nachbarn, im täglichen Verkehr standen, oder unter deren Oberherrschaft sie, wie z. B. in Zeiten der babylonischen Gefangenschaft, gestanden waren. Die Juden waren damals selbst den heidnischen Römern als ein äusserst abergläubisches Volk bekannt und verächtlich. Christus fand bei den Juden den Glauben an Erscheinungen und Gespenster, an Umherwandeln von mancherlei Teufeln, denen sie verschiedene Namen gegeben hatten, üblich. Wollte er mit ihnen reden, wollte er sich ihnen verständlich machen, so mußte er nothwendig in der Sprache, in der üblichen Vorstellungsart dieses in Unwissenheit gerathenen Volkes reden. — Weil in der heiligen Schrift, selbst in den Reden Jesu, die Vorstellungsart der Juden aufgenommen worden ist, nicht als wahrhaft, sondern als üblich: so hat dies in spätern Zeiten Manchen verleitet, das, was die Juden von den Heiden erlernt hatten, und glaubten, oder das, was bei ihnen in ihrer Art zu denken üblich war, auch für wahrhaft zu halten.

Solche Arten des Irrthums auszurotten, überließ Jesus, Gottes Sohn, der Kraft seiner hohen Lehre, vor welcher einst solche Traumgestalten schwinden würden, wie die Nachtschatten vor der aufgehenden Sonne. Menschenlehren läutern sich selber. Denn auch bei dergleichen Wahn kann man ein frommer, tugendhafter Mensch sein und in seinen Gesinnungen wohlgefällig vor Gott. Ohnedem hat jedes Zeitalter seine Schwächen und Lieblingsirrthümer, die so lange behauptet werden, bis sie durch bessere Einsichten verschwinden. Jesus führte sein hohes Lehramt nur drei Jahre. In so kurzer Frist hatte er unendlich erhabenere Dinge zu vollbringen. Er unterschied die Irrthümer des Verstandes, die an sich niemals Sünde sind, von den Verirrungen des Herzens. Von diesen letztern wollte der Messias die Menschheit befreien, und sie zu Gott zurückleiten. Daher eiferte er mehr gegen die Sünden der Welt, als gegen die mangelhafte Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte. Er liebte daher die Kinder, weil sie noch rein an Lastern und bösen Gewohn-

heiten der Erwachsenen sind, ungeachtet der kindliche Verstand arm an Erfahrungen, noch reich an Irrthümern ist.

Heutiges Tages, da wir seit Jesu Tagen eine Erfahrung von beinahe zweitausend Jahren mehr haben, ist der Glaube an Gespenster, Kobolde, Hexen, Zaubereien, Teufelsbündnisse, Bannungen böser Geister ziemlich verschwunden. Er erhält sich nur noch bei den Aermsten und Niedrigsten im Volke, die keine Gelegenheit hatten, in guten Schulen bessere Erkenntniß zu sammeln, und solche Fabeln von ihren unwissenden Verwandten hörten. Denn die ersten Christen waren ja entweder Juden oder Heiden. Als diese die Lehre vom Kreuz annahmen, vergassen sie darum nicht die Mährchen der Vorwelt. Sie behielten ihren Aberglauben, gegen welchen die Lehrer der Religion weniger, als gegen die herrschenden Sünden oder gegen Abgötterei predigten. So pflanzte sich denn, doch immer abnehmend, der Aberglaube von Kindern zu Kindeskindern bis auf unsere Zeiten fort.

Am häufigsten glaubt man wohl unter uns noch an die sichtbaren oder fühlbaren Wiedererscheinungen verstorbener Personen. Man glaubt daran, ungeachtet von allen jetztlebenden Menschen keiner ist, der das Glück gehabt hat, einen abgeschiedenen Freund aus dem Reiche der Geister zurückkehren zu sehen. Um sich auch nur die Möglichkeit solcher Wiedererscheinungen darzuthun, erdichtet man neue Mährchen von einem besondern Aufenthaltsorte der Seelen nach dem Tode, ehe sie von Gott gerichtet sind. Man läßt sie bald unter der Erde, bald in der Luft wohnen. Aber wer hat diesen Träumern solche Offenbarungen gebracht? Oder wer von ihnen hat das Schicksal des Geistes gesehen, wenn er von seiner irdischen Hülle getrennt ward? — Kein Sterblicher. Dies ist das Geheimniß Gottes, des liebenden Vaters. Aber wahrlich, er weiß seinen Kindern, den Geistern der Verstorbenen, wohl edlere, würdigere Beschäftigungen nach dem Tode ihres Leibes, als sie zwecklos umherfahren zu lassen, die Ruhe und Glückseligkeit einiger Lebenden zu stören. — Und wenn man auch vielerlei Erzählungen von wiedererscheinenden Verstorbenen gesammelt hat: so sind diese

Erzählungen in sich selbst unwahrscheinlich; meistens von Leuten, welche sich durch eine allzulebhafte Einbildungskraft selbst betrogen, oder in Furcht und Schrecken Dinge sahen, die gar nicht vorhanden waren, oder etwas, das sie wahrnahmen, ganz anders auslegten, als es im natürlichen Zusammenhange der Dinge lag.

Was den Glauben an das Wiedererscheinen verstorbener Personen noch besonders begünstigt, ist die dem Menschen eigene, natürliche Furchtsamkeit, besonders im Dunkeln. Diese Furchtsamkeit äussert sich schon in den ersten Kindestagen, wo man noch keine Vorstellung von Gespenstern hat. Jeder Mensch, und somit auch das Kind, hat vor allem Fremdartigen eine wohlthätige Schüchternheit. Im Dunkeln aber wird, wegen des höchstdürftigen Lichts, das auf die umstehenden Gegenstände fällt, Alles undeutlich, verworren, ungewöhnlich. Selbst das Bekannteste gewinnt ein anderes Ansehen. So erschrickt das Gemüth leicht. Man glaubt sich unsicher. Die Einbildungskraft sieht die Gefahr grösser, als sie ist. Man hat im Leben so wunderbare Gestalten nie gesehen, als hier sich in der Dämmerung zu bilden scheinen. Man wird geneigt, sie für etwas Ueber- oder Unterirdisches zu halten. Die Erinnerung an die Todten, deren Anblick immerdar für die lebensbegierige Menschennatur etwas Schauderhaftes hat, erwacht, und das Gespenst oder die Erscheinung eines Verstorbenen ist sogleich gemacht.

Es wäre nicht nöthig gewesen, daß noch verschmitzte oder schadenfrohe Leute, welche von der Schreckhaftigkeit Anderer Nutzen ziehen wollten, hinzugekommen wären, um durch kecke Betrügereien und Vermummungen die Furchtsamkeit der Abergläubigen zu vergrössern. Sie ist es schon genug durch sich selbst.

Diese Furchtsamkeit wird leicht auf die Kinder fortgepflanzt, besonders durch künstlich-grausenhafte Erzählungen. Die ersten Eindrücke auf jugendliches Gemüth und Gedächtniß sind bekanntlich die tiefsten und bleibendsten. Daher sind gar oft selbst betagte, einsichtvolle Leute, wenn sie auch fern von allen Thorheiten des Aberglaubens sind, nicht immer im Stande, sich des

Grauens und einer unwillkürlichen Bangigkeit zu erwehren vor Dingen, an deren Dasein sie nicht glauben können. So tief haftet in ihnen das, womit man in Kinderjahren ihre Einbildungskraft in Schrecken gesetzt hat.

Da nun solche Furchtsamkeit vor eingebildeten Uebeln in der That oft Freuden, Frieden, Ruhe und heitern Genuß des Lebens stört, ist es christliche Pflicht, sie auf jede Art zu vermindern. — Auch Jesus Christus, unser Aller Meister, unterließ es nicht. Als er nach seiner Auferstehung zu seinen Jüngern trat, die ihn noch im Grabe glaubten, und sich vor ihm entsetzten, weil sie glaubten, er sei ein Geist, widerlegte er ihnen die Thorheit ihrer abergläubigen Gedanken mit wenigen Worten. „Was seid ihr so erschrocken," sprach er zu ihnen, „und warum kommen solche Gedanken in eure Herzen? Sehet meine Hände und meine Füße. Ich bin es selber. Fühlet mich und sehet! — Denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe." (Luk. 24, 38. 39.)

Man kann nichts durch die Sinne wahrnehmen, als das Sinnliche, Irdische. Der Geist des Menschen aber ist ganz das Entgegengesetzte vom Irdischen und Körperlichen. Wie kann man nun sehen das, was unsichtbar, und fühlen, was unfühlbar ist? Es fehlt nicht an Träumern, welche, im vollen Widerstreit mit Jesu Worten, den Geistern abermals einen Körper erdichten, wie den menschlichen gestaltet. Aber wer hat ihnen die Offenbarung gegeben? Noch mehr, sie geben solchen luftigen Körpern sogar, menschlicher Weise, ein Gewand und Kleid, als wenn sich unser Linnen- und Wollenzeug, oder unsere Kleidersitte auch im Reiche der Geister befände. Es ist ein Beweis von der erstaunenswürdigen Schwäche und Leichtgläubigkeit des menschlichen Verstandes, an solchen sinnlosen und sich selbst widerlegenden Fabeln nur einen Augenblick lang Geschmack zu finden.

Aber, Dank sei es den Fortschritten der gesunden Vernunft; Dank sei es den sich immer verbessernden Unterrichtsanstalten für die Jugend; Dank den immer heller werdenden Einsichten in die Natur und derselben Kräfte: jene Traumbilder des Aber-

glaubens werden mit Recht schon von den meisten Christen verlacht und verworfen.

Dahingegen erhält sich der Glaube an Ahnungen von Sterbenden, an Vorherverkündigungen gewisser Begebenheiten der Zukunft, allgemein.

Allerdings läßt sich nicht läugnen, daß wir in Erforschung der Naturgeheimnisse noch Lehrlinge sind, und daß wir Manches, was uns unbegreiflich scheint, nicht eben deswegen gänzlich hinwegläugnen müssen. Wir wissen jetzt z. B., daß die menschliche Seele, die sich zu ihren Werkzeugen im Irdischen besonders der Nervengeflechte bedient, auch über die Nerven hinaus empfinden kann. Wir wissen, daß in gewissen Zuständen von Nervenkrankheiten der Mensch erhöhtes Vermögen besitzen kann, entfernte Dinge wahrzunehmen, die Meilen weit von ihm getrennt sind. Wir wissen, daß bei einem zerrütteten Nervenzustande manche Personen auch mit festgeschlossenen Augen sehen, bei geschlossenen Gehörwerkzeugen hören können. Wir haben die Beispiele an den sogenannten Nachtwandlern, welche bei festem Schlafe ihres Leibes Dinge verrichten, die sie im wachenden Zustande ihres Leibes nicht auszuführen im Stande wären. Hier zeigt sich also ganz offenbar eine Wirksamkeit der Menschenseele, ganz unabhängig von ihren äussern Sinnen. Aber eigentlich sind es ja auch nicht die Augen, welche sehen, die Ohren, welche hören, sondern die Seele ist's, welche sieht und hört und wahrnimmt durch die Nerven, die sich über die ganze Oberfläche des Leibes ausbreiten, und am meisten gegen die Sinnenwerkzeuge des Geruchs, Gefühls, Gehörs, Geschmacks und Gesichts verdoppeln. Man weiß sogar, daß es Nervenkrankheiten gibt, in welchen ein Gesunder dem Kranken gewissermaßen von seiner Lebenskraft mitzutheilen fähig ist, und daß er, je mehr von seiner Lebenskraft in den Kranken übergegangen ist, dadurch eine Art von Macht erhält, bloß durch seinen Willen und Gedanken den Willen und Gedanken des Kranken zu beherrschen.

Die unzweifelhaften Erfahrungen bestätigen also die Möglichkeit einer engen Verbindung, einer Einwirkung der Seelen

auf Seelen, ohne Dazwischenkunft körperlicher Hilfsmittel. Und in so fern ist auch das, was wir Ahnungen, Vorherverkündigungen und dergleichen mehr nennen, wohl etwas Gedenkbares.

Allein alle jene unzweifelhaften Erfahrungen haben uns nichts Anderes bewiesen, als daß die menschliche Seele, in gewissen Krankheiten, ein erhöhtes Wahrnehmungsvermögen besitzt, nicht aber, daß sie eine Kraft hätte, auf Körper ausser ihrem Leibe zu wirken. Die Seele ist geistigen Wesens, und auf Körper kann sie nur vermittelst ihres eigenen Körpers wirken. Folglich ist von solchen vermeinten Ahnungen nichts zu halten, und eben so wenig von Vorherbedeutungen gewisser Schicksale, wenn die Zeichen davon uns irdisch oder körperlich erscheinen. Seelen wirken nur sich mittheilend auf Seelen; Körper nur sich mittheilend auf Körper; Geist nur sich mittheilend (durch die Sprache) auf Geister. Ohne Körper aber ist auch keine hörbare Sprache möglich.

Wer sich also rühmt, Ahnungen gehabt zu haben, kann sie nicht ausser sich gehabt und gesehen, sondern im Innern seiner Seele empfunden haben. Und wenn sich dieselben nun auch nicht gänzlich verwerfen lassen, bleibt doch unmöglich, immer genau zu erkennen, welche Empfindung Ahnung gewesen sei und welche nicht. Denn der Wechsel der Gefühle im Menschen ist zu schnell und vorübergehend, als daß er fähig sein könnte, sich darüber deutlich Rechenschaft zu geben. Wir werden uns in dem, was wir für Ahnungen und Vorherkündungen ansehen, tausendmal täuschen, ehe wir einmal richtig sehen. Es geschieht auch gewöhnlich, daß die, welche eine Ahnung gehabt zu haben glauben, es erst hinterher erkennen, wo ihnen die Vorherkündung nicht mehr, weder zum Guten noch Bösen, etwas frommen kann. Denn das ist der Wille des Herrn: der Sterbliche soll nicht das Zukünftige vorhersehen, damit er desto harmloser und freier handle, nicht aus Furcht und Schrecken, sondern aus inniger Liebe zu Gott und Menschen.

Darum ist es Pflicht, weder auf sogenannte Ahnungen und Vorzeichen viel Acht zu haben, noch ihnen einen besondern Werth beizulegen. Denn theils würden wir uns dabei nur allzuoft mit

Einbildungen täuschen, theils weniger aus wahrer Gottesfurcht und Nächstenliebe, als aus Eigennutz und Besorgniß handeln. Noch größere Pflicht aber ist es, alle schreckhafte Bilder der Einbildung und die eitle Furcht vor Erscheinungen abgeschiedener Geister von uns zu verbannen. Denn Christus Jesus, der Göttliche, hat uns die Unmöglichkeit solcher Erscheinungen an sich selbst dargethan. Seine Worte zu den erschrockenen Jüngern sagten nichts Anderes, als: Wäre ich ein Geist, so würdet ihr mich wahrlich nicht sehen und nicht fühlen.

Um sich der thörichten Fabeln und der eiteln Furcht vor denselben ganz zu entschlagen, auf daß damit nicht länger die innere Zufriedenheit, die Gesundheit des Körpers, die häusliche Glückseligkeit gestört werde, ist es am zweckmäßigsten, derselben nie zu gedenken; und wenn sich unwillkürlich solche Gedanken aufdrängen, alsbald Zerstreunng zu suchen. Man denkt erst, was man fürchtet; und was man fürchtet, pflegt man dann erst zu sehen. — Die bloße Entwöhnung von einem Gegenstand ist oft hinreichend, uns ihn fremd und unser Urtheil über ihn unbefangener und sicherer zu machen. So lange man durch Furcht bewegt wird, ist jedes Urtheil unzuverlässig.

Nicht minder wichtig ist es, daß wir nicht alsbald jeden Vorfall, den wir auf der Stelle zu erklären unfähig sind, einer übernatürlichen Ursache zuschreiben. Denn wir haben zahlreiche Beweise, daß Begebenheiten, welche höchst wunderbar schienen, und selbst einsichtvolle Menschen in Erstaunen setzten, zufällig erst lange Jahre nachher auf die natürlichste Weise erklärbar und begreiflich geworden sind. Wer in Allem, was ihn befremdet, sogleich Einmischung oder Spiel höherer Wesen oder Wunder sieht, setzt sich der Gefahr aus, mit Recht wegen Unverständigkeit oder Unerfahrenheit getadelt zu werden, und wirkt mit seinem Wahn nachtheilig auf schwache Gemüther und unwissende Personen.

Daher ist jedem Christen wichtig, besonders auf die Behütung der Jugend vor den falschen, abergläubischen Mährchen Acht zu haben. Es ist Pflicht, Kindern früh Muth und Zuversicht einzuflößen; ihnen alles Wunderbarscheinende so natür-

lich zu erklären, als man dazu fähig ist; von Allem, was sie erschreckt hat, das Schreckbare hinwegzuziehen, daß sie in Zukunft beherzt, getrost und vorurtheilsfrei einherschreiten, des Nachts wie am Tage. Vor allen Dingen vermeide man, ihnen in den ersten Lebensjahren von Hexen, Gespenstern, Todtenerscheinungen und andern Erdichtungen des furchtsamen Aberglaubens hören zu lassen; man verbiete dem Gesinde, ihnen je von solchen Thorheiten zu erzählen; man verbiete, ihnen auch nur im Scherz durch irgend ein Schreckensbild Angst und Furcht einzuflößen. Wer solches thut, macht sich schwerer Verantwortlichkeit schuldig, denn er legt den Keim zu vielerlei spätern Uebeln und Selbstpeinigungen in das zarte, jugendliche Gemüth. Und kann es endlich nicht länger vermieden werden; erfährt ein Kind durch unvorsichtiges Geschwätz von den albernen Empfindungen des Aberglaubens: so sollen wir, wie Jesus Christus seinen Jüngern gethan, durch einfache Beweise die Nichtigkeit solcher Einbildungen darthun.

Wie viel Irrthum ist in der Welt noch wider der Menschen Willen! Wer nun wissentlich Irrthum verbreitet, ist er nicht ein Mörder an der Vollkommenheit der Geister auf Erden? — Gott ist der Vater des Lichts und der Wahrheit; lasset uns ihn ehren durch Verbreitung der Wahrheit und des Lichts! Amen.

44.

Guter Name nach dem Tode.

Pſ. 26, 19.

Wenn wir unſern Lauf vollenden,
Wenn wir unſ're Seele nun
Uebergeben Deinen Händen,
Bald in Deinem Schooſe ruh'n:
Ach, dann werde unſer Name
Hier noch manches Guten Same,
Werde nicht, gleich unſerm Staub,
Früh des Todes eitler Raub.

Wenn nicht Haß und Neid mehr kränken,
Mißgunſt längſt geſchwiegen hat,
Werde unſer Angedenken
Noch ein Keim zu guter That!
Werd' auf ſeinen Pilgerwegen
Noch des Enkels ſchöner Segen,
Und in unſerm Siegerkranz
Eine Perle voller Glanz!

Einſame Gräber! ihr ſtillen, niedrigen Bewahrungsörter zerbrochener Seelenhüllen, ihr geheimnißvollen Hügel, deren Gras die Thränen der Wehmuth ſo oft benetzten — wer wendet aus der Ferne den Blick zu euch hinüber, oder wer wandelt neben euch hin, ohne von einer ernſten Empfindung durchſchauert zu werden?

Gern betrachte auch ich euch. Nicht aus banger Furcht, daß vielleicht auch einſt in den Reihen eurer ſtummen Bewohner mein Leichnam ruhen werde, — nicht aus Schwermuth und um den Empfindungen geheimer Leiden ungeſtört nachzuhängen, — nicht aus Lebensmüdigkeit betrachte ich euch gern: ſondern weil es der Seele des Chriſten wohlthut, in euch die untergegangene Wirklichkeit zu ſehen, und von euerm Staube empor mit verklärtem Blick in das Ewige zu ſchauen.

Hier ruhen Alle! Dahin kam zuletzt mit allen ſeinen Anſtrengungen der Habſüchtige, und eine Hand voll Erde genügt ihm, die ihn deckt! — Dahin der weichliche Müßiggänger, dem die zarteſten Kiſſen einſt zu hart waren: er liegt wohlgebettet in des Bodens Schoos! — Dahin der Unzufriedene, der nie mit

seinem Schicksale ganz zufrieden sein konnte; nun klagt er nicht mehr, so wenig er auch hat! — Dahin der Ehrbegierige, der nie hoch genug steigen, der nie weit genug herrschen konnte; die weite Welt war ihm sonst zu enge, jetzt ist ihm das enge Grab weit genug!

Wußten sie denn nicht in ihrem Leben, daß hieher zuletzt ihr Gang führen würde? War das also das Ziel ihrer Sorgen, Arbeiten und Lasten, die sie trugen? — Was ist ihnen doch von allen ihren Schätzen, die sie zusammenwucherten, geblieben; von der Schönheit, mit der sie in der Jugend prangten; von der Geschicklichkeit ihrer Kunst und Gelehrsamkeit; von den prächtigen Tüchern, mit denen sie ihren Leib behingen? — Staub und Asche!

Hier ruhen Alle! — Hier seit Jahren, dort seit Jahrhunderten! — Ich gedenke schaudernd der Todten aller Zeiten. Gott, wie viele waren unter denselben, welche sich Deiner Gnade würdig erwiesen, die ihre Bestimmung auf Erden erfüllten, die ganz das waren, was sie hätten sein sollen und sein können? — Und wir leben noch; sehen die Aschenhügel der Todten aller Zeiten; ihr Staub weht um unsern Fußtritt — wir leben noch: aber was sind wir? Vor uns liegt das endliche Ziel alles Irdischen; wir wissen es, aber was sind wir? — Ist es uns ein größerer Ernst mit dem Gedanken an Benutzung unserer edlern Kräfte? Streben wir nach Heil und Adel unsers unsterblichen Geistes thätiger, rastloser, als die Todten, welche vor uns entschliefen? Wehe, soll auch von uns zuletzt nicht mehr als von ihnen übrig bleiben — Staub und Asche?

Hier ruhen Alle! — Wer weiß noch von ihnen; wer gedenkt noch derer, die hier noch vor einem Jahrhundert, oder nur vor fünfzig, auch vor zehn Jahren ins Grab gesenkt wurden? Keiner! Ach, vielleicht weinten damals zärtliche Aeltern in das Grab des ihnen zu früh entschlummerten Lieblings, und ihre Thränen vertrockneten, und sie starben bald selbst und ihr Staub mischte sich zum Staub des Kindes — wer weiß von ihnen? — Hier jammerte damals im Wittwenschleier die trostlose Gattin; hier der Freund um den Freund, die Schwester um die Schwe-

ſter! — Und Alle, die um die Verſchwundenen weinten, ſie verſchwanden ſelbſt nach kurzer Zeit, und Andere klagten um ſie, wie ſie um die Frühern geklagt hatten. So ging ein Jahrhundert vorüber, wie ein Schattenſpiel; eine Geſtalt zog der andern nach. Wer kennt ſie und weiß noch von ihnen? — Aber Deine Todten werden leben, o Gott, und mit dem Leichnam auferſtehen. Wachet auf und rühmet, die ihr lieget unter der Erde: denn Dein Thau iſt ein Thau des grünen Feldes, aber das Land der Todten wirſt Du ſtürzen. (Jeſ. 26, 19.) Und hat die Welt ihrer vergeſſen, die vor uns waren, Du, Herr, haſt ihrer nicht vergeſſen. Du haſt ſie gezählt und geliebt, und Deine ewige Liebe iſt das Leben der Todten.

Wie Mancher leidet und trauert noch hienieden, und iſt troſtlos, als wäre der Schmerz und das Leben endlos! — Iſt denn dieſer Traum des Glückes, der euch geſtört ward, einer Thräne werth? — Was habet ihr des Guten verloren, das euch nicht wieder aufblühen könnte, wenn ihr es mit Weisheit pfleget? — Oder was habet ihr unter den Sternen eingebüßt, das euch nicht nach einer flüchtigen Trennung jenſeits wieder erſcheinen könnte? — Auch die geliebteſte Seele, die vor euch hinüberging in die Gefilde der Vollendung, iſt nur eine kurze Zeit von euch entfernt, — ihr Entfernen ſollte euch aufwecken von der ſinnlichen Betäubung, ſollte euch erinnern an eine höhere Beſtimmung. Wie lange habet ihr noch zu leben bis zur Wiedervereinigung? — Zehn oder vierzig Jahre? Es ſind vierzig Augenblicke. — Ihr ſehet wehmüthig den Vorangegangenen nach — aber Deine Todten leben, o Herr!

Wie Mancher lebt darauf hin, harmlos um Tod und Ewigkeit! Er ſorgt nur für den Augenblick. Er hat keinen Gedanken, als wie er ſich kleiden und nähren, wie er Ehre einſammeln, oder ſich Vergnügungen ſchaffen will. — Er hat ſein ganzes Daſein auf die kleine Reihe von Stunden zwiſchen Wiege und Sarg beſchränkt, als wohnte in ſeinem Leibe kein erhabeneres, unvergängliches Etwas, das zu größern Anſprüchen berechtigt wäre.

Fern, wie jene fruchtloſe Traurigkeit, ſei dem chriſtlichen

Gemüth dieser gefährliche Leichtsinn, der den Tod des Leichnams zugleich zum Tod der Seele macht! — Ich will leben, leben nicht für mich, für die Welt, für das Ewige; ich will mehr: auch leben will ich für die Tage auf Erden, da mein Staub von den Lebenden nicht mehr gesehen wird. Nur das vollste, vielfachste Leben des Geistes in allen Beziehungen ist der höchste Schatz des Geistes, welcher sich nach Jesu Sinn gebildet hat.

Mancher spricht: wenn ich einst todt bin, was kann mir dann noch das Urtheil der Menschen gelten? Was hilft es mir, daß mein Name noch von den Lebenden gepriesen wird? Oder wie kann es mich da betrüben, wenn sie mich vergessen? Ich weiß von ihnen nicht mehr; nun, so ist es gleichviel, ob denn auch noch Einer, oder Niemand sei, der von mir wisse!

Freund, hast du nie an der Brust eines Geliebten geruht? Hast du niemals die Seligkeit empfunden, geliebt zu werden? — Und, wenn du von dem Herzen getrennt wurdest, welches dir theuer war; gab dir nicht der Gedanke an den Abwesenden, und die Gewißheit, er gedenke dein, auch wenn er dich nicht sehe, ein unnennbar angenehmes Gefühl? — War es, und ist es dir gleichgültig, eben so bald, als du von Freunden abwesend bist, von ihnen vergessen zu sein? — So auch nach deinem Tode. Wem es genügt, nur so lange geliebt zu werden, als er gegenwärtig ist, hat nie wahrhaft geliebt. Wem es genügt, eine guten Namen zu haben, so lange er bei Menschen wohnt, hat die Herrlichkeit der Tugend nie erkannt.

Siehe, noch seit Jahrtausenden verehrt das menschliche Geschlecht dankbar das Andenken großer und guter Sterblichen, die durch irgend eine erhabene Handlung die Wohlthäter ihrer Zeiten, oft selbst der Nachwelt geworden sind. Noch nennt man Moses, den Retter Israels, mit Ehrfurcht; noch verherrlicht David den Herrn der Welt mit seinen Psalmen in tausend Tempeln verschiedener Religionen; noch preisen wir der ersten Jünger Jesu Weisheit und Muth; noch rühmen wir die Standhaftigkeit und Macht der Wahrheit in der Leidensgeschichte aller ihrer Märtirer. Längst ist ihr Staub verweht, ihre Grabstätte

wandelten, sondern für die spätesten Weltalter. So wirkt er nun noch segnend unter uns durch sein himmlisches Wort. So lebt und webt er noch in uns und Jeder von uns in ihm.

Und aus diesem Beispiel des göttlichen Vorbilds erkenne ich, daß es allerdings auch des Christen Pflicht ist, **für einen guten und rühmlichen Namen nicht nur für die Zeit des Lebens, sondern auch für die Zeit nach dem Tode zu sorgen.**

Wer nur liebt, so lange er geliebt wird; wohlthut, so lange ihm vergolten werden kann; für Andere sorgt, so lange sie für ihn sorgen: der ist ein Selbstsüchtiger, welcher eigentlich nur sich und sonst Niemanden liebt. Seine Tugend ist bezahlt. Er stirbt: seinen Lohn hat er dahin.

Wer nur Ruhm sucht, so lange er davon Nutzen beziehen kann; wer mit schönen Gesinnungen und Handlungen Pracht treibt, als wäre die Tugend ein gemeines Mittel der Eitelkeit und Gefallsucht; wer zuletzt, wenn er nur öffentlich als ein Rechtschaffener verehrt wird, sich seine geheimen Sünden verzeiht, und unbekümmert darum ist, ob seine Schande nach dem Tode bekannt werde oder nicht, genug, wenn sie nur während seiner Lebenstage verdeckt und unverrathen bleibt, — o der ist kein Christ, sondern ein niedriger Heuchler. Ihn richtet freilich nicht die Welt mehr, daß er's vernimmt; er fühlt es freilich nicht mehr, wenn man auch seinen entseelten Leichnam mißhandeln würde: aber er hat sich selbst gerichtet, sich selbst den Stab gebrochen für die Ewigkeit.

Ein guter Name nach dem Tode ist die köstlichste Erbschaft, welche wir unsern Nachkommen, unsern Kindern hinterlassen können. Unglücksfälle jeder Art können ihnen das Vermögen rauben, welches wir für sie ersparten — denn sind wir noch die Wächter desselben, wenn wir nicht mehr sind? Oder haben wir Bürgschaft, daß wir selber nicht schon vor unserm Ende durch mancherlei unerwartete Umstände den größten Theil desjenigen verlieren, was wir von irdischen Glücksgütern mühsam erworben hatten? — Aber Hochachtung, welche wir den Lebenden für uns einflößten, und welche dann erst erhöhter und lauter zu

werden pflegt, wenn unſer Erdenlauf vollendet, unſere Thatenrechnung abgeſchloſſen iſt; wenn der Haß bei unſerm Sarge mitleidig verſtummt und der Neid nicht mehr läſtert, weil er nichts mehr zu begehren findet — dieſe Hochachtung wird ein Segen für die Erben unſers Namens. Wer denſelben ſpricht, gedenkt dann unſer und ſucht in unſern Enkeln uns die Liebe zu erweiſen, die er dem Verſtorbenen nicht ſelbſt mehr an den Tag legen kann.

Da iſt's, wo das Wort der heiligen Schrift in ſchöne Erfüllung übergeht; Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuſer. Da iſt's, wo das Wort des Herrn ſich groß erwahrt, welches einſt von Sinai herab dem auserwählten Volke Jehovens erſcholl: Denen, die meine Gebote halten, will ich wohlthun bis ins tauſendſte Glied.

Wehe, was fruchten den Nachkommen alle Reichthümer, alle Ehren, welche du ihnen hinterläſſeſt, wenn der Name deines Geſchlechtes nicht ſegenvoll, ſondern fluchwürdig zu ihnen überging! — wenn an deinem hinterlaſſenen Gute böſe Erinnerungen kleben, und die Sündlichkeit und Schande der Aeltern noch den Kindern zum geheimen Flecken wird! — Wie manche weiland berühmte Familie ging durch die Laſterhaftigkeit ihrer Stammglieder unter! Wie oft mußte ſich nicht der Sohn verbergen oder in ſchmachvoller Dunkelheit dahin leben, um der Vergehungen des Vaters willen! Schrecklich rächt ſich jedes Verbrechen in den Geſchlechtern der Sterblichen bis ins dritte und vierte Glied. (2 Moſ. 20, 5.)

Ein guter Name nach dem Tode umgibt uns gleichſam mit einem doppelten Leben. — Denn nicht nur dauert und wirkt unſer Geiſt in höhern und glückſeligern Welten fort nach vollbrachtem Erdenlauf, ſondern auch auf Erden, wo er verſchwand, bleibt er wirkſam, von allen beſſern Menſchen geliebt und unvergeſſen. Wer kann ſich eine himmliſchere Wolluſt denken, als die aus dem Gedanken quillt: Es iſt möglich, daß ich dereinſt, wenn nun mein Auge bricht, in zwei verſchiedenen Welten Liebe und Segen finde! — Liebe und Segen nach langen Zeiten noch

f Erden, von dannen ich gegangen bin; Liebe und Segen in n seligen Gefilden der Ewigkeit, wohin ich komme.

So gleicht der Geist des wahren Christen in der Todesstunde m Freude und Wohlsein verbreitenden Gestirn des Tages. Der Nachglanz seiner Tugenden entzückt noch, wenn er nicht ehr ist, wie uns die Abendröthe der Sonne noch erfreut, wenn schon lange untergegangen ist, um andere Weltgegenden mit rem Lichte zu beleben. Was wir Abendröthe nennen, begrüßen ltferntere Länder jenseits der Weltmeere als Erstlingsstrahl ner neu aufgehenden Sonne. So leuchten die Tugenden des erechten ihm durch die Ewigkeit voran, und Engel jauchzen ohlockend dem Bruder entgegen, inzwischen Sterbliche ihm hren der Bewunderung und Wehmuth nachweinen.

Und sollte dieser Gedanke Täuschung sein? Wie? Die Ewigit hätte kein redendes Gefühl, mit welchem sie den Verklärten mfinge, während doch die irdische Welt noch Thränen hat, t welchen sie den Scheidenden segnet? — Sollte hienieden ie Tugend höher gelten, als droben, wo sie ihren Lohn erartet? Nein, der Schmerz hienieden um den Leichnam des Gechten ist mit dem Entzücken der Seligen dort, um seinen Emang, verknüpft. Im Hause Gottes, meines Vaters, wohnt ur eine Familie, und dort und hier ist das Heilige und Gechte die Wonne Aller!

Und vielleicht — o wer ahnet, welche Seligkeiten der Alleseligende uns vorbehalten hat? — vielleicht wird es dort eine nserer Freuden, hinabzublicken auf den ehemals von uns bewohnten Stern der Erde, und in den Verkettungen der menschichen Schicksale die Wirkungen unserer eigenen Thaten anzuaunen! — — Doch hinweg mit diesen kühnen Vermuthungen on Möglichkeiten! Gott wird geben, Gott wird ordnen! Mein Streben aber hienieden sei, des Höchsten würdig zu sein; mein Sehnen, auch noch nach dem Tode durch das Andenken meiner Tugenden und Verdienste wohlthätig auf Erden zu wirken.

Und du wirst es können, wenn dein Wollen Ernst ist.

Darum meide jeden Tag das Böse, welches dich in der Erinnerung der Menschen verhaßt machen kann, weil du jeden

Tag ſterben kannſt. Eine einzige ſchwarze That wirft einen langen Schatten über dein Leben hin; aber ſtarbſt du unter wohlverdienter Verachtung deiner Mitbürger, ſo reicht der dunkle Schatten deiner Schande weit über dein Grab hinaus.

Ordne jeden Tag dein Hausweſen alſo an, daß du es, wenn du plötzlich von der Welt ſchiedeſt, ohne Reue und mit Ruhm verlaſſen könnteſt. Es iſt das irdiſche Pfund, welches dir Gott verlieh, damit wohlthätig zu wuchern; nicht etwa Schätze auf Schätze zu häufen, ſondern ſich und Andern damit das möglichſte Gute zu ſtiften. Wer aber ſein Hausweſen in Unordnung und Verfall gerathen läßt, beweiſet, wie wenig er die Mittel achtete, welche ihm Gott gab, und wie wenig er derſelben würdig geweſen ſei. — Ordne dein Hausweſen alſo, daß du jeden Tag, jede Nacht das Zeitliche mit dem Ewigen vertauſchen könnteſt, ohne durch dein Abſterben Andere in Nachtheil, Schaden und Verwirrung zu bringen; ohne daß du ſie durch unbezahlte oder nun unzahlbar gewordene Schulden noch in der Todesſtunde um ihr gerechtes Eigenthum betrügen müßteſt. — Ordne dein Hausweſen; verſorge, ſo weit du kannſt, deine Angehörigen, deine Kinder und Freunde mit den nöthigen Mitteln, daß ſie, auch ohne Beihilfe, ein anſtändiges, ehrbares, nützliches Leben führen mögen, wenn du nicht mehr biſt. Darum, wenn du vor der Zukunft der Deinigen zitterſt, habe den Muth, mit dem Streben eines redlichen Fleißes die Tugend der Sparſamkeit zu verknüpfen: es wird dir gelingen; Gottes Segen wird das Uebrige hinzuthun.

Noch mehr, als um Glücksgüter, ſorge um eine vortreffliche Erziehung deiner Kinder und Pfleglinge. Nicht was du an ihren Leib verwendeſt, ſondern was du ihrem Geiſte thuſt, iſt die ſchönſte und unzerſtörbarſte Wohlthat. Die Geſchicklichkeiten, die Kenntniſſe, welche ſie durch deine Fürſorge erwerben, werden ſie mehr als Geldſummen und angeſehene Verbindungen ſchätzen, die du ihnen hinterläſſeſt. Die liebenswürdigen Eigenſchaften, die Redlichkeit des Gemüthes, der religiöſe heilige Sinn, welchen du ihnen durch Lehre und Beiſpiel einflößeſt, werden ihnen, auch wenn du nicht mehr bei ihnen ſein

kannſt, mehr Herzen gewinnen, als alles Gold der Welt. Dies hat die Erfahrung ſo tauſendfach bewährt, und dennoch irren der Blinden noch immer unzählige in ihrem Wahne dahin.

Aber nicht deine Blutsverwandte, nicht deine Kinder allein müſſen dein Andenken ehren. — O, dies iſt zu wenig für ſie ſelbſt. — Willſt du nach deinem Tode noch einen Schutzgeiſt für ſie gewinnen? Du kannſt es! — Gehe und mache deinen Namen durch viele rechtſchaffene Thaten allen Menſchen, die dich kennen, ehrwürdig. Nicht dadurch erwirbt ſich nach dem Tode der ſegenbringende gute Name, daß man keine Feinde nachläßt, oder daß uns eigentlich keine Vorwürfe wegen grober Vergehungen gemacht werden können; ſondern dadurch, daß wir im Leben nach allen Seiten hin ſo viel Liebes und Gutes thun, als wir vermögen. Wem man zwar nichts Böſes ins Grab nachrufen, aber auch nichts Gutes nachloben kann, der ſtirbt unbemerkt dahin. Er wird nirgends vermißt, überall bald vergeſſen. Er hinterließ freilich keinen böſen Ruf, aber er hatte für keinen guten Namen geſorgt.

Dieſen zu gewinnen, müſſen wir durch Güte des Betragens, durch Treue, Ehrlichkeit und muſterhaften Wandel die allgemeine Achtung, durch Dienſtbefliſſenheit und Beſcheidenheit die allgemeine Liebe, durch nützliches Wirken für Einzelne, wie für Alle, die allgemeine Dankbarkeit erwecken. — Mache dir dankbare Gemüther in allen Zeiten, an allen Orten, und du wirſt, wenn dich ihnen der Tod rauben ſollte, der allgemeine Verluſt. Dich werden die Hilfloſen rufen, wenn du fehlſt; dich wird ſelbſt der Mund der Undankbaren verherrlichen, denen an deinem Grabe die Reue zu ſpät die Hand reicht! Du haſt einzelne Fruchtkörner in dein Leben ausgeſtreut; deine Kinder, deine Enkel werden davon Garben binden können. Umringt von der öffentlichen Achtung um deiner Verdienſte willen, wird ihnen das Gute noch zuſtrömen, ſelbſt wo ihr eigenes Verdienſt mangelt. — Und das biſt du, deſſen Segen über dein Haus noch waltet, wenn du es nicht mehr bewohnſt. Das biſt du, den Blutsfreunde und Fremdlinge noch hienieden wie einen ver-

ſchwundenen Engel rühmen, während er beſſern Welten dich ein Seraph als ſeinen jüngern Bruder umarmt.

Ja, o Gott, Deine Todten werden leben: ſie leben hier und droben; ſie wirken ſegenreich in beiden Welten, nach Deinem Ebenbilde. O möchte auch ich es können! Wäre auch ich für die Ewigkeit ein freudig aufgehendes Geſtirn, wenn ich ein untergehendes für dieſe Erde bin!

O beneidenswürdiges Loos des guten Chriſten, dem hienieden die fromme Dankbarkeit nachweint, droben die treue Liebe der Frühverklärten entgegenjauchzt — ſei du mein Loos! Wie ein Schatten verſchwindet daneben alles Andere, was Glück genannt wird.

Nach dieſem Ziele, Vater im Himmel, laß mich ringen, und durch meine ſtillen Tugenden das höchſte Entzücken, welches eine irdiſche Bruſt bewegen kann, mit dem Entzücken der Ewigkeit verknüpfen. — O wie elend, der hier ſtirbt, ohne daß ihm ein zärtliches, dankbares Herz nachklagt, ohne daß ihm dort ein freudiges Willkommen höherer Weſen entgegentönt!

45.

Von Weiſſagungen.

Sirach 34, 5—7.

Verhüllet iſt, was unſer harrt,
In finſt'rer Nächte Schleier;
Nur in dem Raum der Gegenwart
Blickt unſer Auge freier,
Wohl iſt in uns auch höh're Kraft,
Die Raum und Zeit nicht binden;
Doch trüglich ihre Wiſſenſchaft,
Das Künft'ge zu ergründen.

Nur Dir, o Gott, iſt's offenbar,
Nur Deine Macht erkennet,
Was iſt, was werden wird, was war,
Was nie ein Auge nennet.
Du ſiehſt, o Urquell alles Lichts,
In allen Finſterniſſen,
Und Erd' und Himmel haben nichts
Verborg'nes Deinem Wiſſen.

ß der Menſch unter den mannigfaltigen frohen und bangen
ickſalen ſeines Lebens auch wohl gern den Blick in die Zu-
t hinauswirft; daß er die ihm verborgenen, ſo hochwich-
ı Räthſel noch unerlebter Tage gern enträthſeln möchte —
wollte ihm dies verargen? Nein, es iſt keine Sünde, wenn
Leidende denkt: wie werde ich aus meinem gegenwärtigen
ngſal erlöſet werden, und iſt es noch möglich, daß jemals
mich ruhige, ſorgloſe Tage erſcheinen? — Nein, es iſt auch
: Sünde, wenn die Mutter liebend und fürchtend auf ihr
d ſieht, und nun die Fernen der Zukunft erforſchen und fra-
möchte: Aber wird dieſer Liebling, deſſen erſte Tage mir
iele Sorgen, Thränen und Schmerzen gaben, einſt glück-
ſein? O welchen Schickſalen geht er denn entgegen? Und
n ich einſt geſtorben ſein werde, ach, wer wird dann mein
d ſo lieben, ſo wahr, ſo uneigennützig, ſo treu lieben, als
— Nein, es iſt dem ſorgenden, thätigen Mann verzeihlich,
zum Beſten ſeiner Familie oder ſeines Vaterlandes Unter-
nungen beginnt, die er ſelber zu beenden nie hoffen kann,
n er bang in die dunkle Reihe einſtiger Jahre hinſieht, und

Fragen an das Verhängniß richten möchte, über endlichen Erfolg seines Werkes, ob es Gedeihen und Segen über die Seinigen bringen werde; oder ob es vielleicht durch Vernachlässigung, Verkünstelung oder Bosheit der Menschen entarten, oder sogar zum Verderben der Nachkommen gereichen dürfte.

Aber wenn dieser Wunsch, das Künftige zu wissen, wirklich zur entschlossenen Begierde wird; wenn diese Begierde zur Leidenschaft wird, daß sie sogar den Menschenverstand verdunkelt, und der Wißbegierige sich zu seiner Beruhigung endlich selbst betrügen helfen, aus mancherlei zufälligen Erscheinungen das verborgene Schicksal deuten möchte: dann wird die Wißbegierde zum Aberglauben, zum Wahnsinn, zur wirklichen Sünde. Denn Sünde ist es doch wohl, wenn sich der Sterbliche von einer unsinnigen Begierde, von einer ungeduldigen Hoffnung, von einer unmäßigen Furcht in solchem-Grade berauschen läßt, daß er seine eigene ihm von Gott verliehene Vernunft beseitigt, und eigenmächtig an die Stelle derselben Spiele von Zufällen und Umständen setzt, die eigentlich mit dem, was er wünscht, oder mit den Ereignissen künftiger Zeiten gar keinen Zusammenhang haben. Es ist ein ähnlicher Unsinn, wie jener, der, weil Gott unsichtbar ist, sich Gottesbilder macht, um sie statt des lebendigen Gottes anzubeten und zu verehren.

Es ist allerdings wahr, daß sich der sündliche Aberglaube, die Zukunft durch Traumauslegungen, durch den Flug der Vögel, durch Beobachtung der Sterne, durch Aufschlagen der Bibel, durch Kartenlegen, durch Niederschlag und Satz von Getränken, durch bedeutungsvoll sein sollende Zahlen, durch Ereignisse an gewissen Tagen und andere Spielereien zu errathen, überhaupt sehr vermindert hat; dazu trug sehr viel die Aufklärung des Volks, durch Erweiterung der Wissenschaften, und verbesserter Schulunterricht bei. Aber doch ist auch nicht zu läugnen, daß bei Personen höherer und niederer Stände noch immer ein fast unglaublicher Grad der Unwissenheit und folglich auch des Aberglaubens zurückblieb; daß noch heutiges Tages es weder an listigen Betrügern noch an schwachen Betrogenen fehlt, die an Wahrsagungen Geschmack finden. Ja, es

ist nicht zu läugnen, daß selbst viele Personen von sonst vortrefflichen Verstandesgaben, Personen, welche sorgfältigere Erziehung genossen, und auf die Kenntnisse und Aufklärung nicht ungegründeten Anspruch machen, noch heutiges Tages von jenem Aberglauben, der immer die Zukunft enträthseln will, nicht lassen können.

Viel mögen dazu gewisse Vorstellungen und frühe Eindrücke beitragen, welche man in den ersten Kinderjahren empfing, und die man nicht sogleich wieder los werden kann: die immer wiederkommen, ob man sie gleich selber verspottet und sich ihrer schämt. Dann ist auch in jedem Menschen ein unvertilgbares Wohlgefallen an dem Wunderbaren, ein Ueberneigen zum Glauben an dasselbe. Es hängt diese Neigung gewiß mit unserm religiösen Sein zusammen, welches, sich selber ein Geheimniß im Weltall, das hohe Unerklärliche wahrnimmt, und fühlt, menschliche Vernunft sei allzubegrenzt, um Alles zu fassen, und, wie man sagt, natürlicherweise zu erklären.

Weit mehr aber noch, als alles dies, machen Armuth, Liebe, bedrängte Verhältnisse und alle Umstände oder Leidenschaften abergläubig, welche mit großen Besorgnissen oder Erwartungen erfüllen. Da wird der Zustand banger Ungewißheit für das Gemüth oft unerträglich. Die Seele möchte Entschlüsse fassen, und kann es nicht, weil der Verstand nicht ausreicht, die möglichen Folgen des allfälligen Entschlusses zu berechnen. So wird der Mensch geneigt, es dem Zufall zu überlassen, das Loos zu befragen, oder andere Dinge, welche ihm der Augenblick in den Weg wirft, als Stimme und Deutungen des Verhängnisses anzusehen.

So unschuldig dies nun auch oft zu sein scheinen mag, ist es doch immer eine Selbstverläugnung der Vernunft; der Geist thut Verzicht auf die ihm von Gott verliehene Kraft, und beschließt, sich von Etwas leiten zu lassen, das mit seinen Wünschen und Entwürfen durchaus ausser Verbindung steht — das heißt, er beschließt, wenigstens für einen Augenblick lang, wahnsinnig zu werden. Und wenn dergleichen kindisches Treiben auch wohl das eine wie das andere Mal sehr unschädlich zu sein

scheint, bleibt doch unmerklich davon Manches im Gemüth hangen, und gibt unserer Denkart und Handlungsweise allmälig eine abergläubische Richtung. Es ist aber in der Welt nichts Fehlerhaftes, was nicht auch früh oder spät nachtheilige Wirkungen, das heißt Selbststrafen, herbeiführt.

Am wenigsten geziemt es dem Christen, sich freiwillig abergläubischen Enträthselungsversuchen der Zukunft, Wahrsagungen, Traumdeutereien, dem Glauben an geheimnißvolle Bedeutung von Zahlen und dergleichen Thorheiten hinzugeben. Eine solche Verzichtleistung auf gesunden Menschenverstand ist zugleich Abwerfung des kindlichen, festen Vertrauens auf Gottes Liebe, Weisheit und väterliche Führung. Die heilige Schrift eifert ernst dagegen. Eigene Weissagung und Deutung und Träume sind nichts und machen doch einem schwere Gedanken! spricht das Buch des weisen Sirach 34, 5—7. Und wo es nicht kommt durch Eingebungen des Höchsten, so halte nichts davon. Denn Träume betrügen Leute, und fehlt denen, die darauf bauen.

Es ist nicht ferner nöthig, daß ich mir beweise, die Sucht der Wahrsagung sei sündlich, noch weniger, daß sie oft die betrübtesten Folgen für den Sterblichen gehabt hat. Wichtiger wird für mich, darüber nachzudenken, wie ich bei mir selbst, wie in den Meinigen das Aufsteigen solcher abergläubischen Neigungen verhüte. Und kein zweckmäßigeres Mittel kann es dagegen geben, als ruhige Ueberlegung, welchen Werth Weissagungen jeder Art an sich selbst haben mögen.

Denn es kann doch nicht ganz geläugnet werden, daß auch Weissagungen sowohl in alten als in neuen Zeiten in Erfüllung gegangen seien. Wo ist denn nun die Grenzlinie zwischen glaubwürdigen und unglaubwürdigen Vorhersagungen? Wenn ich sie nicht alle verwerfen darf, welchen darf ich trauen?

Die heilige Schrift hat die Grenzlinie scharf in jenen bedeutungsvollen Worten gezogen: und wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchsten, so halte nichts davon. Zwar muß man zugeben, daß zuweilen auch ein Loos gerathen ist, das man zog; daß Manches, was vorher geträumt ward, unvermuthet

in der Wirklichkeit geschah; daß bei Tagen oder Zahlen von schlimm sein sollender Bedeutung zuweilen auch Schlimmes erfolgte; daß zufällige Tändeleien der Einbildungskraft mit nachmaligen Begebenheiten eine Verbindung gehabt zu haben scheinen. Allein dies beweiset nichts für den Werth solcher Vorhersagungsmittel. Nothwendig muß das, warum man mit einem Ja oder Nein befragt, geschehen oder nicht geschehen. Zufälligkeiten bringen bald das Ja, bald das Nein in Erfüllung, ohne daß deswegen Wunder geschehen. Es ist keineswegs etwas Ausserordentliches, wenn unter mehrern Vorhersagungen eine oder die andere eintrifft; weit ausserordentlicher wäre, wenn alle sogenannte Vorbedeutungen erfüllt würden, oder auch, wenn von Allem, was das über die Zukunft befragte Loos verhieß, beständig das Gegentheil erfolgte.

Daher, wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchsten, so halte nichts davon.

Ja, Gott enthüllt auch zuweilen dem Sterblichen dasjenige, was tausend Andern verborgen bleibt. Gott hat manchem Sterblichen Macht verliehen, das Schicksal späterer Tage zu erkennen.

Dieses Weissagungsvermögen aber ist kein wunderbares, unmittelbares Einwirken Gottes auf die menschliche Seele; es ist keine Erscheinung, die, ganz aus dem Zusammenhange der Natur hervorgerissen, für sich einzig dasteht, oder den ewigen Ordnungen des Weltganzen gleichsam entgegenstände. Nein, es ist jenes merkwürdige Vermögen tief in den Kräften der menschlichen Natur gegründet; und nur durch dieses Mittel geschehen Eingebungen des Höchsten. Das eine dieser Mittel ist die Vernunft selbst, durch welche sich uns Gott in seiner Herrlichkeit offenbart. Als vernunftlose Wesen würden wir nichts von Gott wissen, nichts von seinem heiligen Willen. Die Urtheilskraft der Vernunft ist diejenige ihrer Eigenschaften, vermöge welcher sie gewisse Vorstellungen vergleicht und mit unbegreiflicher Schnelligkeit Schlüsse und Folgerungen daraus zieht.

Durch richtige Urtheilskraft wird gewissermaßen jeder von uns im gemeinen Leben ein Vorhersager der Zukunft. Je man-

nigfaltiger unsere Erfahrungen sind, je sicherer werden unsere Prophezeiungen über den Erfolg dieses oder jenes Unternehmens sein.

So finden wir also bei jedem Menschen eine gewisse Vorhersagungsgabe schon im gemeinen Leben. Die Kräfte sind aber den Menschen verschiedentlich ausgetheilt; und so wie der eine lebendigere Einbildungskraft, der Andere ein stärkeres Gedächtniß, der Dritte einen höhern Scharfsinn hat, wird es uns nicht zweifelhaft sein, daß es manche Menschen gibt und gegeben hat, deren ungemein geschärfte und weit berechnende Urtheilskraft die unsrige und vieler Andern weit übertrift. Wenn nun die Thätigkeit ihres Geistes noch durch besondere äussere Veranlassungen oder große Gemüthsbewegungen gesteigert wird: so können sie wahrhafte Propheten werden, und ihre Vorherverkündigungen müssen wohl das Erstaunen derer erregen, welche weder jenen höhern Grad der Urtheilskraft, noch jene augenblicklich gereizte Gemüthskraft hatten.

Wir wissen schon aus alltäglichen Erfahrungen, wie leicht uns oft das Schwerste gelingt, wenn wir es mit einer dazu besonders günstigen Gemüthsstimmung anheben. Wir wissen, daß wir bei gewissen heftigen Seelenzuständen oft das beinahe Unglaubliche verrichten können, was uns bei kaltem Blute, bei ruhiger Ueberlegung zu thun unmöglich fallen würde. Wenn nun ein Sterblicher von hohen Geistesgaben, von seltener Urtheilskraft, von reichen Erfahrungen durch Umstände, welche die göttliche Vorsehung im erwählten Zeitpunkt herbeiführt, in einen solchen erhöhten Gemüthszustand versetzt wird, da er im Anblick der Gegenwart schnell folgend die Gegenwart vergißt und nur die Zukunft mit ihren Folgen sieht, und ihre Geschichten ausspricht, als lebten sie schon vor seinen Augen, so ist er Seher, so Prophet. Was er aber ist, das ist er in solchem Augenblick durch Gott, und was er weissagt, wird ihm durch Gottes Gabe hell.

Fast alle uns bekannte Völker des Alterthums hatten solche erhabene Männer, welche auf eine, gewöhnlichen Menschen unerklärbare Art sowohl die Schicksale ganzer Reiche, als ein-

zelner Menschen vorhersagten. Die Vernichtung Griechenlands, der Untergang Roms ist geweissagt worden, wie die Zerstörung des jüdischen Staates. Noch in unsern Tagen kennen wir die Wahrsagung manches weisen Mannes, die den Schicksalen unsers Vaterlandes lange vorherging und nachher eingetroffen ist. So geschieht nicht minder, daß Aeltern in gewissen feierlichen Augenblicken durch eine Reihe dunkler Schlußfolgen die Zukunft ihrer Kinder erkennen, und voraus bestimmen, was dieselben in der Welt leisten werden.

Doch die Vernunft und ihre Urtheilskraft sind nicht das einzige Mittel, durch welches Gott dem Menschen zuweilen das Künftige offenbar werden läßt. Es liegt noch in dem Wesen der menschlichen Seele ein anderes Vermögen, für welches bis jetzt noch kein Name erfunden ist, und dessen Umfang wir selbst noch nicht kennen, obgleich dessen Dasein nicht wohl zu bezweifeln ist. Die Seele hat unter gewissen Umständen, die jedoch selten sind und meistens von Kränklichkeit und Auflösung des Körpers begleitet zu sein pflegen, eine größere Freiheit, als gewöhnlich; sie hat ein Vermögen, unmittelbar und ohne Schlüsse, sowohl das dem Raume nach weit von ihr Entlegene wahrzunehmen, als die Zukunft bestimmt zu empfinden. Die Beschaffenheit der menschlichen Natur ist uns bei weitem noch nicht genug bekannt, daß wir deswegen Alles in Rücksicht ihrer verwerfen sollten, was wir aus gewöhnlichen, uns bekannten Ursachen nicht erklären können. Schon das Alterthum kannte das Eigenthümliche der menschlichen Seele so gut, als wir, und fand jene unerklärliche Wahrnehmungs- und Seherkraft besonders bei Nervenschwachen, und noch öfters bei Sterbenden. Zahlreiche Erfahrungen späterer Zeiten, bis zu unsern Tagen, stimmen damit, trotz alles unsers Unglaubens, überein, daß es Verhältnisse gebe, wo die Seele, weniger von ihrem Körper gebunden, über den Wirkungskreis irdischer Sinnlichkeit hinaustritt. Ob nicht ein ähnlicher Zustand auch mit jenen Entzückungen erhabener Geister verknüpft sein könne, da sie sich mit den Schwingen der Urtheilskraft über die Gegenwart erheben in das Leben der Zukunft — wer kann es sagen?

Aber die längst vor ihrer Erfüllung niedergeschriebenen Weissagungen eines Jesajas, der dem Verderben seines Volkes donnerte, eines weinenden Jeremias und jener andern göttlichen Propheten, sind erfüllt! Es trat der Messias ins Leben, den ihre Stimmen verkündeten, den der Unglaube ihrer Zeitgenossen verwarf. Es sank Jerusalem in Schutt und Asche, wie Jesus weissagte, und Brüder zuckten seiner Lehre willen das Schwert wider Brüder, und sein Wort siegte über die Welt, wie er verhieß!

Aber die Gabe der Weissagung kann bestehen, ohne daß Jeder Prophet ist, der es sein will. Dies ergibt sich als natürliche Folge aus allem Vorherigen; und die Aechtheit und Richtigkeit der Weissagung ist so lange zu bezweifeln, als sie nicht wahr geworden ist.

Wer hätte nicht schon die Erfahrung gemacht, daß die scharfsinnigsten Berechnungen der Urtheilskraft falsch waren? Selbst wenn der Geist großer Männer weder in den Ansichten der Dinge, noch in ihren Schlußfolgen irrte, konnten nachher Umstände eintreten, die, weil sie ganz unerwartet kamen, alle Erwartungen zu Schanden machten. Daher ist es thöricht, auf Vermuthungen von allerhöchster Wahrscheinlichkeit wie auf unumstößliche Gewißheit zu bauen, oder dasjenige für Ahnung zu halten, was unsere Einbildungskraft bewegt hat, oder unser Fürchten oder Hoffen besonders anspricht. Gott ist allwissend; er will nicht, daß es der Mensch sei. Könnte der Sterbliche die Zukunft mit Sicherheit erforschen, so würde er nicht mehr tugendhaft sein, sondern er würde gezwungen durch den Anblick des Künftigen handeln. Frei soll er sein, in der Brust das Gesetz Gottes, mit jedem Augenblick an einem Scheidewege stehen, wo er zu wählen hat. Nach seinen Wahlen wird er gerichtet.

Sind nun selbst die Berechnungen einer geübten Urtheilskraft von den Dingen der Zukunft betrügerisch, um wie viel mehr müssen es bloße Spiele der Einbildungskraft sein, die wir Träume heißen? Daß nach hundert gehabten Träumen endlich einmal etwas begegnet, was mit einem derselben Aehnlichkeit

hat, ist nicht so sehr wunderbar, als wenn dergleichen niemals geschähe. Manche Träume, besonders in Morgenstunden, wenn sie heller in uns werden, machen auf uns großen Eindruck. Wem aber ist nicht schon geschehen, daß er sogar wachend, wenn auch nur bei Nachtzeit im Dunkeln, vor Gespinnsten seiner eigenen Phantasie erschrocken wäre? Der Eindruck schwerer Träume rührt meistens vom jeweiligen Zustand der Gesundheit, oft sogar von der Lage des Körpers her, die er im Schlaf hat.

Noch verächtlicher und alles Glaubens unwürdig müssen endlich solche Mittel zur Erforschung oder Bezeichnung des Künftigen sein, welche gar nicht im leisesten Zusammenhange weder mit der Natur unserer Seele, als Ursache, noch mit einstigen Schicksalen, als Wirkung, sind. Dahin gehört, daß man nach Weise roher Völker gewissen Zahlen, Thieren, Tagen und andern Zufälligkeiten Bedeutsamkeit gibt; oder daß man durch sogenanntes Kartenschlagen, Bleigiessen in besondern Stunden des Jahres, durch Halmenknüpfen, Looseziehen, und welches sonst noch die thörichten Erfindungen altvetterischen Aberglaubens sein mögen, das Verborgene ergründen will.

Fern sei diese Abweichung der Vernunft, diese Entweihung des Geistes von mir! Warum sollte ich mich mit fruchtlosem Vorwitz quälen, warum mich mit leeren Hoffnungen täuschen, oder mit ganz vergeblichen Besorgnissen ängstigen! Möge geschehen, was da wolle, es kann doch endlich nichts geschehen ohne Deinen Willen, o mein göttlicher Vater. Und wüßte ich auch das, was kommen sollte, wirklich zuvor, ich könnte ja doch im Gewebe der Schicksale nichts ändern, das Deine Allmacht mit der allerhöchsten Weisheit unwandelbar geordnet hat. Du sparst mir neben den bösen Tagen auch die fröhlichen auf, und gibst mir zu seiner Zeit, was mir jedes im rechten Augenblick am allererspriesslichsten ist.

Darum mit der Zuversicht des Kindes halte ich, o Vater der Seligkeit und des Erbarmens, fest an Dir. Ich, ganz und auf immer hingegeben Deiner weisen Führung, verschmähe die thörichten Hilfsmittel menschlicher Neugier. Zufrieden mit

der einzigen Weissagung, die ich durch Jesum Christum habe, daß die, welche deinen heiligen Willen thun, das ewige Leben haben, ist alles andere Wissen mir entbehrlich.

46.

Pflichten gegen die Todten.

Ev. Joh. 19, 38—42.

Alle, die auf Erden lebten,
Gott, ihr Vater warst auch Du:
Und ihr Staub ging ein zur Ruh';
Aber ihre Seelen schwebten
Himmlischer Verklärung zu.

Hat der Tod uns auch geschieden:
Unsre Liebe schied er nicht;
Ewig lebt des Herzens Frieden,
Theure Todte! ruht im Frieden!
Unsre Liebe stirbt ja nicht!

Es vergingen Jahrtausende. — Unsere Vorfahren standen in herrlicher Kraft, handelten, wirkten zum Heil der Nachwelt, legten ihre müden Häupter zur Ruhe und starben. Ihr heiliger Staub weht um unsere Fußtritte. — Und wir leben wie sie einst lebten, wirken, wie sie einst wirkten; wir aber veralten, wie sie, ermüden, senken uns gebeugt zur Erde hinab, aus der wir erschaffen wurden, sterben und mischen den Staub unsers verwesenden Leibes zum Staube unserer Vorältern. Und die nach uns kommen, werden verblühen wie wir, werden vergehen wie wir.

So ist des Menschen Leben auf Erden ein beständiger Wechsel der Geschlechter, ein unaufhörliches Ankommen und Hinweggehen; und wer dies unaufhörliche Erscheinen und Verschwinden lange sieht, der sieht es siebenzig und achtzig Jahre. Dann sehnt er sich zur Ruhe, zu denen hin, die vor ihm weggingen.

Das menschliche Geschlecht auf Erden ist eine einzige große Familie. Blutsverwandte sind wir uns zuletzt alle, wenn auch in noch so entfernten Graden. Deine Vorfahren sind endlich

auch die meinigen; weder die Wiege noch das Grab ändert daran, noch die Hand der Vorsehung will es ändern, welche dir Reichthum zuwarf, und mir nur Dürftigkeit, welche Jenen auf einen Fürstenthron setzen, und diesen in einer schlechten Hütte beherbergen wollte.

Wir sind Glieder einer einzigen großen Verwandtschaft; wir hatten Alle einerlei Vorwelt, einerlei Urältern. Wir alle sind Erben der Vergangenheit, und was die weisesten und edelsten unserer Vorfahren Großes und Gutes stifteten, was sie erfanden und entdeckten, das alles ist unsere gemeinsame Erbschaft.

Wir alle sind Brüder und Schwestern; wir sind es auch von denen, die wir nie sahen, von denen wir nie hörten. Es begegnet der Fremdling in einer Wüste dem Fremdling, und sie nahen einander und fühlen, sie sind Verwandte und Verbundene. Mögen uns Länder und Verfassungen trennen, Religionen und Sprache dem Scheine nach theilen: wir bleiben Brüder; Alle wenden wir die betenden Blicke zu dem gemeinschaftlichen Vaterhimmel, und rufen empor zu der gemeinschaftlichen Erde: Unser Vater, der Du bist im Himmel!

Sind wir nun Alle Zweige eines Geschlechts, Erben der gleichen Vorwelt, Kinder des gleichen Vaters: so haben wir auch gegen einander die gleichen Verbindlichkeiten, wie Verwandte haben sollen. Der Mensch soll dem Menschen nie fremd auf Erden sein. Wir haben unsere Bruderpflichten gegen die lebenden Mitbrüder; wir haben die Pflichten der Fürsorge gegen die nachkommenden Geschlechter, die auf unsere Erbschaft, auf unsere Sorgfalt um sie Anspruch zu machen haben. Wir haben auch noch unsere Verbindlichkeit gegen die vor uns Dageweſenen, deren Asche schon längst verwittert ist.

Der Christ auf Erden lebt nicht, wie das Thier, welches vergänglich ist, bloß für das Vergängliche, für den flüchtigen Augenblick der Gegenwart; der Christ, im Bewußtsein seiner Ewigkeit, lebt als Geist für das Ewige. Und je losgebundener der Christ von dem Irdischen sein kann, das heißt, je mehr er Geist ist, je weniger er dem Einflusse seiner irdischen oder thierischen Natur unterworfen ist, um so ähnlicher wird er der

Gottheit, bei welcher kein Heut und Gestern, kein Wechsel der Tage, keine Vergangenheit und Zukunft statt findet, sondern die nur im Ewigen, in unbeschränkter Zeit ist. — So ist auch für den Geist der Christen gleichsam kein Unterschied der Zeiten. Die Vergangenheit, wie die Zukunft, sind für ihn weder vergangen noch künftig, sondern machen seine gegenwärtige Zeit aus. Für ihn sind die Todten nicht todt, sondern er lebt als Christ unter ihnen, mit ihnen, für sie. Für ihn sind die kommenden Geschlechter, als wären sie schon zugegen. Er denkt an sie, er sorgt für sie, er macht ihnen seinen Lebenswandel zum Beispiel, und vernimmt ihre Klage, ihre Wünsche.

Wahrlich, der Gedanke solcher Ewigkeit, solchen ewigen Einsseins der vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Menschheit, ist ein erhabener, beseligender Gedanke. Es spricht uns etwas Göttliches aus ihm an, erhöht uns über das Irdische zur Gottheit.

Wie wohlthuend wird uns die Vorstellung, daß mit zärtlicher Sorgfalt, mit schweren Aufopferungen die größten und weisesten Menschen der Vorwelt für uns bemüht waren, unsers Glücks und Wohlseins schon eingedenk waren, noch ehe wir geboren wurden! — Waren diese Edeln, die für das Heil der Nachwelt litten, kämpften, starben, nicht unsere Väter? — Wie wohlthuend wird für uns die Vorstellung, daß auch wir, wenn Erde einst unsern Staub bedeckt, von unsern Nachkommen lange nicht vergessen sind; daß wir in ihrem Andenken fortleben; daß Alles, was unsere Hand für sie baute und pflanzte, von ihnen geehrt und geschont wird; daß sie unsere Anordnungen erfüllen, die wir ihnen hinterliessen, und daß unser Wille noch in der Welt fortwirkt, wenn schon unser Geist diese Erdenwelt hinter sich gelassen hat!

Ja, das liebende Herz des Christen, welches der alliebenden Gottheit nachahmt, es kennt keine Todten! Wie Jesus noch zwischen Elias und Moses in hoher Verklärung schwebte, so ist der Christ, durch seine Religion veredelt und verklärt, unter den Geliebten und Frommen der Vorwelt. Für ihn leben noch die Verstorbenen. Ihm tönen gleichsam ihre Stim-

men noch in das geistige Ohr. Er hat und ehrt seine Pflichten gegen die Todten, als wandelten sie noch in irdischer Gesundheit um ihn, oder als schwebten ihre Geister unsichtbar um sein Thun.

Ja, ihr ehrwürdigen Todten, meine Lieblinge der verschwundenen Vorwelt, euch sei diese Stunde der Andacht heilig. Euer will mein Herz gedenken. Ach, ihr Geliebten, deren Gräber nun schon frühes Moos deckt, ihr seid mir nahe! Ich habe doch euch noch nicht vergessen.

Vielleicht — o vielleicht gedenket ihr meiner. In eurer Seligkeit, in euern himmlischen Verhältnissen bin ich euch noch nicht gleichgültig geworden. Einer ewigen Liebe Band bindet die Herzen der Vorwelt und Nachwelt innig zusammen, und knüpft unauflöslich die Erde an den Himmel, das irdische Dasein an die Geisterwelt.

Ehrwürdige Todten der Vorwelt, ihr, die nie mein Auge sah, ihr, deren Segnungen noch die jetzt lebenden Geschlechter empfinden, ihr seid auch mir, ich bin euch verwandt! — Es ist keiner Vergangenheit Abgrund zwischen mir und euch. Ihr liebtet den noch nicht Gebornen, und handeltet und littet für sein Bestes; ich liebe den vor Jahrtausenden Gewesenen, und feiere sein Andenken, preise seine Tugend, nenne seinen Namen. Die Liebe zieht wieder zusammen, was die Zeit trennte, und vereinigt die vergangenen und künftigen Geister.

Auch den Todten also bin ich, als Christ, den Zoll meiner Pflichten schuldig. Meine Verbindlichkeiten gegen einen Verstorbenen senkt man nicht zugleich mit seiner Asche ins Grab. Ich will mich also dieser Pflichten erinnern; ich will ihr Andenken in meinem Gedächtnisse erneuern, damit ich niemals, auch nicht aus Uebereilung und Leichtsinn, gegen sie sündigen möge.

Gönne dem Todten ein anständiges Begräbniß. Alle Völker, auch die wildesten, haben dieses gethan. Ein anständiges Begräbniß! also ein solches, welches wenigstens den guten Ruf des Verstorbenen unter den Lebenden nicht befleckt. Gegen die Todten soll man keine Feindschaft, keine Verachtung

fortpflanzen. Ein anständiges Begräbniß! — — Freilich; Staub ist Staub, und dem Staube ist's einerlei, mit welchem Fleck der Erde er sich vermische. Aber in so fern Begräbnißart Einfluß auf den Namen und das Andenken des Verstorbenen hat, soll man wegen derselben nicht gleichgültig sein. — Es wird aber darum nicht gesagt, daß man Abgötterei, Prunk und Gepränge mit der Asche der Todten treiben solle; — dieses ist Thorheit, wodurch der Geist des Lebenden sich entehrt. Staub ist Staub, und er empfindet von deiner Hochachtung nichts. Auch wird damit nicht gesagt, daß man die Leichname in der Nähe solcher Orte begraben solle, welche gleichsam durch die Andacht der Lebenden geheiligter sind, als andere Stellen. Ob der Staub des Todten neben, oder in einer Kirche, oder unter dem Schatten eines Baumes im fernen Begräbnißplatze ruhe, dies ist dem Staube einerlei. Auch Jesu Leichnam ward in keine heilige Erde gesenkt, sondern nur in einen Garten. (Ev. Joh. 19, 41.) Die Erde ist des Herrn, und jeder Leichnam schläft süß dem Tage des Herrn entgegen. Der Richter der Welt unterscheidet nicht die Frommen von den Sündern nach ihren Begräbnißplätzen, und nach der Eitelkeit der Sterblichen, ob diese in Kirchen, ob jene auf Schlachtfeldern begraben wurden. Vielmehr ist es Pflicht gegen die Lebenden, daß man allen Aberglauben von den Begräbnißorten verbanne, und die schädlich ausdünstenden Leichname nie in der Nähe solcher Stätten beerdige, wo sich zum Gottesdienst zahlreiche, oft kränkliche Menschen versammeln, denen die durch Ausdünstung der Gräber ungesund gewordene Luft schaden könnte.

Ein anständiges Begräbniß also gönne man dem Todten, ein Grab, dessen Platz dem Andenken des Verstorbenen nicht ein böser Ruf werde unter den Lebendigen! — Gönne dies Grab auch dem Fremdling deines Wohnortes, und treibe im ernsten Angesicht des Todes deine kindische Eitelkeit nicht weiter. Der Tod gleicht den Einheimischen mit dem Fremdlinge, den Reichen mit dem Armen aus. Es ist Spottes würdige Thorheit, den Unterschied des Ranges noch in der Gruft der Verwesung und des Mordes zu suchen. Nach Jahrtausenden ist dein Staub, o

thörichter Hochmuth, durch alle Winde verweht mit dem Staube ferner Nationen. Nach Jahrtausenden ist vielleicht die letzte Spur der blühenden Stadt oder des Dorfes verschwunden, in welchem du heute wohnst, und an der Stätte der Todtenruhe, wo die Leichname deiner Vorältern begraben waren, wo dein und deiner Kinder Leichnam verscharrt war, geht der Pflug durch die Erdschollen.

Auch dem Genossen einer fremden Religion gönne, wenn er in deiner Nähe stirbt, das anständige Begräbniß. Nicht sein Leichnam war eines andern Glaubens, als du, sondern sein Geist. Warum trennest du seinen Staub vom Staube anderer Todten? Warum schämest du dich, sein Bruder zu sein, und deinen Staub in seiner Nähe entschlummern zu lassen? Gott schämte sich nie, sein Vater zu heißen! Gott wird ihn einst wie dich erwecken! — Mensch, warum richtest du über den Glauben der Todten, den Gott nur richten kann? — Jede Religion, in welcher die Völker sich als Kinder zu dem gemeinsamen Vater im Himmel wenden, ist ehrwürdig. Das anständige Grab, welches du dem Genossen einer fremden Religion verweigerst, zeugt wider die Wahrheit und Güte deiner Religion. Denn deine Religion will dich hartherzig gegen Andere machen, will Tausende von der Gnade und Liebe des alliebenden Vaters ausschliessen — du schämst dich des Bruders, den Gott sich nicht als Kind zu lieben schämte.

Auch — denn o Mensch, nicht du bist, sondern Gott, der Ewige, der Allseher, ist der Todtenrichter! — auch dem unglücklichen Selbstmörder verweigere nicht die anständige Ruhestätte. Verewige nicht das Andenken seines Fehltrittes, seines unglücklichen, übereilten, allzuraſch vollzogenen Entschlusses, unter den Lebenden; verewige nicht durch deine thörichte Grausamkeit, die du an dem unempfindlichen Staube üben willst, das Andenken einer That, die nur die Frucht eines verzweiflungsvollen Augenblicks, einer Verwirrung und Verdunkelung des Geistes war, die Wirkung eines kranken Gemüths oder kranken Körpers. Daß du den Leichnam des Beklagenswürdigen entehren möchtest, entehrt nicht den seelenlosen Staub, sondern dein Herz,

welches empfindungsvoll für die übriggebliebenen Verwandten des Erblaßten schlagen sollte. Nicht den Staub des Unglücklichen überhäufst du mit Schmach, sondern dich, der du lieblos die Wunden vergrößerst, die solch ein Tod den Freunden des Verstorbenen schlug. — Dein Gericht, irdischer Todtenrichter, bessert den Staub nicht, den du beschimpfen möchtest, und schreckt nicht durch Schande die Lebenden vor ähnlichem Tode zurück. Denn wessen Gemüth einmal so versunkert ist, daß er den Tod nicht flieht, und ihn zu suchen nicht mehr fürchtet, der spottet der Schande, die du ihm über dem Grabe zuzufügen meinst. — Beklage den Unglücklichen, und überlaß Gott das Gericht!

Von den Todten lasset uns nichts Uebles reden. Ehret vielmehr ihr Andenken. — Vergesset, was sie fehlten, denn auch ihr seid fehlervoll; aber gedenket ihrer Tugenden. — Schimpflich ist's, wenn Lästerzungen die Fehler lebender Menschen aufspüren; schimpflich, wenn Menschen sich vergnügen können, hinter dem Rücken der Lebenden Böses zu reden, ihre Schwächen zu vergrößern, ihr Gutes zu verkleinern — aber unendlich schimpflicher ist es, wenn die Lästersucht erst über den Gräbern erwacht, und diejenigen verfolgt, welche sich nicht mehr vertheidigen können. Da paaren sich Grausamkeit und Feigheit, Hartherzigkeit und Selbstschändung.

Ehret das Andenken der Todten, und vergesset nie, diejenigen zu lieben, welche eurer Seele theuer waren, da sie noch mit euch lebten. Ein liebevolles Andenken geliebter Verstorbenen, ohne alle Empfindelei, ehrt unser eigenes Herz. Es zeuget von unserer Treue, die selbst im Tode nicht bricht. Es zeugt für die Festigkeit unserer Denkart, die durch nichts erschüttert werden mag. Ja, wir wollen sie unserm Herzen theuer erhalten, die wir, so lange sie lebten, geliebt haben. Wir wollen ihr Andenken dadurch ehren, daß wir ihrer würdig leben. Und wenn in einer Stunde der Versuchung unsere Leidenschaften erwachen, wenn wir im Begriff sind, unsere Tugenden zu verlieren und uns selbst zu vergessen — dann erscheine uns das Bildniß der geliebten Verstorbenen, und mahne uns, wie ein warnender Engel, an unsere Pflicht; wir wollen nie das Andenken

der theuern Todten durch einen Schandfleck unſers Lebens entweihen. Ach, jede Sünde, welche wir begehen, entfernt uns von den Geliebten, die jetzt in Verklärung wohnen. Könnten Engel weinen, ſie würden über unſere Fehltritte weinen.

Ehret das Andenken der Todten, auch derer, die wir nicht ſelbſt kannten; ehret die Wohlthäter der Menſchheit, auch wenn ſie Jahrtauſende vor uns gelebt hätten! Wohlthäter der Menſchheit ſind auch unſere Wohlthäter geweſen; ihr Name verdient ewig im Munde der Sterblichen zu tönen. So bezeichnet das gefühlvolle Herz die reinſte Dankbarkeit; ſo wird die Welt zur Nachahmung großer, edler, bewundernswürdiger Thaten begeiſtert; ſo wird aus dem geſammten Menſchengeſchlechte nur eine große zuſammenhängende Familie. Die Weiſen und Vaterlandshelden, die Frommen und Heiligen der Vorwelt — welcher Nation ſie auch angehören — ſie ſind die Zierde, der Stolz der ganzen Menſchheit. Wir ſind ihnen Blutsverwandte. Laſſet uns ſie ehren, indem wir mit gewiſſenhafter Treue ihren letzten Willen vollziehen, ihre Vermächtniſſe erfüllen, und die frommen Stiftungen aufrecht halten zu wohlthätigen Zwecken, denen ſie einſt von den Verſtorbenen geweiht wurden. — Dieſe Pflicht gegen die Todten iſt uns eine der heiligſten. Nur mit dem Glauben an unſere Treue ſtarben ſie: wollen wir dieſes Glaubens ſpotten? Sollten wir mit ruchloſer Hand das Werk derer zerſtören, die es zum Nutzen und Wohl der Nachkommen mit ſterbender Hand bauten? — Iſt es erſt dahin gediehen, daß wir den letzten Willen der Verſtorbenen verachten, dann ſind Treue und Glauben für immer aus der Welt gewichen; und Vater und Mutter müſſen auf dem Todtenbette mit Unwillen von den Kindern hinwegſchauen, die ihnen nach dem letzten Athemzuge den frommen Gehorſam aufkünden. Nicht ohne gerechten Kummer würden wir auf Pflicht und Treue unſerer Nachwelt Verzicht thun müſſen. Keine milden Stiftungen würden mehr durch die Hand der Sterblichen begründet oder begabt werden, wenn ſie ſchlechte Anwendung und Vergeudung der zu heiligen Zwecken geweihten Summen vorausſähen. Ehret den letzten

Willen der Todten, ihr stärket den Glauben des Lebenden an die Tugend und Treue der Nachwelt!

Wie einst Deine Jünger, o mein Jesus, getreu Deinen letzten Willen vollzogen, und Alles verliessen, Alles aufopferten, um Dir die süßen Pflichten der Liebe und Ehrfurcht zu erzeigen; wie sie, auf Dein letztes Gebot hin, sich selbst vom Vaterlande, von allen ihren Geliebten trennten, um hinzugehen in alle Welt, und den Völkern Deinen Namen zu predigen: so sei auch mir der Wille frommer Sterbender heilig. Und wie sie mit banger Sehnsucht und doch voll himmlischer Geduld durch ihren ganzen gefahrvollen Lebenslauf nur zu Dir aufblickten, nur Dich im Herzen behielten: so will auch ich die Erinnerung an meine Geliebten, die längst in seligere Wohnungen hinübergingen, im reinen frommen Gemüth bewahren. Ich will leben, als wären sie noch neben mir.

Und wenn es euch gestattet ist, verklärte Geister, auf mich, euern ehemaligen Liebling, herabzusehen; wenn es euch gestattet ist, mich noch umschweben zu können, während ich hienieden allein noch walle, o so soll mein Wandel euch nie betrüben. Mein Leben soll euch ehren. Nur auf der Bahn der Tugend finde ich euch wieder; nur sie führt zur Vereinigung mit euch; nur sie zu Gott.

Und die Thränen der Wahrheit und Sehnsucht, welche mein Auge in der Einsamkeit um euch weint, sind ein heißes Gelübde, das Gott nur, der Allgegenwärtige, sieht; ich will euch angehören, so lange ich athme, ich will euch angehören wieder in der Ewigkeit.

47.

Der letzte Wille.

2 Kor. 9, 6. 7.

O wie lohnt's mit Gottesfreuden,
Der Verlass'nen Helfer sein,
Selbst wenn wir vom Leben scheiden,
Noch ihr Leben zu erfreu'n!
Drüben wird's den Geist noch laben,
Brüder hier erquickt zu haben.

Eile deine Schuld zu zahlen,
Mensch, dein Herz gebeut es laut!
Was hast du von Grabesmalen,
Die die Eitelkeit dir baut?
Schöner sei, als Marmorsteine,
Dank dir, den die Armuth weine!

---

ie Tage, in welchen wir das Abnehmen unserer Gesundheit, r schon die wirkliche Krankheit fühlen, welche dem irdischen sein vielleicht ein Ende zu machen bestimmt ist; desgleichen Tage höhern Alters, in denen wir, auch bei allem äusser- en und scheinbaren Wohlbefinden, auf keine große Reihe Jahren mehr Rechnung machen dürfen, sind Mahnungen Vorsehung an unser Gemüth, sich auf Grab und Ewigkeit, Verantwortung und Gericht gefaßt zu machen. Kein Sterb- er thut diesen Schritt mit Leichtsinn, so lange er zum Ueber- n Kraft hat, und nicht von Verzweiflung betäubt oder von perlichen Leiden zu sehr überwältigt und zerstreut ist.

Dann richtet sich das Auge des Geistes hin auf das, was mmen soll, und eben dieser Blick auf die verhängnißvolle Zu- kft nöthigt ihn wieder, auf das durchlebte Vergangene zu n. Er möchte aus diesem wenigstens errathen, welches Loos er Seele dort bevorsteht. Der seiner Scheidestunde nahe nsch kann sich nicht verhehlen, daß sein Geist, so erhaben so niedrig derselbe hier im Leben war, es auch dort sein sse; daß er hier nothwendig das Loos seiner Ewigkeit schon ogen habe. Die Religion und ihre Offenbarung sagt es; und n er wirklich aus irrigen Vorstellungen oder aus Vornehm-

thuerei wenig von Religion und Offenbarung wußte oder wissen wollte, so sagt es ihm seine eigene Vernunft. — Ist aber die Ewigkeit nothwendig Richterin oder Vergelterin dessen, was wir auf Erden waren und thaten, so wird die Frage bedeutend: Was hat sie zu vergelten an uns? Denn was der Mensch säet, das wird er ärnten, sprich Jesus Christus.

Unser Zweck auf Erden sollte sein eine fortwährende Veredlung und Erhöhung des unsterblichen Geistes, und dieses Gottähnlichwerden sollte sich offenbaren in Beglückung der Menschen. — Wie viele haben wir durch Rath und That, durch eigene Arbeit und eigene Aufopferung, durch Sanftmuth, Versöhnlichkeit, Liebe und gemeinnützigen Sinn beglückt? Und wenn uns auch auf Erden vieles Gute, das wir stiften wollten, nicht allezeit gelang: haben wir den redlichen reinen Willen wirklich dazu gehabt? Haben wir alle Schritte dazu gethan, wie wir hätten thun müssen, wenn es uns ganz Ernst gewesen wäre?

Doch Reue ist dann wohl vergebens. Das Vergangene kehrt nicht wieder um. Es bleibt uns für die noch vorhandenen Augenblicke unsers Daseins nichts mehr übrig, als zu überlegen: Was kann noch jetzt von uns Gutes gethan werden? Wie können wir in dem kurzen übrigen Zeitraum noch so handeln, daß zwischen dieser und jener Welt für uns ein vortheilhafter Zusammenhang entstehe?

Zu großen verwickelten Unternehmungen, zur Erfüllung vielleicht manches alten, nützlichen Wunsches, bleiben weder Kräfte noch Zeit genug übrig. Die warnende Stimme ruft: Bestelle dein Haus! Es ist dem Kranken noch vergönnt, ehe es zu spät ist, seinen letzten Willen zu äussern, wodurch er über das verfügt, was er als Eigenthum besaß, und wie es nach seinem Absterben gehalten werden solle.

Der letzte Wille! — Schon das bloße Wort erinnert an die Wichtigkeit der Sache. Soll auch das Letzte etwas sein, was an Alltäglichkeit oder wohl gar an Leidenschaftlichkeit dem ähnlich ist, was wir selbst wohl immer thaten? Wollen wir nicht noch unsern letzten Willen zum wohlthätigsten und schönsten Willen machen? Wir nehmen nichts mit

aus der Welt. Nackt, wie wir eintraten, treten wir wieder aus dem Leben. Wir haben über unser Gut zu verfügen; — was wir sonst nicht immer mit Weisheit, Demuth und Menschenliebe gebraucht, sondern mehr für unsere eigene Bequemlichkeit und Eitelkeit angewandt haben, sollten wir in unserm letzten Willen nicht endlich einmal damit edelherzig verfahren?

Wohlthätigkeit muß auch den letzten Willen des Christen bezeichnen. Er gibt ja nur hinweg, was er selbst nicht behalten darf. So streue er denn Segen aus über eine Welt, die er verlassen muß; er streue ihn mit Freudigkeit und dem Willen aus, andere Menschen wahrhaft mit dem zu beglücken, was ihm selbst nicht mehr nach dem Tode nützen kann. Wer da kärglich säet, sagt die heilige Schrift, der wird auch kärglich ärnten; und wer da säet im Segen, der wird auch ärnten im Segen. Ein jeglicher nach seiner Willkür; nicht mit Unwillen oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. (2 Kor. 9. 6, 7.)

Es war eine edle Sitte unserer Vorfahren, daß sie gern in ihren Vermächtnissen für Kirchen, Schulen, Armenanstalten und andere milde Stiftungen, sobald sie es irgend vermochten, beträchtliche Summen aussetzten. Gar viele dieser Stiftungen bestehen noch heutiges Tages segensvoll fort, und sind eine fortdauernde Wohlthat für Unzählige, die nach und nach daran Theil nehmen. Die Edeln der Vorwelt haben noch nicht aufgehört unter uns zu leben; ihre Hand wirkt noch immer gemeinnützig auf unsere Zeiten fort.

Aber wie selten sind heutiges Tages Vermächtnisse und Stiftungen solcher Art! Es fehlt wohl nicht an Geld; denn zum Besuch der Schauspiele, Bälle und anderer Belustigungsörter, zu großen Schmausereien, oder Anschaffung zierlicher Geräthe, Wohnungen, kostbarer Kleider, ist überall Vorrath. Es herrscht heute noch so viel und vielleicht mehr Reichthum, als ehemals. Es fehlt auch wohl nicht an Gelegenheit zu milden Stiftungen. Denn sind gleich fast überall die Kirchen vom Staate oder durch frühere Vermächtnisse zu ihrem Zwecke hinlänglich versorgt; sind die Armen- und Krankenhäuser gleich meistens reichlich ge-

nug ausgestattet: o, wie viel bleibt selbst an solchen Orten zu thun übrig, wo alle solche Anstalten im vortrefflichsten Stande sind! Nein, es fehlt nicht an Mitteln, nicht an Gelegenheiten zum Guten, sondern am hochherzigen, christlich-schönen Willen dazu.

Allerdings muß unser letzter Wille zuerst auf diejenigen Bedacht nehmen, welche uns durch die Bande des Bluts am nächsten stehen. Es ist Pflicht, unsere Gatten und Kinder, unsere leiblichen Brüder und Schwestern zu versorgen, daß sie nicht Noth leiden. Gott verknüpfte uns unmittelbar mit ihnen. Wir dürfen in Rücksicht ihrer keine leidenschaftlichen Parteilichkeiten ausüben; wir müssen die am liebsten bedenken, welche des Beistandes und der Unterstützung zu ihrem Fortkommen am meisten bedürfen. Es wäre Ungerechtigkeit, ihnen das Nöthigste zu entziehen, um es Fremden hinzugeben. Doch haben wir die Ueberzeugung, daß sie hinlänglich versorgt sind; daß sie wohl, ohne deswegen sehr zu leiden, einen größern oder geringern Theil unserer Hinterlassenschaft entbehren können; daß sie ihn wohl mehr zum eigenen Wohlleben, als zur wohlthuenden Hilfe Anderer anwenden dürften: dann ist es unsere Sache, Besseres zu verfügen, und mit unserm Vermögen diejenigen zu beglücken, welche dessen am meisten bedürftig sein können.

Es kommt, wie bei allen unsern Handlungen, auch hier weniger darauf an, ob wir zu wohlthätigen Zwecken große oder kleine Summen auszusetzen haben. Nicht was und wie viel der Mensch gibt, sondern wie und in welcher Absicht er seine Gabe bringt, macht den größern oder geringern Werth derselben aus. Wer reich ist, gebe als ein Reicher; wessen Kräfte schwächer sind, leiste nach seinen Kräften. Wie theuer und werth wurde im Evangelium nicht das Scherflein der Wittwe geachtet! Wer da säet im Segen, mit der Absicht, noch in seinem letzten Willen einen gottgefälligen Willen zu zeigen, der wird auch ärnten im Segen.

Noch weniger muß uns bei Errichtung eines Vermächtnisses zum Besten hilfsbedürftiger Personen oder gemeinnütziger Anstalten die Bedenklichkeit an Ausübung der gottgefälligen That

hindern: ob das, was wir aus unſerer Hinterlaſſenſchaft dazu verwenden wollen, auch nach unſerm Tode wirklich ſeinen wahren Zweck erreichen werde; ob es nicht über kurz oder lang anders benutzt wird, als wir es wünſchen, ob nicht wohl vielleicht gar ein Mißbrauch getrieben werden könne. — Du, mein Chriſt, biſt Gott keine Rechenſchaft über den Erfolg deiner Thaten, ſondern über die rechtſchaffenen Zwecke und Wünſche ſchuldig, die du damit verknüpft haſt. Denn der Wunſch und die Abſicht allein gehört dir; der Erfolg ſteht in Gottes Willen. Und wenn du dich auch durch dergleichen Bedenklichkeiten an der Ausführung eines guten Werks hindern laſſen wollteſt: wäreſt du dann geſicherter, daß die, welchen dein hinterlaſſenes Vermögen nach Landesrechten zufällt, davon beſſern Gebrauch machen, als du im Willen haſt? — Werden ſie die Hilfsbedürftigen reichlicher bedenken, als du, der nach dem Tode nichts mehr vonnöthen hat, während die Lebenden auch an ſich und die Ihrigen ſorgſam denken wollen?

Doch iſt gewiß, daß auch bei Verfügungen über unſere Hinterlaſſenſchaft kluge Erwägung der Umſtände ſtatt finden müſſe. Geben, und in guter Abſicht geben, iſt an ſich eine leichte Sache, beſonders wenn man das weggibt, was wir ohnehin nicht länger behalten können. Aber mit Weisheit geben, iſt ſchwieriger. Darum ſollen wir die Verfügung über unſer Vermögen zur rechten Zeit treffen, da wir noch bei vollen Kräften des Geiſtes und bei hinlänglicher Kenntniß deſſen ſind, was uns zu einer ſegensvollen Beſtimmung von einem Theil unſers Vermögens lenken ſoll. Es iſt wohlgethan, ſchon in geſunden Tagen daran zu denken, und die Arbeit gethan zu haben, ehe uns ein plötzlicher Tod oder eine Krankheit mit ihren Beſchwerlichkeiten hindert. Die Vorausbeſchlieſſung des letzten Willens beſchleunigt keineswegs das Lebensende; warum alſo ſie vermeiden? Was wir auf den Fall unſers Todes anordnen, raubt uns, ſo lange wir leben, nicht die Fähigkeit, etwas Anderes anzuordnen, wenn wir es uns oder Andern nöthig finden. Warum alſo eine nützliche Handlung von Tag zu Tag verſchieben, da Niemand weiß, wie lange er zu leben hat,

und welche uns ganz unschädlich ist, so lange wir noch leben? Mancher Sterbende bereute wohl schon seine Saumseligkeit zu spät, und hätte noch verfügen mögen, da seine Hand zu schwach, seine Zunge zu gelähmt war, den letzten Wunsch auszudrücken!

Es muß bei Entscheidung über Vertheilung unsers Vermögens uns kein abergläubisches Vorurtheil oder ein irriges Frommthun leiten, indem wir zum Beispiel wähnen, was wir einem Kloster, oder einer Kirche, oder einem Armenhause, oder einer andern Gottesanstalt widmen, sei Gott unmittelbar dargereicht. Wir müssen nicht glauben, daß gewisse dafür erkaufte und gleichsam bezahlte Gebete uns einen höhern Grad von Seligkeit in jenem Leben erwerben können. Jesus Christus versicherte dies niemals; er forderte auch niemals dazu auf, wohl aber, daß wir dem helfen sollen, der am meisten der Hilfe von Andern benöthigt ist. Was ihr, sprach er, einem von den geringsten von euern Brüdern thut, das habt ihr mir gethan.

Der Reiche und in einem gewissen Wohlstand Befindliche soll also, wenn er mit seinem Vermögen auch nach dem Tode wohlthätig werden will, zunächst für die Aermern im Volk sorgen, die sich sonst keiner kräftigern Unterstützung erfreuen können. Für Bettler, die meistens ohne Scham Andern zur Last fallen, ist schon aller Orten gesorgt. Gebt ihnen, so viel ihr wollt, sie werden ihre Armuth als einen Beruf ansehen, und ihre zerrissenen Kleider als ein Werkzeug, womit sie sich Lebensunterhalt verdienen. Aber verhütet, daß Familien rechtschaffener Personen, die in ihren Glücksumständen zurückgekommen sind, nicht wirkliche Bettler werden, und endlich alle Scham verläugnen müssen. Wendet einem braven Hausvater, dem es Mühe kostet, die Seinigen zu ernähren, eine Summe zu, durch die er in Stand gesetzt wird, seine Schulden zu tilgen, oder sein Gewerb zu erweitern. Helfet Andern zu Arbeitsstoff und dem nöthigen Werkgeräth. Bringet verlassenen Söhnen und Töchtern eine Hilfe, daß sie irgend etwas Nützliches erlernen, womit sie ihren Unterhalt verdienen können. O wie viele Gelegenheiten habet ihr, durch einen größern oder geringern Theil

eures Vermögens lange nach euerm Tode noch beglückte Menschen zu machen! Vergesset nicht, daß ihr einen ansehnlichen Theil des Wohlstandes doch auch der ärmern Volksklasse verdanket. Durch sie empfinget ihr die euch nützlichsten Arbeiten aller Art; von ihr bezoget ihr, o ihr Reichen, den Zins eurer Kapitalien; durch ihre Steuern und Abgaben, die sie oft mit Seufzen dem Staat entrichten mußten, genosset ihr, o ihr Beamten, zum Theil die Besoldungen, von denen ihr bequem gelebt habet. Euer Vermächtniß an die Armen ist gewissermaßen nur Rückgabe von dem, was aus ihrer Hand an euch gekommen ist.

Inzwischen wird darum nicht gesagt, daß nicht Vermächtnisse zu milden Stiftungen oft noch weit zweckmäßiger sind, als Gaben an einzelne Haushaltungen. Jede gemeinnützige Anstalt ist eine öffentliche Sorgfalt für Hilfsbedürftige, und wir können über die zweckmäßige Anwendung unserer Gaben weit ruhiger sein, da solche die Pflicht der Vorsteher der Anstalten ist, welche von höhern Orten her bewacht werden. Das unvermuthete, reichliche Vermächtniß an eine arme Haushaltung, deren Denkart wir nicht ganz genau kennen, kann zuweilen, wider unsere beste Absicht, mehr Uebels als Gutes stiften, und zu leichtsinnigen, übereilten Dingen verführen. Es fehlt leider daran nicht an Erfahrung. Hingegen ist das, was wir zur Verbesserung einer wohlthätigen Armen- und Kranken-, Erziehungs- oder Lehranstalt aussetzen oder zur Unterstützung einer Versorgungsanstalt für betagte Personen, die nicht mehr arbeiten können, oder für Taubstumme und Blindgeborne ohne Vermögen, immerdar und auf bleibende Weise gut angelegt. Wir können mit der Ueberzeugung aus der Welt gehen, daß unser Vermächtniß auf jeden Fall den von uns beabsichtigten Zweck nicht gänzlich verfehlen könne, und manchen Leidenden zu statten kommen werde.

Doch denen, welche durch Gottes Gnade eines ansehnlichen Vermögens theilhaftig geworden sind, fehlt es weniger an Gelegenheiten, davon auch nach dem Tode Andere zu beglücken, als an dem erforderlichen tugendhaften Sinn dafür, und an dem lebendigen Gefühl ihrer Christenpflicht. Mit Gebeten, Für-

bitten, Seelenmeſſen, glauben ſie es abthun zu können; oder vielleicht, wenn ſie etwa hoffen, das Grab begrabe Alles — Alles! — Aberglaube und Unglaube, ſo weit auch dieſe Geiſteskrankheiten in ihren Aeuſſerungen von einander abweichen, führen immer zu einerlei Ziel. Es gibt vielerlei Krankheiten, vielerlei Irrthümer, doch nur eine Geſundheit, nur einerlei Wahrheit.

Wer da ſäet im Segen, der wird ärnten im Segen! Der Chriſt kann ſeine Laufbahn nicht edler ſchlieſſen, als daß er ſeinen letzten Willen durch eine ſchöne That adelt, die vor Gott gilt. Haſt du bisher mehr für deinen Eigennutz und dein Vergnügen gelebt, ſo fange am Ende deines Lebens auch an, für das Glück Anderer zu athmen. Das Gute geſchieht niemals zu ſpät; das Schlechte aber immer zu früh.

Laß Andere über ihre Gräber Denkmäler von Erz und Marmor mit Goldſchrift bauen! Die Thoren, ſie lebten für den Staub; laß ihnen den traurigen Triumph der Eitelkeit — den Staub! Wer ſieht nach wenigen Jahren noch auf das übertünchte Grab, unter welchem Moder und Unflath ruht? Es wird verſtäuben. Stifte du lieber ein Denkmal, o Geiſt des Chriſten, im Gebiete der Geiſter, im Gemüth der Dankbarkeit, in dem Beifall deines himmliſchen Vaters. Ende auf Erden mit einer That, würdig frommer Geiſter, und beginne drüben mit dem Glück derſelben.

Wohlthätigkeit nach dem Tode iſt eine Verklärung unſers Namens bei der ſpätern Welt, ein Segen für unſere Kinder und Kindeskinder. Was auch dieſen noch begegnen mag, wenn wir längſt nicht mehr ſind, die Erinnerung künftiger Geſchlechter an das Gute, welches wir noch mit dem letzten Hauche geſtiftet haben, wird ihnen zur Empfehlung, zum Schutz dienen, und ihnen unerwartete Freundſchaften unter den Rechtſchaffenen erwerben. Wer da ſäet im Segen, ärntet im Segen.

Allein nicht blos aus dieſer Rückſicht entſchlieſſe dich, etwas zu thun, wodurch du nach deinem Tode wohlthätig fortwirkſt. — Zwar iſt ſie der zärtlichen Liebe für deine Hinterlaſſenen an-

ständig, und darum, obwohl sie nicht aus reinster Christentugend stammt, verzeihlich; doch lebst und handelst du im höhern Sinn, im Geiste Jesu, wenn du, unbekümmert um alles Irdische, das Göttliche und Gute nur um Gottes und des Guten willen allein thust. Du denkst vielleicht bei dir: das ist doch zu viel von mir begehrt! — O, was du jetzt nicht ganz verstehen willst, deine Todesstunde wird dir es offenbaren. Dann kommt ein Augenblick, wo du mit Gott und der Ewigkeit ernster, als mit deinen liebsten Hinterlassenen, beschäftigt sein wirst; dann ein Augenblick, wo du himmlische Beruhigung in dem Gedanken finden wirst: wenn ich nun vor Gott stehe, o die dankbaren Gebete, o die segnenden Freudenthränen durch mich noch nach meinem Tode beglückter Menschen werden mich dort begleiten! Auch darin ist Segen, und überschwenglich viel in dem, daß Viele Gott danken für diesen unsern treuen Dienst. (2 Kor. 9, 12.)

Wer da säet im Segen, der wird ärnten im Segen, hier und dort! Auch dort, in den heiligen Gefilden, dort, für die ich hienieden lebe und sterbe, für die mein Jesus mich im Heiligthume seiner Offenbarung und Lehre vorbereitet hat; denen ich geweiht war von Dir, mein Gott, mein Herr, mein Schöpfer, ehe ich war.

Aber was habe ich hienieden schon ausgesäet, daß ich mich droben in schönern Welten, bei Gott und allen Vollendeten, der Aernte freuen könnte? Wo sind denn die durch mich beglückten Familien? Wo denn die Augen, deren Thränen ich trocknete? Wo die frommen, ohne alle Eitelkeit, ohne allen Eigennutz von Keinem gesehenen Thaten?

Allwissender Gott, ich verhülle mein Antlitz vor Dir! Ich bin nicht Deiner Treue würdig und Deiner Gnade!

Aber diese Stunde der Andacht bleibe mir gesegnet und theuer. Ihr Andenken soll einst meiner Todesstunde begegnen! Ich will im Stillen Himmelssaaten aussäen, bis ich nicht mehr kann — Liebe, Versöhnung, Erbarmen, Hilfe! Und einst mein letzter Athemzug, mein letzter Wille wirke noch segensvoll über mein Grab, auf die nach mir Lebenden fort! Amen.

48.

Von den Pflichten gegen die Thiere.

Spr. Sal. 12, 10.

Wenn es höhern Weſen vergönnt iſt, ſich, unſichtbar für uns, mit den Menſchen und ihren Schickſalen zu beſchäftigen, ſo werden ſie den Menſchen lieben, und ſeine Freude muß ihre Seligkeit vermehren. Gewiß nehmen ſie Theil an unſern Leiden, an unſern Thränen, an unſerer Wonne, obwohl wir viel geringer ſind, als ſie, und auf der himmliſchen Schöpfungsleiter viel niedriger ſtehen, als ſie. — Denn ſie betrachten das ganze große All der Welt als den unermeßlichen Palaſt Gottes, des allgemeinen Vaters; und alles, was darin wohnt, das Erhabene und das Tiefe, iſt ihnen ein Heiligthum, weil es durch denſelben Spruch der Allmacht entſtanden iſt, durch welchen ſie ſelbſt hervorgegangen ſind. Alles, Alles iſt ihres Gottes Werk, und die ganze weite Schöpfung zuletzt nur eine einzige weitläufige und doch innig verbundene Familie.

Auch wir Menſchen ſind höhere Weſen im Vergleich mit andern Geſchöpfen, die noch auf geringern Stufen der Vollkommenheit ſtehen. Wir ſind höhere Weſen, denn wir ſehen unter uns ausgebreitet das Reich von Millionen wunderbarer Pflanzen und die mannigfaltige Welt der Thiere. Aber auch ſie ſind Gottes Werke; ſie ſollen uns theuer ſein, weil wir und ſie den gleichen Schöpfer haben.

Iſt uns nicht das Andenken lieb, das uns ein entfernter Freund von ſich hinterlaſſen hat? — Wie ſorgfältig bewahrt die zärtliche Freundſchaft ſelbſt unbedeutende Kleinigkeiten auf, die dem Geliebten gehörten, von dem wir getrennt ſind! — Wie gern erinnern wir uns, beim Anblick derſelben, deſſen wieder, der unſerm Herzen theuer iſt! Wir glauben ihm näher zu ſein, wenn wir Dinge ſehen und berühren, die ſein Auge ſah, die ſeine Hand berührte. Unſere Sehnſucht nach ihm wird leichter, unſere Liebe wird inniger.

Wohl denn, unſer himmliſcher Freund, unſer ewiger güti-

ger Vater, unſer Gott, unſer Alles, den wir auf Erden nicht würdig ſind zu ſchauen, umringte uns mit der Herrlichkeit ſeiner Schöpfung. Wir ſollen uns beim Anblick derſelben ſeiner erinnern. Er gab uns dies Andenken, daß wir ſeiner nicht vergeſſen möchten. Was wir ſehen, was unſere Hand berührt, was wir mit allen unſern Sinnen empfinden, hat er gemacht. Wir ſollen es lieben und achten, wenn wir ihn lieben. Wir ſollen durch den weiſen Gebrauch ſeiner Geſchenke ihn ehren. Wir ſollen dieſe wundervolle Welt, dieſe Schätze der Natur nicht anſehen, ohne von neuer, inniger Sehnſucht nach ihm erfüllt zu werden: Sehnſucht nach ihm, von dem Alles kommt, und zu dem wir wieder hinübereilen.

Vor allem Andern ſteht dem Menſchen die Thierwelt nahe. Sie iſt's, die von ihm in der Kette der erſchaffenen Dinge den Uebergang zu den Pflanzen und unbelebten Kreaturen macht.

Wenn ſchon die Thiere Weſen geringerer Art ſind, haben ſie doch den lebendigen Athem, wie der Menſch; haben Empfindung, Schmerz und Freude, wie er; übertreffen ihn oft in einzelnen körperlichen Eigenſchaften, und nähern ſich nicht ſelten mit ihrem Verſtande dem ſeinigen. — Alle erkennen ihn als ihren Oberherrn, als den Gewaltigſten. Selbſt die wilden Thiere der Wüſte entſetzen ſich vor dem Anblick des Menſchen, und fliehen vor ihm. Nur in der Verzweiflung der Nothwehr oder des Hungers wagen ſie einen Angriff auf ihn, und machen Gebrauch von ihrer überlegenen Stärke. Ohne dieſe natürliche Ehrfurcht, welche die Hand Gottes in die Bruſt ſelbſt der wildeſten Ungeheuer pflanzte, wäre das ſchwache von Natur nackte und wehrloſe Menſchengeſchlecht längſt unter der Gewalt und Stärke der großen Raubthiere vernichtet worden.

Doch iſt die Zahl ſolcher Geſchöpfe, welche dem Menſchen gefährlich werden können, unendlich klein gegen die Anzahl derjenigen Thiere, welche gleichſam nur leben, um ihm Nutzen, Bequemlichkeit und Vergnügen zu verſchaffen. Sie ſind auf Erden in allen irdiſchen Bedürfniſſen ſein Beiſtand, oft ſeine einzige Stütze, nicht ſelten ſeine treueſten Hausgenoſſen und Freunde.

Die zahmen Heerden, welche über die Felder hin irren, sie leben für dich; sie geben dir ihre Milch zum heilsamen Getränk, sie werden dir ihre Wolle, ihre Felle zur Bekleidung, ihr Fleisch zur Nahrung dargeben. — Andere helfen deine Lasten tragen, und vermehren durch ihre Kraft und Schnelligkeit deine Bequemlichkeit auf Reisen. — Andere helfen dir deinen Acker bestellen, und den nützlichen Pflug durch den verhärteten Boden ziehen, damit er für den Samen empfänglich werde. — Andere sind deine treuen Begleiter, sie bewachen deine Wohnung, deine Heerde, und sorgen für dein Vergnügen und Leben.

Es ist kein Mensch so arm, so gering, daß nicht Thiere zu seinem Trost, zu seiner Ermunterung beitrügen. Seht den blinden Bettler, der durch die Straßen großer Städte wandert. Er ist arm, hat keinen Freund, keinen Theilnehmer in der Noth, keinen Führer in der ewigen Finsterniß, aber sein treuer Hund verläßt ihn nicht. Dieser ist sein Führer, sein Begleiter, sein Wächter, sein Beschirmer. Dieser theilt willig alles Ungemach mit ihm; läßt sich von seinem Herrn durch keine fremden Leckerbissen, durch keine Schmeicheleien, durch keine Gewalt abwendig machen. Er folgt ihm bis zum Krankenbette. Wenn einst kein Auge weint über dem Grabe des unbekannten blinden Mannes: sein treuer Gefährte im Leben, der verlassene Hund, wird über dem Grabhügel des geliebten Herrn winseln.

Düster geht der Reisende durch die Einsamkeit der Wälder, aber fröhliche Vögel umflattern ihn, und ihr Gesang spricht wohlthätig zu seinem Herzen.

Der muntere Hahn weckt krähend den fleißigen Landmann zum frühen Tagwerk, und wie dieser heraus tritt in das thauige Feld, singt schon die Lerche ihr Morgenlied durch den Himmel, und mahnt ihn zur Andacht. Und wenn er müde wird von des Tages Last und Hitze, hört er die Biene sumsen ohne Unterlaß von Blume zu Blume, um Honig zu sammeln für den Winter, oder das Beispiel der fleißigen Ameisen erinnert ihn, nicht müde zu werden. Ueber ihm schweben die Vögel und bauen singend ihr Nest, oder sammeln Futter, und bringen es voll zärtlicher Liebe den Jungen. Sie wecken seine Gedanken an die Heimath,

an die Gattin und Kinder, welche er durch seine Arbeit ernähren und versorgen muß. Sollte er sich von der Tugend der Thiere beschämen lassen, die ihre kleinen Pflichten zu erfüllen nicht die schwerste Mühe scheuen? — Aber endlich, wenn er sein heißes Tagewerk im Schweiß des Angesichts vollbracht hat, und er ausruht in der Hütte mit den lieben Seinigen, noch dann ruht nicht die ganze Thierwelt. Gleichsam seinen Fleiß zu belohnen, und ihm ein süßes Schlaflied zu singen, wacht noch im nahen Gebüsch eine Nachtigall und singt ihm ihr Abendlied.

Ja, die göttliche Schöpferhand scheint die Thiere nicht nur zu unserm Schutz, zu unserer Nahrung, Bekleidung, Bequemlichkeit und Freude bestimmt zu haben, sondern auch zu unserer Aufmunterung in unsern Pflichten, zu unsern stummen Lehrern, zu schönen, geheimnißvollen Vorbildern unsers Strebens und Thuns. Alles in der Welt steht da in Beziehung auf die Gottheit; Alles deutet auf sie hin, und wie wir uns veredeln sollen, um ihr näher zu kommen. Es ist nicht Alles todter Staub und ein irdisches niedriges Gefüge; nein, ein hoher heiliger Geist weht durch das wundervolle Weltall und spricht zu den Geistern der Sterblichen.

Wenn ich nun in den Thieren nicht nur meine Ernährer und Freunde, meine Hausgenossen und Wächter, sondern selbst in denen, welche mir keinen unmittelbaren Nutzen zu stiften scheinen, Werkzeuge Gottes erkennen muß, so habe ich sie als solche zu achten und zu ehren. Ich habe als Christ, ich habe als ein vernünftiges, höheres Wesen nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten gegen die Thiere. Ich habe Pflichten zu beobachten gegen Alles, was Gott schuf, gegen die Mitmenschen, gegen mich selbst, aber auch gegen geringere Kreaturen.

Die Zahl dieser meiner Pflichten gegen die Thiere ist nur klein, weil meine Verhältnisse zu denselben sehr einfach sind. Aber um so geringer die Zahl der Pflichten ist, je leichter sie mir zu erfüllen sind, um so strenger kann auch meine Beobachtung derselben gefordert werden.

Wohl haben wir das Recht, die uns schädlichen Thiere zu tödten. — Wir haben das Recht, diejenigen Thiere zu tödten,

deren Theile uns entweder zur Nahrung oder zur Bekleidung oder zu andern Bedürfnissen des irdischen Lebens vonnöthen sind. — Aber wir haben kein Recht, ihren Tod durch grausame Qualen zu verbittern; — wir haben kein Recht, Thiere nur aus Muthwillen ums Leben zu bringen; — wir haben kein Recht, selbst für schädliche Thiere langsame Todesarten zu ersinnen, um uns an ihrer Todespein zu ergötzen: sondern es ist Pflicht und Menschlichkeit, den Tod des Thieres auf die kürzeste Weise zu befördern.

So wenig ein vernunftloses Geschöpf deutliches Bewußtsein vom Leben hat, eben so wenig scheint es eine klare Vorstellung von dem zu haben, was Aufhören des Lebens oder Tod heißt. Es flieht nicht den Tod, sondern nur den Schmerz. Gott gab ihm zu seiner Selbsterhaltung natürliche Triebe, die es gebraucht, ohne aus Erfahrung den Nutzen und die Nothwendigkeit derselben zu wissen. Es kennt schon in der Ferne das Raubthier, das seinem Leben Gefahr droht, ohne es jemals gesehen zu haben. Es flieht von Bangigkeit befallen eine Gefahr, die es noch nie an andern Seinesgleichen wahrgenommen hat, und vergißt sie, wenn sie vorübergegangen ist.

Das Lamm geht ruhig zur Schlachtbank, auf der es schon andere Lämmer sterben sah. Es fürchtet den Tod nicht, welchen es nicht kennt, sondern nur den Schmerz, welchen es empfindet, oder schon empfunden hat. — Daher ist ein plötzlicher Tod, ein schneller Uebergang vom Sein zum Nichtsein für das Thier keine grausame Behandlung, kein Unglück, und der Mensch, welcher sein Dasein durch den Tod jener Kreaturen erhalten muß, begeht durch das Hinschlachten derselben nichts weniger als ein Unrecht.

Aber es verräth eine empörende Härte und Grausamkeit des Gemüths, wenn man am langsamen Morden der Thiere, an der Verlängerung ihrer Qual Vergnügen findet. Es verräth ein gefühlloses Herz, wenn man unschuldige Geschöpfe, deren Leben uns keinen Nachtheil, deren Tod uns keinen Vortheil stiftet, aus blutdürstigem Muthwillen tödtet. Auch das Thier, o Unmensch, hat Gefühl, wie du; hat einen Sinn für Schmerz und Freude, wie du; einen Trieb, das flüchtige Leben zu genießen, wie du!

Warum vertilgst du aus Muthwillen, was Gott aus Weisheit schuf? Warum vernichtest du ein Leben, das vielleicht andern Geschöpfen nützen soll, wenn es dir auch weder Nutzen noch Schaden verschafft?

Die Pflicht, das Leben unschädlicher Thiere zu schonen, und beim Tödten derselben wenigstens die Todesqual zu verkürzen, ehrt den weisern Menschen, wenn er sie übt, und verkündet uns die Ueberlegenheit seines Geistes, das zarte Gefühl seines Herzens. — Früh sollen wir schon dem Gemüthe der Jugend einprägen, daß sie lerne auch den Geringern achten, und des Wehrlosen schonen. Das Kind, welches mit mörderischer Schadenfreude den Schmerz armer Geschöpfe betrachten kann, wird bald eben so geneigt sein, zu den Thränen von Seinesgleichen zu lachen. Die zärtliche Unschuld, welche den Tod eines Vogels, eines Wurmes betrauert, wird auch bei den Leiden guter Menschen nicht ohne Theilnahme vorübergehen.

Vor allen Geschöpfen aber stehen dem Menschen die Thiere seines Hauses zunächst. Sie gehören gleichsam zu seiner Familie. Er ist ihr Versorger, ihr Schutzherr. Aber dafür leben sie nur zu seinem Besten. Sie kennen ihn; sie lieben ihren Herrn, sie nähern sich ihm freundlich; sie empfangen dankbar die Gaben, welche er ihnen reicht; die Natur versagt ihnen die Sprache, aber sie geben sich ihm durch Zeichen zu verstehen, und erklären ihm ihr Vertrauen, ihre Dankbarkeit, ihre Liebe.

Pflicht ist es, für diese unmündigen, dem Menschen zum Beistand gegebenen Mitgeschöpfe zu sorgen. Lebten sie noch, wie andere ihrer Art, frei in Wildnissen: so würden sie selbst für ihre Nahrung, für ihr Obdach sorgen können. Der Mensch beraubte sie, seines Besten willen, der Freiheit, und übernahm also die Verbindlichkeit, ihnen nun das zu verschaffen, was sie sich selbst nicht erwerben und aufsuchen können.

Pflicht also ist es besonders, diese Hausthiere mit Schonung und Milde zu behandeln; Pflicht, ihnen die schickliche und nöthige Nahrung zu geben; Pflicht, sie gegen die Unfreundlichkeit des Wetters in Schutz zu nehmen; Pflicht, für ihre Reinlich-

keit, für ihre Gesundheit zu sorgen; Pflicht, sie nicht mit Arbeiten zu quälen, die das Maß ihrer Kräfte übersteigen.

Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes; aber das Herz der Gottlosen ist unbarmherzig, sagt Salomon in seinen Sprüchen (Kap. 12, 10), und Moses in seinen Gesetzen spricht: Wenn du deß, der dich hasset, Esel siehst unter seiner Last liegen, hüte dich, laß ihn nicht unterliegen, sondern versäume gern das Deine um seinetwillen. (2 Mos. 23, 5.)

Bei allen, selbst den rohesten Völkern herrscht eine rührende Theilnahme am Wohlsein ihrer Hausthiere. O wie schmerzlich ist es, wenn wir Christen sehen, die ohne Gefühl die treuen Gehilfen ihrer Arbeit, die Genossen ihres Hauses leiden lassen, und das Leiden des Thiers durch rohe Unmenschlichkeit bewirken! — wenn wir sehen, wie sie in blinder Wuth oft die schuldlosen Geschöpfe auf das härteste mißhandeln, oder die Kräfte derselben ohne Noth, oft nur aus Uebermuth, gewaltsam oder unnatürlich anstrengen!

Sorgsam auch für die armen Thiere verordnet schon das Gesetz, welches Moses vom Sinai herab seinem Volke brachte, das Gesetz, welches er von Gott empfangen hatte, Nachsicht mit ihnen: „Aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes, da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist.“ (2 Mos. 20, 10.)

So ehrwürdig das menschliche Mitleiden und Schonen der unter unserm Schutze lebenden Thiere ist, soll aber dasselbe nicht in thörichte Vorliebe und in eine Zuneigung ausarten, die keinem geringern Geschöpf gebührt, als wir selbst sind. — Eine allzugroße Empfindsamkeit, eine allzuzärtliche Anhänglichkeit an Lieblingsthiere, ist das Kennzeichen schwacher Gemüther, die der Menschenwürde vergessen, und die Bestimmung des Thiers verkennen.

Eben diese Menschen, welche mit kindischer Tändelei ihre schönsten Liebkosungen an unvernünftige Geschöpfe verschwenden, welche dergleichen weder verlangen noch bedürfen — eben

dieſe Menſchen ſind oft gegen ihre Mitbrüder und Mitſchweſtern am meiſten ungerecht. Während ſie einem unvernünftigen Geſchöpfe ſchmeicheln, können ſie mit ihren Zungen gute Menſchen verläſtern; während ſie ihren thieriſchen Liebling mit Leckerbiſſen ſättigen, können ſie gelaſſen zuſehen, wie die weinende Armuth hungernd von ihrer Thür gewieſen wird. — Mit dem Aufwand, welchen ihr Stolz, ihre Prachtliebe für überflüſſige Thiere macht, könnten ſie eine unglückliche Familie freudig machen, und Thränen der Dankbarkeit — die einzigen Juwelen, die vor Gottes Richterſtuhl glänzen — und den Segen der getröſteten Unſchuld erkaufen. Aber die Selbſtſüchtigen ſehen nur ſich. Nur was ihnen zugehört, iſt ihnen wichtig. Alles Uebrige gilt gleich, und Menſchen und Thiere ſtehen in gleichem Werthe.

Dieſe Entartung der menſchlichen Natur — ach, warum finden wir ſie noch ſelbſt unter den Chriſten? — Sie iſt eine der Folgen, welche aus dem Mangel der Religioſität entſpringen. Es iſt kein Chriſt, der ſeinem Bruder den Biſſen entzieht, um ihn dem Thiere zur Wolluſt vorzuwerfen. Es iſt kein Chriſt, der Jeſu Brüder verſtößt, der ſich der Menſchheit ſchämt, um durch den Glanz und die Luſt der Thiere zu prangen.

Nein, immer iſt der Menſch mein Ebenbild, nicht das Thier; immer iſt der Menſch mein Mitkind in Gott, mein Miterlöſeter durch Jeſum, mein Miterbe eines unſterblichen Heils, mein Mitwanderer zur Ewigkeit! — Immer hat er die erſten Anſprüche auf meine Achtung, auf meine Hilfe, auf meine Fürſorge, auch wenn er noch ſo geringer Herkunft, noch ſo verächtlichen Standes ſein ſollte. Denn was ſind doch Stand, was Herkunft? Menſchliche Schöpfungen, die mit dieſem Leben verſchwinden! Ein königliches Herz ſchlägt oft hienieden unter dem groben Gewande des Landmanns, und ein geringer Geiſt, ein niedriges Gemüth verhüllt ſich oft mit Purpur und Seide am Throne. — Als Bürger ehre ich und muß ich ehren die bürgerlichen Verhältniſſe und Schranken des Unterſchiedes; aber als Chriſt gleicht mir die Religion Jeſu alle Ungleichheit aus, alle Menſchen ſind meine Brüder, mir alle durch Gott verwandt. Sie ſind die, welche Jeſus meine Nächſten nennt, und die ich

lieben ſoll, wie mich ſelbſt. Tief ſteht unter ihnen das vernunftloſe Thier.

So will ich ſie denn lieben wie mich ſelbſt. Nie will ich durch kindiſches, thörichtes, eitles Betragen die Würde der Menſchen beflecken, indem ich in meiner Sorgfalt Menſchen vernachläßige, um eines Thieres willen; nie will ich meinen unglücklichen Bruder zu der entſetzlichen Empfindung bringen, daß er lieber mein Thier, als mein Untergebener, als ein Hilfeflehender bei mir ſei.

Aber auch eingedenk will ich ſein der Barmherzigkeit und Güte, welche mir das göttliche Wort ſelbſt gegen die Thiere empfiehlt; auch ſie, o allmächtiger, allweiſer Vater, ſind Deine Geſchöpfe! — Auch ihr Stöhnen vernimmſt Du, auch ihr Leiden ſiehſt Du. Nichts haſt Du in Deiner großen Schöpfung hervorgebracht, das Du dann verſtoßen und vergeſſen wollteſt. Kein Sperling fällt ohne Deinen Willen zur Erde. Ich werde Rechenſchaft geben müſſen einſt auch von meinem Betragen gegen dieſe Unmündigen in Deiner Schöpfung.

So belebe denn Deine unausſprechliche Liebe gegen die Welt auch mich mit Hochachtung, mit Liebe, mit Schonung für Deine Geſchöpfe, und nie entweihe eine gefühlloſe, unmenſchliche Handlung, nie eine muthwillige Unbarmherzigkeit mein Herz! Amen.

49.

Bedenke das Ende.

Sir. 7, 40.

Gott haßt der Thorheit irre Pfade
Und falscher Herzen Gaukelei'n;
Zwar lange leuchtet seine Gnade,
Für Bös' und Gut' ein Sonnenschein;
Doch wen die Langmuth nicht belehrt,
Dem flammt zuletzt des Richters Schwert.

Umsonst ist's, daß der Mensch sich blende!
Erinn're dich, wohin du gehst;
Gedenke deiner Thaten Ende;
Du ärntest das nur, was du sä'st.
Wer Samen aus zu Disteln streut,
Hat sich umsonst auf Frucht gefreut.

Gott, der nur Wahrheit ist und Güte,
O laß mich schuldlos, laß mich rein,
Von ganzem Herzen und Gemüthe,
Zu Deinen heil'gen Wegen sein;
Und, schwindet einst das Schattenspiel
Des Lebens, fröhlich steh'n am Ziel.

Man hat wohl hundert verschiedene Redensarten, um zu sagen: ich bin nicht glücklich; es fehlt mir, es ist mir um die die Zukunft bange; hätte ich nur Dies oder Jenes erst erreicht; wäre nur dieser oder jener Umstand nicht; es hat Jeder seine Plage! Ich höre dergleichen Redensarten täglich aus dem Munde meiner Freunde und Bekannten. Es macht fast Niemand ein Hehl daraus, daß er noch nicht ganz zufrieden sei, daß ihm noch viele kleine Wünsche unerfüllt geblieben wären. Aber von Tausenden mag nicht ein Einziger die Wahrheit sprechen und sagen: daß ich nicht glücklich bin, ist weder die Schuld Gottes noch der Menschen, sondern meine eigene; durch meine Denkart, durch meinen geheimen Stolz, durch meine verwöhnte Sinnlichkeit bin ich Urheber meiner beständigen Unzufriedenheit.

Zwar sieht man bei dem Allem dem Anschein nach fröhliche Gesichter, zufriedene Mienen genug. Man möchte fast glauben, jene Redensarten wären nur gewohnheitshalber geführt. Einer

hält den Andern, durch diesen Anschein verführt, bei weitem für glücklicher, als sich selbst. Man spricht: Worüber sollte er sich beklagen? Er hat ja, was er will; er ist gesund; er hat gut geartete Kinder; er hat sein hinlängliches Auskommen; er genießt viel Achtung. Bei mir hingegen ist's ganz anders. — So sieht Jeder auf die scheinbaren Vortheile uud Annehmlichkeiten des Andern, nicht auf dessen verborgenes, verschwiegenes Uebel, und vermehrt seine Unzufriedenheit durch den Anblick des vermeinten Glücks der Nachbarn. So täuscht Einer den Andern, und zuletzt Jeder sich selbst durch die Andern.

Ja, es ist nur zu gewiß, daß von zehn Personen, die mit äusserlicher Heiterkeit uns begegnen, wenigstens immer eine in irgend einer heimlichen Verlegenheit ist, die aber aus Klugheit verhehlt wird. Den Einen drückt die Erinnerung an Geldschulden, die er durch zu leichtsinnige Haushaltung oder Unordnung in seinen Geschäften machte, den Andern der Gedanke an die Folgen irgend eines übereilten Schrittes; Diesen das Bewußtsein einer zerrütteten Gesundheit, wozu er durch irgend eine Unvorsichtigkeit oder Ausschweifung Anlaß war; Jenen quält die Sorge vor der Rache und Bosheit gewisser Menschen, deren Stolz er beleidigt hatte. Die Wenigsten sind so zufrieden und heiter, als sie scheinen. Keiner läßt den Andern die Geheimnisse seines Herzens sehen.

Es ist nur zu gewiß, daß ein Theil der Menschen mit ihren heitern Mienen sich selbst betäubt über das Unangenehme der gegenwärtigen Umstände; ein Anderer aus natürlichem Leichtsinn darüber hinwegschlüpft und denkt: Jeder Tag mag für das Seine sorgen. Warum soll ich mir über jede Kleinigkeit graues Haar machen? Ich thue, was ich eben kann, entstehe dann daraus, was da wolle. Andere Zeiten, andere Hilfsmittel. Man muß nicht gleich verzagen, wenn das Glück uns einmal ein unfreundliches Antlitz zeigt. Wie heute, so hatte ich's gestern. Jeder Tag hat seine eigene Last und seine eigene Noth, und jedes Jahr hat seine eigenthümlichen Verdrießlichkeiten. Also mit leichtem Fuß über alle Dornen des Lebens hinwegzuhüpfen, das ist am Ende die ächteste Lebensweisheit.

Iſt's wirklich Lebensweisheit, wie du glaubſt? Kann Leichtſinn, oder, wie du es gern nennen möchteſt, leichter Sinn, dir wirklich ein feſtes Glück bauen? Iſt eine berechnende Klugheit, welche die Frucht der Erfahrung iſt, in der That weniger werth, als jene Leichtſinnigkeit, die mit dem hohen Ernſt des Lebens ein Spiel treiben möchte? O ſo wäre ja die Unbeſonnenheit und vergeßliche Flüchtigkeit der Kinderjahre die beſte Lebensweisheit, und der Menſch würde, je reifer ſeine Anſichten mit dem fortrückenden Alter werden, ſtatt weiſer nur thörichter.

Freilich für den Augenblick, für den Tag kann Scherz, Vergeſſenheit und Leichtſinn uns die äuſſere Geſtalt der Beglückten geben — aber auch nur für den Augenblick, für den Tag. Dieſe Lebensweisheit iſt derjenigen zu vergleichen, mit welcher ein Anderer ſich in berauſchenden Getränken betäubt, um ſeine Umſtände nicht deutlich zu erkennen. Aber ungeachtet des Leichtſinnes oder des Rauſches bleibt dennoch das Uebel ſelbſt; nur ein Augenblick der Beſinnung und Nüchternheit iſt genug, die ganze Selbſttäuſchung zu zerreiſſen und aus dem angeblichen Himmel der Zufriedenheit herauszuſtürzen.

Nein, ich kann mich nicht überreden, daß dieſe Art zu ſein wahre Klugheit wäre. So müßte ich auch die Klugheit des Kranken rühmen, der einen verborgenen Krebsſchaden hinwegſcherzen zu können glaubt. Ach, während ſeiner Scherze frißt das Gift zerſtörend um ſich, und endet den Leichtſinn mit Schmerz und Jammer eines ganz verheerten Körpers.

Leichter Sinn erträgt, ohne zu unterliegen, das unvermeidliche Uebel, aber er iſt eine Frucht weiſer Grundſätze; Leichtſinn hingegen iſt Folge der Selbſtbetäubung oder einer flatterhaften Gemüthsart, und blendet ſich mit Betrug über Urſachen, Folgen und wahren Werth des vorhandenen Uebels. Er tröſtet ſich bald mit dem Schickſal Anderer, bald mit der Hoffnung, die Sache werde ſo ſchlimm nicht enden. Er ſchmeichelt ſich, von dem allgemeinen Geſetze, welches die Naturbegebenheiten, wie die Schickſale der Menſchen, lenkt, eine Ausnahme zu machen, daß ihm das nicht ſchaden werde, was tau-

send Andern zum Verderben entartete. Er verscherzt die Warnung aller Erfahrungen, und sucht einen gemachten Fehltritt mit zwei andern gut zu machen oder zu verheimlichen, bis er in das Labyrinth der Noth tief genug eingedrungen ist, wo endlich aller Leichtsinn aufhören muß und sich in verzweiflungsvolle Entschlüsse verwandelt.

Erfahrung ist die Lehrerin des Lebens. Darum sind Erwachsene die Rathgeber der unwissenden Jugend. Besonnenheit ist die Leuchte des klugen Mannes; daher werden ihm nicht leicht Uebereilungen zur Last fallen, die nur dem Kinde eigen sind. Wo Erfahrung und Besonnenheit aber mit Christusgeist verbunden stehen, da ist nicht wohl großes Unglück zu fürchten.

Allerdings muß man erstaunen, daß von der einen Seite so wenige Sterbliche des Lebens recht ungetrübt froh sind, und doch nichts eifriger wünschen, als es zu werden. Man muß erstaunen, daß sie dies vom Morgen bis zum Abend täglich wünschen, und doch nichts dafür thun mögen. Woher rührt dieser Widerspruch? Ist's zu schwer, ihn zu lösen? Nein wahrlich, es gehört nur der ernste Wille dazu und Verachtung jedes Hindernisses, das sich unserer Gemüthsberuhigung entgegensetzt, und wir können glücklich sein. Oder erfordert es eine mannigfaltige und entwickelte Kenntniß, um zu erfahren, durch welche Mittel wir eine dauerhafte Heiterkeit in unserm Gemüth begründen können? Nein, auch das nicht. Glücklich zu werden, dazu bedarf es keiner Gelehrsamkeit. Die heilige Schrift gibt uns den Kern aller Erfahrungen, die wahre Weisheit des Lebens, in drei Worten: Bedenke das Ende!

Was du thust, so bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Uebels thun. Halte dich vom Unrecht, so trifft dich nicht Unglück. (Sir. 7, 2. 40.) O daß sie weise wären und vernähmen solches, daß sie verständen, was ihnen hernach begegnen wird! (5 Mos. 32, 29.) Alles, auch das Geringste in unsern Handlungen, hat seine Folgen — hat Folgen, welche durchaus nicht von uns weder immer wahrgenommen, noch abgeändert werden können; hat Folgen, die oft ohne unser Vermuthen wiederum die Ursachen

neuer Wirkungen werden. Der heutige Zuſtand der Welt, der Völker, der einzelnen Familien, der beſondern Menſchen iſt eine Folge von Begebenheiten und Handlungen der vorigen Jahrhunderte. Was heute geſchieht, bereitet die Beſchaffenheit künftiger Tage vor. Eine Unvorſichtigkeit von heute macht dich vielleicht in wenigen Jahren arm, oder iſt der erſte Anlaß deines frühen Todes oder einer heftigen Krankheit. Ein edles Wort, heute geſprochen, ein gutes Werk, heute gethan, bereitet dir unverhofft, vielleicht nach Jahren, eine gute Aufnahme, wo du ſie nicht ſuchteſt, an die du nicht dachteſt; eine Freundſchaft im Stillen, die du gar nicht verdient zu haben glaubteſt.

Alles, wie in der Schöpfung, ſo in den Schickſalen, iſt Urſache und Wirkung, eine Kette von Ereigniſſen, deren eins immer wieder die Quelle von andern wird. Und in dieſem Strom von Wirkungen der vergangenen Stunden ſchwimmt das Menſchenleben, und wird ſelbſt wieder Urſache neuer Begebenheiten. So geſchieht es, daß aus den geringfügigſten Dingen oft die allerwichtigſten Verhältniſſe ſich entwickeln, welche den Menſchen, ſeine Familie, ſeine Mitbürgerſchaft, ſein Volk, ganze Nationen, endlich ganze Welttheile ergreifen und verwandeln. Und in dieſer Hinſicht, und hätte der Menſch das Auge der Allwiſſenheit, würde man ſagen und wahrnehmen können, daß eigentlich keine unſerer Handlungen vollkommen gleichgültig wäre, weil jede ihre unvermeidlichen, aber nie ganz erkennbaren Folgen hat.

Nur dies Einzige wiſſen wir mit Sicherheit vorauszuſagen, daß Alles, was in unſern Handlungen den göttlichen Geſetzen, den Ordnungen der Natur, den Wahrheiten unſerer Vernunft gemäß geſchieht, unfehlbar durch ſeine Harmonie mit dem unſichtbaren All wohlthätig wirke; und hingegen, was dem widerſpricht, nachtheiligen Einfluß auf uns oder Andere, früher oder ſpäter, geringer oder ſtärker, äuſſern wird und äuſſern müſſe. Die Lebensklugheit beſteht alſo darin, uns vor den böſen Wirkungen fremder Handlungen ſicher zu ſtellen, und uns vor dem Nachtheil eigener Thaten zu hüten. Da wir aber nur die That, nicht aber ihre möglichen Folgen in unſerer Gewalt

haben, müssen wir jene mit Weisheit und Vorsichtigkeit vollbringen. Denn nur dem Guten folgt das Gute. Dies ist Naturgesetz, dies Gottes Gesetz!

Darum bedenke von Allem, was du thust, das Ende! Nicht bloß von der äussern That, sondern selbst von deinen noch tief im Innern des Gemüths verborgen gehaltenen Wünschen.

Wohl jeder Sterbliche hat seine eigenen stillen Wünsche; wohl mancher fleht um Erhörung derselben zu Gott mit einer Andacht und Zuversicht, als hinge in der That davon sein ganzes Glück ab. Und wenn dann Gott dies heiße Gebet nicht erhört, wenn vielleicht das traurige Gegentheil dessen eintritt, wonach man sich sehnte: wie niedergeschlagen ist dann die Seele; wie verlassen glaubt sie sich, wie geneigt wird sie, an der Güte oder besondern Fürsorge des ewigen Vaters zu zweifeln! Und doch war die Nichterfüllung unserer Begierde ein Beförderungsmittel sowohl unsers als fremden Wohls. Bedenke nur, ehe du Wünsche machst, ehe du deine Wünsche Gott im Gebete vorträgst, die möglichen Folgen derselben, wenn sie dir gewährt würden. Du wünschest vielleicht grössern Reichthum, um sorgloser zu leben; aber du kennst dich zu wenig; du würdest dann minder zum Wohl deiner Nebenmenschen arbeiten, deine Kräfte weniger anstrengen; der Reichthum würde dir neue Begierden erwecken, die du jetzt zu deinem Glücke noch gar nicht kennst. Um sorgenlos zu sein, muß man nicht Reichthum, sondern nur Genügsamkeit haben. Vielleicht bist du schon in wenigen Jahren nicht mehr unter den Lebenden. Dein grösstes Vermögen würde Erbtheil Anderer, vielleicht deiner Kinder, die eben dadurch verschlimmert würden, denen Gottes weise Vorsehung nach ihren Anlagen, nach ihrer Denkart ein ganz anderes Loos, und gewiß ein besseres, zugedacht hat, als du ihnen bei deiner beschränkten Klugheit geben könntest.

So unschuldig, so klein auch deine Wünsche, ja so gerecht sie dir auch scheinen können: bedenke die möglichen Folgen derselben, wenn sie erfüllt würden. Kein Tag gleicht dem andern. Was dir heute das beste Gut scheint, kannst du morgen aus

guten Gründen haſſen müſſen. Du weißt dies nicht voraus; aber dein Gott, der die Welt regiert, weiß es. Du bateſt vielleicht mit naſſen Augen, mit zitternden Lippen für das Leben deines kranken Kindes, deiner Aeltern, deines Freundes — ach vielleicht in Kurzem biſt du ſelbſt nicht mehr auf Erden. Was half die Erfüllung deines Wunſches? Auf dem Sterbebette erfreueſt du dich mehr derjenigen Geliebten, die du wiederfindeſt, als derjenigen, die du zurücklaſſen mußt.

Darum ſelbſt von deinen Wünſchen überlege die möglichen Folgen, und dann wirſt du mäßiger werden in dem, was du begehren möchteſt; wirſt zufriedener ſein mit dem Looſe, was dir dein Vater im Himmel gab, wirſt vertrauensvoller auf Gottes Weisheit, mit Erkenntniß deiner Schwäche, hinzuſetzen zu Allem, was du bitteſt: Vater, nicht mein Wille geſchehe, ſondern der Deinige. Und fürwahr, wer es einmal dahin gebracht, mäßig zu ſein in den Wünſchen, übrigens zuverſichtvoll Alles, was ihm gut ſein möge, der Alles wohl leitenden Vorſehung anheim zu ſtellen, und ſich mit frommer, edler Ergebung mit dem zu begnügen, was ihm einmal zu Theil ward, der ſteht an der Pforte des wahren Glücks; der iſt ein Weiſer, ein Chriſt; der lebt in Jeſu Geiſt. Ihm kann es nicht fehlen.

Bedenke das Ende! Dann wirſt du nicht leicht durch eigene Unvorſichtigkeit fallen, ſondern manchen deiner Pläne abändern, den du jetzt, von nicht ganz edeln Begierden begeiſtert, für die Zukunft entworfen haſt. Nie ſollen wir ernſthaftere Rückſicht auf die Folgen unſerer Vorſätze nehmen, als wenn wir im Begriffe ſind, ſie auszuführen. Iſt die That einmal gethan, das Wort einmal geſprochen, der Gang einmal zurückgelegt, dann hilft die Erinnerung an die möglichen Folgen davon nur unſere Furcht und unſere Sorgen vermehren. Der Leichtſinn verfährt planlos, aber jede Leidenſchaft hat ihren Leichtſinn. Die Vorſichtigkeit handelt nie ohne überdachten Entwurf. Der Zweck des Entwurfes iſt des Menſchen Wunſch; das Mittel, ihn zu erreichen, des Menſchen That. Oft iſt der Zweck unſchuldig und an ſich gefahrlos. Selten

wählt ein Sterblicher mit Absicht und Ueberlegung schlechte Ziele, an welchen er oder sein Mitgeschöpf verderben könnte. Nur der Böſewicht kann planvoll über schändliche Anschläge brüten, deren Wirkung Thränen und Verdruß sind. Aber auch Christen können in den Mitteln fehlen, welche sie ergreifen, um ihre oft sehr wohlgemeinten Absichten durchzusetzen. Manche, von allzugroßer Begierde gereizt, ihr Ziel schnell und sicher zu gewinnen, trösten sich wohl gar durch die Güte der Absicht über die Unrechtmäßigkeit der dazu eingeschlagenen Wege. Hier wird der Eine, um sich und die Seinigen mit Anstand zu erhalten, Veruntreuer anvertrauten fremden Gutes; dort ein Anderer Uebervortheiler oder Betrüger im Handel oder Wandel. Hier wird der Eine, um irgendwo Einfluß zu bekommen, durch welchen er nützlich zu werden wünscht, ein heimlicher Ränkemacher, Schmeichler von der einen, Verleumder von der andern Seite; dort ein Anderer ungerecht gegen den Schuldlosen, Werkzeug der Tirannen und böser Gewalt.

Schon das gemeine Sprichwort lehrt: Auch der beste Zweck heiligt kein schändliches Mittel. Durch deinen bloßen Wunsch stifteſt du weder Böses noch Gutes, so lange Wunsch und Zweck in deiner Brust verborgen liegen. Aber dein Mittel ist die That, und die That ist der Quell böser oder guter Schicksale. Ob deine Absichten, auch deine guten, gelingen, ist nicht vorherzusehen. Aber von deinen Mitteln, deinen Thaten sind die Wirkungen unzweifelhaft. Daher, ehe du zur Vollziehung deiner Vorsätze schreiteſt: bedenke das Ende! Ob deine Absicht erreicht werde, ist nur dem Allwissenden bekannt; aber ob ihr Zweck wahrhaft edel oder auch nur sträflich sei — das ist dir selbst bekannt. Bedenke das Ende, prüfe die Redlichkeit der Mittel, deren du dich bedienen willst, um zum erwünschten Zweck zu kommen. Vielleicht sind eben diese die größten Hindernisse deiner Absichten; vielleicht sind sie es, die dich am weiteſten von deinem Ziele entfernen, zu dem sie dich führen sollten. Mancher ward eben dadurch Bettler, wodurch er reich zu werden hoffte; Mancher eben dadurch bei seinen Mitbürgern in die tiefſte Verachtung gestürzt, wodurch er sich zu

heben gedachte. Nicht der Zweck, das Mittel machte ihn elend, und Keinen entschuldigt zuletzt der schlechte Vorwand: ich hatte es doch gut gemeint.

Bedenke das Ende! Dein Wort, deine That hat eine Folge. Darum handle nie in der Leidenschaft, und traue den süßen Einflüsterungen solcher Begierden nicht, deren du dich öffentlich schämen würdest. Auch ihre Wirkungen werden unfehlbar von der Art sein, daß du einst vor ihnen erröthen mußt. Machten dich so manche bittere Früchte deiner ehemaligen Thorheiten noch nicht weiser? Warum verspottest du das Kind, welches schon einmal seine Unvorsichtigkeit am Feuer mit Schmerzen beweinte, wenn es ungewarnt zum andernmal die Hand zu nahe an die Flamme bringt? Bist du nicht selbst dem Kinde ähnlich? Warum sehnst du dich nach innerm Frieden und dauerhaftem, über allen Zufall erhabenem Glück, wenn du nicht glücklich werden willst?

Bedenke das Ende, der du durch Launen, Eigensinn, Widerspruchsgeist den Frieden deines Hauses störst — du endest mit dem Elend deines Lebens, mit der Zerrüttung deiner Gesundheit, mit der Verachtung deiner Angehörigen, mit der übeln Nachrede der Welt. Warum machst du aus Kleinigkeiten erhebliche Dinge, warum forderst du für deinen herrschlustigen Eigensinn eine Nachsicht, welche du den Schwächen Anderer verweigerst? Vielleicht ist deine Absicht nicht unedel, aber deine Mittel sind ungerecht und unklug. Darum gehst du und das Glück deines Hauses mit dir zu Grunde.

Bedenke das Ende, wahnsinniger Spieler, der du an Würfeln, Karten und Lotterien erst ein leichtes Wohlgefallen, dann leidenschaftliche Vorliebe, zuletzt die Möglichkeit fandest, deine Umstände zu verbessern — du wirst das Schicksal der Spieler haben, die mit verzehrten Leibes- und Geisteskräften ihres Vermögens letzten Heller dahin fliegen sahen, und den Bettelstab oder ehrlose Verzweiflung behielten. Die Bessern verachten dich schon heute, die Deinigen beklagen dich schon heute — jene Verachtung, diese Klagen sind Stimmen deines Schutzgeistes. Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende, eitler Großthuer, der, um vor ſeinen Mitbürgern ein wenig zu glänzen, thöricht dahin arbeitet, endlich ein Gegenſtand ihres Mitleidens zu werden. Was kann dir es lohnen, daß du dich über die Kräfte deines Vermögens anſtrengſt, reicher zu ſcheinen, als du biſt? Siehe, vielleicht jetzt ſchon iſt dein Hausweſen an geheimer Unordnung leidend, vielleicht jetzt ſchon ſiehſt du nicht mehr voraus, wie du deine Schulden wieder abzahlen, und doch als ehrlicher Mann leben kannſt. Warum ſetzeſt du deinen Aufwand fort, wo du dich einſchränken ſollteſt? Warum vergrößerſt du die Gefahr deines Sturzes mit neuen Geldanleihen, und kaufeſt dich von einer Verlegenheit los, indem du ſie mit zwei neuen bezahlſt? Dein Zweck mag zu billigen ſein: du möchteſt dich vor öffentlicher Schande ſichern, aber deine Mittel ſind widerſinnig, ſie bringen dir endlich Armuth und Schmach des Betrügers. Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende, ungetreuer Beamter, der du nicht nach Geſetz und Pflicht, ſondern nach Gewogenheit und Gunſt ſprichſt; der du dem Recht gibſt, der dir vorher gegeben, oder von welchem du Vortheil erwarten kannſt; der du nicht den Verdienſtvollen vorziehſt, ſondern den von Menſchen Empfohlenen, die dir wieder helfen können; der du mit gewiſſenloſem Eigennutz öffentliches Gut unterſchlägſt und geſchworne Eide brichſt — vielleicht heute ſchon iſt Vielen bekannt, wie oft du zum Verräther an deiner Pflicht geworden; vielleicht heute ſchon verabreden im Stillen Edelgeſinnte deine Entlarvung. Tritt zurück! Dich warnen große Erfahrungen, dich warnen die todten Zeilen dieſes Blattes — adle dich wieder mit neuer Gerechtigkeit und Tugend; denn was du bisher gethan, wird dich mit dem Zentnergewicht ſchwarzer Früchte erdrücken. Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende, lüſterner Verführer der Unſchuld, der, von ſeiner Sinnlichkeit gelockt, eine Schandthat zu vollführen brütet. O, die Schandthat iſt wohl möglich, aber unvermeidlich iſt auch ihre Wirkung. Du biſt verloren! — Beſinne dich! Ruhe, Ehre, Lebensfrieden ſtehen im Spiele. Im Hintergrunde

wollüstiger Einbildungen wirst du einen Richtplatz sehen, die blutige Thräne der Reue und das trockene wilde Auge der Verzweiflung! Tritt zurück und bedenke das Ende! Wenn du es wüßtest, spricht unser göttlicher Lehrer, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient! (Luk. 19, 24.) Also sprachst du, Messias, Erhabener, zum Wahnsinn der Stadt Jerusalem, als Du Dich ihr nahtest und über sie weintest. So sprichst Du auch zu meiner Seele, wie du auch meiner Sünden willen Thränen und Blut vergossen hast. Jerusalem hörte Dich nicht. Es spottete stolz des heiligen Warners, und ging unter in gräßlichen Zerstörungen. Jeder einzelne Sünder wiederholt das traurige Schauspiel, spottet Dein und geht unter. Wehe mir! Sollte ich die furchtbaren Beispiele an meiner Seele umsonst vorüberziehen lassen? Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende! soll mein Wahlspruch werden bei Allem, was ich unternehme und thue, so werde ich nimmermehr Uebels unternehmen. So wird die edle Handlung, die ich vollbringe, der Aufruhr einer Leidenschaft, die ich in mir unterdrücke, mein Gemüth mit angenehmen Hoffnungen füllen, weil nichts Gutes geschehen kann, ohne gute Wirkungen für Andere und für mich. So werde ich eines innern Friedens und einer Seelenhoheit fähig werden, nach welcher andere vergebens schmachten. So werde ich ein Glück mir schaffen, das die Sehnsucht aller Sterblichen ist, und doch nur von wenigen gefunden wird; so werde ich auch in äusserer Dürftigkeit reich werden durch Einschränkung meiner bescheidensten Wünsche; auch im niedrigsten Stande hochachtungswürdig werden durch die Ehrfurcht, welche Rechtlichkeit und Tugend endlich allen Menschen einflößen; so werde ich eine Heiterkeit gewinnen, die nicht der Abglanz befriedigter Begierden ist, und wieder verschwindet, wenn neue Leidenschaften laut werden: sondern eine Heiterkeit, wie Du sie, o Jesus, durch Dein Leben trugst bis zum Kreuze; einen Wiederstrahl des stillen Himmels, welchen Tugend und Frömmigkeit in unserm Gemüth hervorrufen.

50.

Am Schluſſe des Jahres.

Hiob 11, 7.

Nie kann ich meines Gottes Wege
Mit meinen Blicken überseh'n;
Noch, wenn ich Alles überlege,
Was er beſchließt, ihn ganz verſteh'n.
Er offenbart ſich mir als Gott,
Und bleibt ein unerforſchter Gott.

Ich kann genug von ihm erkennen,
Ihn zu bewundern und für ihn
In frommer Liebe zu entbrennen,
Ihn jedem Glücke vorzuzieh'n;
Genug von ihm, mich ihm allein,
Mich ſeinem Dienſte ganz zu weih'n.

Er wählt — was brauch' ich mehr zu wiſſen —
Nichts Böſes, thut vergebens nichts.
Selbſt in des Lebens Finſterniſſen
Bedarf ich keines hellern Lichts.
Denn was er werden läßt, iſt ja
Zum Beſten euch, ihr Frommen, da.

Das Stundenglas lauft ab. Ein Jahr iſt an mir vorbeigeflogen, wie ein langer, verworrener Traum. Was iſt aus mir nun geworden? Wie wird es nun mit mir werden? — Wie weit bin ich gekommen? Was habe ich gewonnen? Bin ich nun glücklicher, als vor einem Jahr? Wem habe ich es zu danken? meinen beſſern und klügern Grundſätzen, oder gewiſſen angenehmen Umſtänden, die ſich ohne mein Zuthun ergaben? — — Bin ich nicht ſo glücklich, wie vor einem Jahr? und in welchen Dingen bin ich es nicht? Was iſt daran Schuld? Iſt das ein wirklicher Verluſt, was ich nicht habe, und was mich grämt, oder iſt es erſt dadurch für mich ſchmerzhaft, daß ich ſchwach bin, eigenſinnig, und die Führung des Verhängniſſes nach meinen Lieblingswünſchen, die mir freilich angenehm ſcheinen, eingerichtet zu ſehen wünſchte?

Es läßt kein altes Jahr von uns ab, es zieht kein neues gegen uns an, ohne daß man nicht dieſe und ähnliche Fragen in ſich thut, und ſeine Empfindungen darin ausſpricht. Man-

cher blickt nicht gern auf das Vergangene zurück. Es hatte für ihn Widerwärtigkeiten aller Art — Verdruß von Menschen, Abnahme seines Vermögens, Todesfälle theurer Personen. Er richtet sein Auge lieber auf das, was noch kommen soll. Er begrüßt es mit stillen Hoffnungen; er stammelt leise seine Wünsche. Vor seiner Einbildungskraft blüht jenseits der Schneefluren des Winters wieder ein Frühling, dann ein langer Sommer, ein Herbst — was kann in solcher Zeit nicht Alles geschehen! Wie viel Unerwartetes ist da möglich!

Ein Anderer, der den Wechsel der Schicksale kennt, empfindet ganz anders. Er sieht mit Wohlgefallen und Wehmuth auf das verlebte Jahr rückwärts. Es gab ihm viele Freude und Genüsse. Er zittert vor den Tücken der Zukunft. Er kann mehr verlieren als er gewonnen hat. Er kann geliebte Leichen zum Grabe begleiten. Er kann selbst unverhofft das Ende seiner Laufbahn finden; denn einmal endet sie gewiß, und sie ist im nächsten Jahr dazu so fähig, als in einem spätern.

Von diesen Gefühlen ist gewöhnlich die Zeit des neuen Jahres begrüßt. Die allgemein gebräuchliche Feier desselben macht uns dieselbe schon von Kindheit an bedeutungsvoller; gibt uns mehr Neigung, als sonst, über die Wege der Vorsehung nachzudenken. Auch ich will diese einsame Stunde, die ich meiner Andacht weihe, dazu benutzen. Vielleicht wird dieser Gedanke wirksam auf meine ganze Art, künftig zu handeln; wirksam auf meine Verhältnisse mit andern Menschen, auf meine künftige Gemüthsruhe und Zufriedenheit.

Freilich, keine Empfindung ist bei dem Gedanken an das bevorstehende Jahr in mir lebhafter, als die Neugier, zu wissen, welche Schicksale es mir bringen werde. Aber doch fühle ich, das Vorauswissen könnte mich eher unglücklicher, als glücklicher machen. Es würde mir alle angenehmen Hoffnungen von dem Zukünftigen vernichten, und nur die Furcht des Unangenehmen in meiner Brust zurücklassen. Und wenn es in meiner Gewalt stände, genau die Begebenheiten meines ganzen Lebenslaufes im folgenden Jahr heute voraus zu erfahren, ich möchte sie nicht kennen lernen, denn ich würde — schrecklich genug! —

auch alle Thorheiten erblicken müssen, die ich noch begehe, und wodurch ich mir selbst den Grund vieler Uebel lege. Nur Einem geziemt es, allwissend zu sein: nur dem Heiligsten, dem Allerweisesten!

Freilich entwerfe ich mir jetzt so manche schöne Plane, nicht eigentlich von dem, was ich selbst thun und sein will, sondern von dem, was mir Liebliches widerfahren könnte, wenn gewisse heimliche Wünsche in Erfüllung gehen würden. Ich baue aus meinen Hoffnungen kleine Paradiese, und es würde mich vielleicht schmerzen, wenn auch nicht eine von allen gewährt werden sollte. Darum denke ich vorläufig daran, was ich thun will, um meinerseits die Ausführung meiner Wünsche zu befördern. Es kommt ja nur auf eigenes Glück an!

Auf Glück? was soll ich mir eigentlich darunter denken? — Günstige Umstände, günstige Zufälle. — Umstände? Zufälle? die von ungefähr kommen? Nein, ich bin vollkommen überzeugt, kein Umstand, kein Zufall kommt mir durch ein blindes Ungefähr. In den Weltschicksalen ist Alles mit einander auf das Innigste verknüpft. An dem heutigen Augenblick hängen künftige Jahrhunderte, an der That eines Kindes durch ganz verborgene Wirkungen Schicksale von Nationen. Und die Anordnung geschieht durch Gottes Weisheit.

Sprich denn also lieber: meine Plane werden gelingen, wenn sie Gottes Weisheit für mich und die übrige Welt gut findet. — Wie? du schauderst, und deine kleinen Hoffnungen wollen anfangen zu erblassen? Wäre dir ein blindes Glück lieber, als die Regierung deiner Begebenheiten durch eine höchste Weisheit? Fehlt dir Vertrauen auf dieselbe? Es ist möglich, denn manche deiner schönen Entwürfe fürs Leben sind gescheitert, daß du fast den Muth verloren hättest, neue zu machen. Aber, wenn sie scheiterten, war es dein Unglück? Kannst du, der du von einer ganzen Ewigkeit des Daseins nur einen unendlich kleinen Punkt lebst, vom uferlosen Weltmeer nur einen Tropfen hast, kannst du mit Sicherheit behaupten, was dir wohl oder übel gethan haben möchte, wenn die Dinge so oder anders gekommen wären? „Meinest du, daß du so viel wissest, als Gott

weiß?“ sprach Zophar von Naema, „und wolltest Alles so vollkommlich treffen, als der Allmächtige.?“ (Hiob 11, 7.)

Hier stehen wir plötzlich mit unsern Ansichten, Hoffnungen und Wünschen still. Wir sind in höherer Gewalt! Dieser Gedanke durchbebt unser Inneres. Es ist umsonst, daß wir weitaussehende Plane schaffen; umsonst, daß wir glänzende Paradiese der Einbildung bauen — wir denken, aber die Vorsehung lenkt! Von Allem, was wir von den Erwartungen des künftigen Jahres träumen, wird vielleicht nicht eine einzige wahr; und Dinge werden sich ereignen, an die wir heute gar nicht denken. Wir sind in der Gewalt eines höhern Wesens, und schwanken, von seiner Hand gehalten, auf unserer Lebensbahn hin, wie das Kindlein am Gängelbande der Aeltern. Gott richtet, Gott ordnet, Gott leitet, und wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, wie unerforschlich seine Wege! (Röm. 11, 33.)

Diese Erinnerung senkt mich in ein tiefes Nachdenken. Ich sehe hinter mich in die verbrachte Zeit, bis hinauf in die Höhen meiner Kindheit, in das verblaßte Morgenroth meiner Tage — und gestehe es schaudernd: die Wege der Vorsehung sind dunkel! Manches geschah; ich ward dadurch nicht glücklich. Ich hätte geglaubt, es würde besser gewesen sein, hätte mich ein anderes Loos getroffen, als das, welches ich nun habe. Ich sehe vor mich in die Nebel der Zukunft, welche sich über meinen mir noch übrigen Lebensweg hinablagern, und gestehe es schaudernd: die Wege der Vorsehung sind dunkel! Alles, was ich wünsche, alle meine Vorbereitungen, mein Thun und Lassen, um ein geliebtes Ziel für mich oder die meinigen zu erreichen, sind vielleicht vergebens, und aus dem, was ich beginne, werden sich vielleicht ganz andere Folgen begeben, als ich beabsichtige.

Was soll ich thun? Mich ganz gleichgültig machen gegen Alles, was geschehen mag? keine Wünsche mehr hegen, keine Vorbereitungen mehr treffen? Was kann ich thun, was soll ich thun, um bei dem Anfang eines neuen Jahres ächt weise zu handeln? Ich bin ja keines Erfolges sicher.

Der Mensch soll sich kein Ziel vorsetzen mit Zuversicht, als dasjenige, was er durch eigene Kraft erreichen kann. In allem Andern, was er nicht durch eigene Kraft bewirken kann, soll der Sterbliche, ohne zuviel zu hoffen, ohne zuviel zu fürchten, Alles von der Weisheit und Güte eines erhabenen Wesens erwarten, das uns aus Liebe das Dasein gegeben.

Und was können wir durch eigene Kraft, so viel uns Gott derselben verleiht, mit Sicherheit erreichen? Wie heißt dies Ziel? — Es heißt Selbstvervollkommnung unsers Gemüths, Reinigung von anhängenden Fehlern, Edelmuth, Zufriedenheit mit unserm Looſe.

Kein Loos, welches auch den Menschen treffe, ist an sich böse; nur der Mensch ist oft zu böse für sein Loos. Es fehlt ihm oft an Geistesgröße, sowohl ein vermeintes Uebel als etwas sehr Gutes zu benutzen, oder ein vermeintes Glück mit Würde zu tragen. Daher das wahrste Unglück des Lebens — innere Unzufriedenheit.

Ja, ich wiederhole es, und der Gedanke ist so groß als wahrhaft: kein Loos, welches den Sterblichen trifft, ist an sich böse und schlecht; nur der Sterbliche ist oft zu schlecht für sein Loos. Er ist reich; aber nun dürstet er nach Ehrenstellen, statt die ihm von Gott geliehenen Mittel nur zur Veredlung seines Gemüthes, zur Beglückung seiner Mitmenschen anzuwenden. Er ist arm; aber nun dürstet er nach größerm Vermögen, ohne daran zu denken, daß alle irdischen Glücksgüter Staub sind, daß er einen größern Reichthum in sich sammeln könnte. Er wird krank, aber nun wird Gesundheit seine Sehnsucht, aber die Schmerzen des gebrechlichen Körpers mahnen ihn vergebens an die Freiheit und Veredlung einer Seele, die zur Unsterblichkeit geschaffen war. Er ist gesund; aber im Taumel der Lustbarkeiten und Zerstreuungen behält er nicht so viel Besonnenheit, das Kleinod der Gesundheit zu bewahren.

Das Loos, das dir die Hand Gottes auf Erden gegeben hat, ist dir wahrlich nicht gegeben worden für deinen Leib, sondern für deine Seele; nicht für das Erdenleben, sondern für dein ewiges Dasein, dich zu demselben vorzubereiten. Du bist reich

du bist arm, du bist krank, du bist gesund, nicht um dieses Lebens willen, sondern um deiner ewigen Bestimmung willen. Alles ist nur darauf hinzielend, auf nichts Anderes.

Mache also, daß jedes Schicksal, welches dich im künftigen Jahre trifft, es sei nun irdisch angenehm oder irdisch traurig, zur Veredlung deiner Gesinnungen, zu einer höhern Stimmung deines Gemüths beitrage — Dies ist das Ziel, welches du durch eigene Kraft erreichen kannst — auf kein anderes darfst du mit Gewißheit zählen. Dann erst bist du ächt weise. Dann werden die Wege der Vorsehung aufhören dunkel zu sein; du wirst die Fügungen deines Verhängnisses verstehen! — —

Es ist dieser Gedanke so groß, daß er mir eine fruchtbare Quelle von Betrachtungen werden kann. Daher will ich ihn nicht entschlüpfen lassen, sondern oft in meinem Gedächtnisse erneuern. Denn da ich die volle Ueberzeugung empfangen habe, daß Alles, was mir begegnet, durch Gottes Leitung geschieht, will ich mich selbst und meine gegenwärtige Lage prüfen, ob ich sie zur Erhebung und Verbesserung meiner unsterblichen Seele benutzt habe. Ich will bei jeder Veränderung meines Zustandes die Frage thun: Welchen Einfluß kann und soll diese Begebenheit auf meine Denkart haben? Wie muß ich unter diesen Umständen als Christ, als Gottes Kind, als ein zur unendlichen Dauer berufener Geist handeln? — Und wie sich unter irdischen Schmerzen und Freuden meine Seele läutert und reiner wird, und wie ich, ein ächter Weiser, von jedem Lebensloose den höchsten Gewinn ziehe, und in jeder Lage immer der Würdigste bin, des Bessern werth, werden meine Augen klar werden, und Licht finden, wo jetzt in vielen meiner Schicksale Finsterniß zu herrschen scheint.

Denn in Gottes Schöpfungen ist Alles Harmonie! Nur was diese großen Ordnungen zu verletzen wagt, verletzt sich selbst. Nur Laster, Leidenschaften, die uns zum Bösen treiben, sind Widersprüche mit dem Weltall. Nur wer bloß für das Geld, für die Ehren, für die sinnlichen Genüsse dieses Erdballs lebt, findet Verworrenheit in seinen Verhängnissen, und Unbegreiflichkeiten in den Zwecken seiner Schicksale. Er wußte sei-

nen Geiſt noch nicht mit Gott und dem göttlichen All in Einklang zu ſetzen. Nicht die Hand der weiſe waltenden Vorſehung verwirrte die Ordnungen des allgemeinen und beſondern Wohls, ſondern unſer Verſtand trug dieſe Verwirrungen hinein, indem wir, was der Ewige für das Ewige ſchuf, für unſern Sinnenkitzel, für unſere Eitelkeit, für unſer bequemes Wohlleben berechnen wollten. — Wird es dir nun ſchwer, dich zu einer ſolchen Höhe von Kraft und Tugend zu erheben: ſo hadere nicht mit den Verfügungen des liebenden Vaters im Himmel, ſondern mit den kleinlichen irdiſchen Begierden, welche ſich eigenſinnig die Ewigkeit und den weiſe geregelten Gang der Dinge unterworfen ſehen möchten.

Du aber, der du dieſe Worte vernimmſt, und ihren großen, heiligen Sinn erfaſſeſt, du wirſt, während der Ehrſüchtige, der Geldburſtige, der Eitle, der Schlemmer, der Neidiſche jammert, in frohe Lobgeſänge auf den Wunderbar-Gütigen einſtimmen. Du wirſt mit Paulus ſagen: O welch eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und Erkenntniß Gottes! (Röm. 11, 32.)

In Gottes Schöpfungen iſt Alles Harmonie. Sie ſind heilig und ſelig, wie er. Nur ein heiliges, das heißt fehlerfreies Gemüth iſt auch voll innerer Seligkeit, und im Einklang mit Gottes Werken. Der Unreine, Sinnlich-Begehrliche, dem ſein Kleid, ſein Gaumen, ſein Vermögenszuſtand, ſeine Luſtbarkeiten, ſein Anſehen vor den Leuten, ſeine Wollüſte das höchſte Gut ſind, ſteht im Widerſpruch mit Gott, folglich auch im Widerſpruch mit deſſen Weltordnungen. Daher kann er in ſeiner Art höchſt unglücklich werden, und eben dieß iſt ſein Glück. Denn das bittere Loos, welches ihn betrifft, macht ihn vielleicht unabhängiger vom Staubgut, und erinnert ihn daran, daß in ſeinem Körper ein Geiſt herberge, zu etwas mehr berufen, als für die Freuden der Tafel, der Geſellſchaft, der bürgerlichen Ehrenbezeugungen, des Ruhmes und dergleichen.

In Gottes Schöpfung iſt Alles Harmonie! Alles darin gut! Nur inwiefern ich ſelbſt gut und vollkommen bin, gehöre ich zum ſeligen Reich der göttlichen Ordnungen, und finde ich

wieder jedes Schicksal gut und wohlthätig. O daß ich doch diese Wahrheit festhalten könnte für das mir noch bevorstehende Lebensjahr! Es liegt in ihr der Kern der höchsten Weisheit und der aus solcher Weisheit quellenden Zufriedenheit! Wie wenig war mir doch dieser einfache Gedanke sonst gegenwärtig! Wie manchen Mißgriff in Beurtheilung meiner Umstände, aber auch wie manchen Schmerz hätte ich mir dadurch ersparen können! Wie manche Thräne hätte ich in frühern Jahren weniger geweint, wie manche Reue in spätern Jahren weniger gehabt!

O Gott! o mein Schöpfer! o du Sender meiner Zukunft! Mit diesem Gedanken will ich meine kommenden Tage empfangen und begrüßen. Welches Loos Du mir nun auch noch bestimmt hast, ich will es mit Vertrauen zu Deiner Vaterhuld, mit Gelassenheit erwarten. Und wenn mich ein Schicksal überwältigt, welches die Menschen Unglück nennen, will ich bei mir denken: nein, es gibt kein Unglück, als welches der, so es empfängt, erst dazu machen will. Aber der, welcher es gibt, ist Gott, ist der Alliebende, welcher nur Glück geben will. Und wenn mich der Schmerz beugt, wenn meine Thränen fliessen, wenn ich glaube, in einer Fülle von Leiden unterzugehen, dann will ich mich selbst erforschen, und fragen: Was leidet in mir so stark? Ist es nicht etwa meine allzugroße Anhänglichkeit an das, was Staub ist? Oder ist es nicht mein verborgener Ehrgeiz? Ist denn dies der Thränen werth? Habe ich denn etwas verloren, so lange ich mich nur nicht selbst verloren habe — nicht Dich, mein Gott? Bin ich denn bloß für diese kurze Dauer hienieden da? Muß ich nicht vielleicht in einer sehr nahen Stunde Alles, selbst meinen Leichnam verlieren und zurücklassen? Dann werde ich mich meiner Thränen schämen, und Stärke gewinnen. Es wird sich meine Seele aufrichten, auf Deine weisen Verfügungen glaubensvoll hinblicken, und fragen: warum leide ich? — Ach, vielleicht ist es nur nothwendige Folge meiner Vergehungen gegen göttliche und menschliche Ordnungen, Folge meiner ungeregelten Leidenschaften. Wohl mir, daß ich leide! Denn aus diesem Schmerz, den ich fühle, erkenne ich erst deut-

lich, wo ich eine Wunde trage, die geheilt zu sein verlangt. Und jede Schwäche, jede fehlerhafte Neigung, die noch in mir ist, die ist auch eine wahre Wunde meiner Seele. O ich will sie heilen, damit sie keine Todeswunde werde, die mich so lange vom Reiche Deiner Seligkeit ausschließt.

In Deinen Schöpfungen ist Alles Harmonie! So wird auch das kommende Jahr mit allen seinen Begebenheiten in schönem Einklang mit Deinen Werken stehen. Ich erwarte es nun mit feierlicher Ruhe, voll Zuversicht und grenzenloser Hingebung; denn ich habe es beschlossen: auch ich will gut sein, um immerdar mit meinen bessern Ueberzeugungen und mit Deinen Ordnungen in Uebereinstimmung zu bleiben. So gibt es kein Unglück!

Kein Unglück? — Ach Gott, verzeih mir diese Thräne, welche von meinen Augen fällt. Ich gedachte des Augenblicks, da mir die, welche ich auf Erden am innigsten liebe, durch den Tod entrissen werden könnten! — Wehe mir, Vater, ich leide! ich bin nicht stark genug, den schrecklichen Gedanken zu tragen, daß eine der liebsten Seelen von mir gerissen werde. Mein Vater, o mein Vater! Siehe, meine Hände falten sich schmerzlich flehend zu Dir empor, und meine Blicke voller Thränen beten zu Dir empor! O ich bete für die Lieben, die Du selbst an mein Herz geschlossen hast. Erhalte sie mir! — —

Doch — — nicht, Vater, wie ich will — nein, nein! wie Du willst! — Ich liebe, aber mein allzu heißes Lieben kann auch zur Schwäche und zum Unrecht werden. Ich will mich ermannen. Ich will mich mit dem Gedanken vertraut machen, daß mir auch mein Allertheuerstes genommen werden könnte. O, mein Herz bricht — — o es wird brechen, wenn sein Kleinod von ihm abfällt; aber dann — schon gewöhnt an die Vorstellung, daß einmal Trennung auf Erden sein müsse, damit droben ein Wiederfinden möglich sei, wird es nicht verzweifeln. Es wird Dich preisen, unter allen Schmerzen preisen. Dann hast Du es abgerissen von dem, woran es hienieden noch am festesten hing. Dann wird es nur um so lauter und sehn-

ſuchtvoller nach dem ewigen Sein hin ſchlagen — dorthin, o dorthin, Vater, wo ich meine Verlornen wieder finde, deren Seele mir hienieden nicht mehr lächelt, und über deren Staub Deine Sturmwinde und Regenwolken hinſchweben.

Ich bin ruhig. Jedes Schickſals bin ich gewärtig. Im Gottes Reich iſt Alles Harmonie, wie kann da der Einklang liebender Seelen je gebrochen werden!

Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geiſt. Vater, in Deine Hände befehle ich alle meine Lieben. Sei unſer Gott und Vater, liebreich, gnadenvoll, barmherzig, langmüthig, wie im Vergangenen, auch in der Zukunft. Amen.

Inhalt des vierten Bandes.

		Seite
1.	Empfindungen am Neujahrstage	3
2.	Wer ist mein Nächster?	12
3.	Pflicht, durch gutes Beispiel zu wirken	22
4.	Ueber die Sucht der Menschen, Andere zu verkleinern	32
5.	Anerkennung fremder Verdienste	42
6.	Der Unverträgliche	52
7.	Parteiischer Sinn im alltäglichen Leben	62
8.	Der Fremdling	72
9.	Besonnenheit im Reden	81
10.	Der Eid	90
11.	Gewissenhaftigkeit	99
12.	Der Kuß des Verräthers	110
13.	Von der Treue in Kleinigkeiten	117
14.	Wiedererstattung	126
15.	Unerkannte Quellen der Feindschaft	134
16.	Gebrochene Freundschaft	144
17.	Die Klippen der Freundschaft	153
18.	Eigene Vorzüge und fremde	162
19.	Die Feindschaft der Gottlosen erhebt den Edeln	171
20.	Wie der Christ sein Recht vertheidigt	182
21.	Die Rache	192
22.	Der Sieg über Widersacher	199
23.	Der Christ und seine Widersacher	207
24.	Versöhnung	219
25.	Für Andere leiden ist himmlische Wollust	227
26.	Duldende Menschenliebe	237
27.	Lerne den Geringern schätzen	246
28.	Der Mißbrauch von den Schwächen Anderer	255
29.	Der Neid	263
30.	Menschliche Sorge	273
31.	Der Luxus	283
32.	Der Undank	291
33.	Die Fehler der Wohlthäter	300
34.	Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen	308
35.	Der Spieler	318
36.	Rechtmäßiges und unrechtmäßiges Eigenthum	327

		Seite
37.	Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum	336
38.	Was der Mensch werth ist	344
39.	Die Blinden und Taubstummen	353
40.	Mit Weisheit Almosen geben	362
41.	Der Selbstmörder. (Erste Betrachtung.)	373
42.	Der Selbstmörder. (Zweite Betrachtung.)	382
43.	Todtenerscheinungen und Ahnungen	392
44.	Guter Name nach dem Tode	402
45.	Von Weissagungen	413
46.	Pflichten gegen die Todten	422
47.	Der letzte Wille	431
48.	Von den Pflichten gegen die Thiere	440
49.	Bedenke das Ende	449
50.	Am Schlusse des Jahres	460

JAN 30 1913